P.o. germ. 783n

nservato
nt erlaub
enützba

<36612974400013

<36612974400013

Bayer. Staatsbibliothek

Ida von Kiburg

oder

das Verhängniß.

Von

August Lafontaine.

Berlin,
in der Sanderschen Buchhandlung.
1816.

Gesch. Fresenius

P.o. germ. 783 m

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ida von Kiburg

oder

das Verhängniß.

I

Baron Gustav von Staig an August.

Tengen.

Hier, auf dem Wege nach Schaffhausen, sitze ich, dir schreibend, vor meinen Augen die köstliche Gegend, und vor und in meiner Seele meine ganze Vergangenheit, die wieder neu geworden ist. Ich kam nach sechs Jahren wieder zu Hause bei meiner Mutter und Schwester an. Meine ehrwürdige Mutter — mitten in der Mutter Freude den Sohn wieder in ihrem Arm zu haben, mitten in dem schönen Triumpfe, mich so — so! wiederzuhaben, brach doch die Sorge für meine Zukunft hervor. O Gustav, sagte sie: dein Oheim verlangt dich.

Aber ich ließ mich nicht irre machen in meiner Freude, durch diese Erinnerung. Ich durchschwärmte mit meiner Schwester das Gärtchen, das Wäldchen, mit dem alten Freudengeschrei. Wir liefen durch das Dorf, und: Junker Gustav! tönte es aus jedem offnen Fenster, aus jeder Thüre mir froh entgegen.

Sieh, ich hätte jetzt alles verwünschen mögen, was mich hier wegziehen wollte; aber es war dennoch nicht anders: den am andern Morgen schon kam ein alter Bedienter meines Vaters mit dem Staatswagen und vier prächtigen Pferden, um uns abzuholen. Der alte Jakob bückte sich ehrerbietig vor dem jungen Herrn; aber doch streckte er einige Male verstohlen die Hand nach meiner aus, und Thränen tropften aus seinen Augen, bis ich mich denn an seine Brust warf, und die Arme um seinen Hals schlang.

Ehe wir einstiegen, nahm mich meine Mutter allein. Gustav, sagte sie: es ist dein Oheim.

Was fürchten Sie, gute Mutter? Gewiß, ich halte ihn höher, als Sie denken. Gewiß!

Vergiß auch nicht, mein Sohn, daß deines Vaters letzter Befehl war, du solltest deinen Oheim als deinen Vater ehren.

Ich ehre auch den Mann in ihm, den unglücklichen Mann, den edlen Mann. Wenn er auch nicht immer mein Herz versteht, und den Jüngling, der so oft eitle Wünsche Weisheit nennt; so verstehe ich sein Herz desto besser, und gewiß, ich ehre es. Seyn Sie ohne Sorgen!

Er begreift nicht, wie Jemand etwas wollen kann, was er nicht will.

Und können Sie sagen, daß er jemals etwas Böses gewollt hätte? Seyn Sie ruhig, liebe Mutter!

Ich bin ruhig, wenn du so denkst, mein Sohn.

Es ist wahr, unsre ganze Reise war von Ort zu Ort vorgeschrieben, als wären

wir Kinder; aber, Possen! rief ich: wer will sich an Sonnenstäubchen stoßen? und froh schwang ich mich auf mein Pferd, und ritt neben dem Wagen mit guter Laune her. Aber so leicht ich über meine Zukunft wegschlüpfen wollte, so mußte ich dennoch zuletzt meine Blicke auf meinen Oheim festheften. So blieb ich träumend hinter dem Wagen, und statt mich mit der Zukunft zu beschäftigen, stieg meine ganze Kindheit aus der Vergangenheit zurück. Es that mir wohl; denn meine Brust wurde mit Muth, mit Hoffnung erfüllt, und mit dem festen Vorsatze, die Zeit wie ein Kind spielend an mir vorüberzulassen, mich mit dem nächsten Tage zu trösten, ist der heutige dunkel. Das schien mir so leicht, was so schwer ist. Und noch scheints mir leicht.

Und hat denn die alte Parze meinem Oheim ihre Spindel, auf der mein Lebensfaden rollt, übergeben? Mit nichten! Mein Oheim hilft ihr nur spinnen. Aber spinne ich nicht auch an seinem Lebensfaden? Ja, guter Oheim, das thue ich,

und so gebe Gott und die alte ernste Parze, daß der Faden recht sonnenhell seyn mag, der aus meiner Hand in dein Leben läuft! Pah! das gebe Gott! Adieu!

Fortsetzung.

Ich war zehn Jahre alt, da ich zu meinem Oheim gebracht wurde. Der Tag meiner Ankunft wird nie aus meiner Seele weichen. Es war der Begräbnißtag meines Vaters, der in der Nähe hier in einem Gefecht geblieben war. Aus dem Wagen wurde ich in den Rittersaal geführt, wo der Sarg stand. Die schwarz behangenen Wände, die hohen schwarzen Leuchter mit den Wachsfackeln, die blitzenden Ahnenschilde an den Wänden, und am Sarge, meines Vaters Degen, Hut und sein Orden auf dem Sargdeckel, die schwarz gekleideten Menschen im Saal, die stumm, und bleich wie Bildsäulen um den Sarg herstanden; das alles machte eine furchtbare Wirkung auf meine Phantasie. Schluchzend und

mit gebrochenem Herzen kniete ich an die Seite des Sargs, und küßte ihn.

Mein Oheim zog mich empor, mir leise sagend: Dein Vater starb wie ein Held und du, sein Sohn, weinst?

Der Zug begann am späten Abend. Die wehenden Flammen der Fackeln, die Stille, das schwarz verhüllte Pferd, das mein Vater an seinem Todestage geritten hatte, die gedämpften Trompeten der Eskadron, die den geliebten Anführer begleitete, zerrissen mein Herz mit tausend Wunden.

Da der Sarg versenkt war, brachte mir ein Offizier meines Vaters Degen. Er wollte reden und konnte vor Thränen nicht. Ich schlang die Arme um seinen Hals, und dankte Gott, daß ich mich doch an einer Brust ausweinen konnte. Die Dragoner umringten mich schluchzend, und nannten ihn hundertmal: Vater! und ich sank aus einem Arm in den Andern dieser erweichten Krieger.

Da ich ins Haus trat, umschlang mich ein Knabe, den ich noch nicht bemerkt hatte. Er zog mich in ein Zimmer, und sagte, mich an sich drückend: hier weine dich satt! und so will ich auch sterben, und so sollen sie mich begraben, und meinen Degen sollst du erben, Ida! Er nahm den Degen aus meinen Händen. Das Mädchen, ein Kind von sieben Jahren, legte ihr Gesicht schluchzend an meine Brust, und rief: o weine nur recht sehr! Ich muß auch weinen!

Ich bin gewiß, lieber Freund, dieser Tag hat einen großen Einfluß auf mein Gefühl gegen meinen Oheim gehabt. Und du weinst? Das klang immer in meiner Seele nach, und stand ich in besserm Vernehmen mit ihm, so tönte es in meiner Seele: und du weinst? und mein Herz verschloß sich gegen ihn.

Aber das soll anders werden. Denn hatte ein Mann ein Recht so zu sagen, so hatte er es. Gute Parze, du kannst mir getrost seinen Lebensfaden anvertrauen.

Fortsetzung.

Restenbach.

Du kannst leicht denken, wie oft ich hier über das Leben erstaunen mußte, über die kalte steife Pracht, die hier täglich wie ein herzloses Schauspiel aufgeführt wurde. Du kennst meines Oheims Art zu leben. Und doch war etwas Besseres in ihm, das aus seinem Herzen, wie eine schöne Morgenröthe, hervorbrach, so oft sein guter Genius ihm nahe trat, sein Freund, ein Schweitzer, ein Herr von Dillingen, dessen beide Kinder, ein Knabe von meinem Alter und ein Mädchen hier fast beständig lebten.

Wie die Bilder eines unstäten Traums steht jene Zeit vor meiner Seele; aber gewiß ich war recht glücklich. Des Schweizers Kinder hatten außer den Schulstunden die volle Freiheit zu thun, was sie wollten. Man konnte sie mir nicht ganz versagen. Herr von Dillingen war mein kräftiger Vorsprecher. Sein Sohn war ein wilder Bube, dem nichts zu hoch war, der gar

keine Gefahr kannte. Mit dem zog ich in der Gegend umher im wilden Spiel mit allen Gefahren, die uns entgegen traten, oder die er suchte. Ich bin ein Schweizer! sagte er, und hinan flog er das steile, verwickelte Gebürg an tiefen Abgründen.

Dann horsteten wir oben auf der nackten höchsten Spitze neben dem Neste eines Adlers und er erzählte mir in hoher Begeisterung die Thaten seines Volks, die seine Ketten zersprengten, mit Thränen in den Augen, die in meiner Brust die Flamme des Ruhms entzündeten. Er erzählte mir Tells Wundergeschichte, dessen Namen Wilhelm er führte, und alte Waffenthaten seines freien Volks. Er sang mir die Siegslieder seines Volks. Ich stimmte mit ein. Am folgenden Tage stahl ich mich mit Ida in ein liebliches, einsames Thal, oder in die Ruinen einer alten Ritterburg, und Ida, Blumenkränze flechtend, erzählte mir die lieblichen Mährchen von Burggeistern, welche die furchtsamen Schritte der treuen Liebenden zusammenleiteten. Und

standen auch ihre Augen voll von schöneren Thränen, so sang sie mir ein liebliches Lied, womit die junge Gräfin Elisabeth von Kiburg, die Mauern ihres Kerkers gesprengt hatte. Jede Stanze endigte mit den Worten:

Denn Liebe bricht Ketten,
Wie Kränze, so leicht;
Die Liebe muß retten,
Wo Tapferkeit weicht.

Dann beschrieb sie mir die Kiburg auf dem hohen Felsen, um welche der Toß seine wilden Fluthen wälzt.

Bist du dort gewesen, Ida?

Ich nicht, aber Marcili, meine Wärterin, war da. Die hat mir alles erzählt.

O glaube mir, mein theurer Freund, in dem Herzen des Knaben liegen schon alle Stürme eines Jünglingsherzens, denn woher würde jetzt mein Herz so bewegt, da ich dieses erzähle? Sieh, nun steigen die schönen Gestalten deutlich, wie freundliche,

mächtige Geister vor mir auf, und ich sehe, wie viel mir Wilhelm und Ida, die ich vergessen hatte, gewesen sind. O berechne ich, was ich bin, was ich zu werden hoffe, so waren es Idas kleine Gesänge, die mir alle Thore des Lebens aufthaten, und jedes Thor zu einer Triumpfpforte machten, mit den Lorbeerkränzen des Ruhmes, dem Myrthenkranz der Liebe, den Ährenkränzen des häuslichen Glücks geschmückt.

Uud sieh, o sieh, nicht zwei Büchsenschüsse von mir rauscht der Toß, der die alte Kiburg umschlingt.

Und so laß mich schnell enden! O wie konnte ich die beiden edlen Kinder vergessen!

Das Übrige ist kurz. Meines Oheims Sohn war ein verweichlichtes Kind. Mit finsterm Blick sagte mein Oheim oft, wenn der Herr von Dillingen ihn bat den Knaben abzuhärten: wer kann gegen das Verhängniß!

Im Frühjahr gieng er mit mir und Wilhelm in die Gegend. Wir waren dreizehn Jahre alt. Der Fluß vor uns lockte den Schweizer zum baden. Ich folgte. Meines Oheims Sohn wollte auch baden. Wir riethen ihn ab. Er hörte uns nicht. Wir kehrten nach dem Bade zurück. Hatte das kalte Wasser ihm geschadet? Er wurde am folgenden Tage krank. Ich sagte, das er gebadet hatte. Ärzte wurden gehohlt. Aber er starb nach vier Wochen.

Seine Mutter, die den einzigen Sohn unendlich liebte, betrachtete uns, mich und den Schweizer, mit Blicken, als wären wir seine Mörder. Mein Oheim sagte mit finsterer Kälte: es ist mein Verhängniß! Wer kann dagegen? — Sie sind unschuldig! rief er heftig, wenn meine Tante sagte: die beiden beredeten ihn zu dem unglücklichen Bade. Aber ich zitterte dennoch vor dem Blicke, den er bei diesen Worten auf mich warf. Und mit diesem Blicke sagte er jedesmahl die furchtbar kalten Worte: du bist nun mein Erbe!

Hassend richtete meine Tante ihre nassen Augen auf mich; kalt und abstoßend mein Oheim den schweren Blick.

Einen Morgen fuhr der Wagen vor. Mein Oheim sagte kalt: du reisest zu deiner Mutter, Neffe. So nannte er mich jezt, sonst Gustav. Mein Erbe bist du. So wollt es das Verhängniß!

Ich stand; ich wollte mich ihm nähern. Adieu! sagte er aus der Ferne. Ich wendete mich an meine Tante. Sie drehete sich ab mit dem Worte: lebwohl! Schluchzend verließ ich das Haus, mit einem wunderbaren Gefühl von getheiltem Haß und Liebe. Der Hofmeister gieng mit mir. Mein Oheim zahlte an meine Mutter für mich ein reiches Jahrgeld. Seine Briefe an meine Mutter waren kalt, aber ohne Verwürfe. In meinen siebenzehnten Jahre erhielt ich von ihm den kurzen Befehl als Volontair-Offizier zu dem Prinzen Emil zur Armee zu gehen. Ich wurde sehr reich ausgestattet. Nach dem Frieden kam meine Reiseroute von ihm zu einer Reise nach Paris und Rom

für mich. Hundert mahl wollte ich die schwere Fessel abwerfen, die dieser Mann mir anlegte. Aber meiner Mutter Bitten, und meines Oheims finsteres, gebrochenes Herz — Ich reiste. Ich kam zurück. Ich bin auf dem Wege zu ihm.

Wehe! o wehe! mein theuerster Freund. Denn sieh, ich habe doch einen Blick in die Zukunft gethan. Sie hängt drohend wie eine Gewitterwolke vor mir, dunkel, und mich wirft eine kalte Hand in das gräßliche Dunkel. Ich weiß, welche stolze, hohe Plane er mit mir hat. Ich soll nicht nur der Erbe seines Vermögens werden, sondern auch seines Nahmens, Graf von Seedorf, den ihm der Kaiser schenkte. Ach, Freund, den Lorbeerkranz des Ruhmes bindet er mir, aber die Myrthe der Liebe, den Ährenkranz des häuslichen Glücks zerreißt seine Hand, und dann sagt er kalt: es ist dein Verhängniß! wer kann dagegen?

Die Liebe bricht Ketten,
Wie Kränze, so leicht.
Ach! wird sie mich retten?

O

O wird sie mich retten! O werde ich die Liebe retten? Noch ist mein Herz frei. Die Bitten meiner besorgten Mutter, die Winke meines edlen Hofmeisters haben mich frei erhalten. Aber mein Herz schlägt gewaltsam in der gefesselten Sehnsucht. O ich möchte sein Vermögen, seinen Grafentitel wie Staub dahin werfen, und nur die theuersten Güter des Lebens retten, die Freiheit, die Liebe, das Glück. Selbst das Leben könnte ich dahin werfen, und aus der ersten liebenden Umarmung in das Grab sinken. O lebe wohl! lebe wohl!

Derselbe an denselben.

Winterthur.

Verhängniß! sagt er: wer kann dagegen? Gut! Verhängniß! sage ich auch! Und alle guten Geister rufen frohlockend das Wort mir nach, und die Stimme der ewigen Liebe tönts herab von Throne der Allmacht, singend und jauchzend.

O nein! Oheim, nein! nicht der ewige, verstandlose, willenlose Strom des Werdens und Vergehens rollt durch die dunkle Ewigkeit, und speit hier Wehegeschrei und dort Jauchzen aus und verschlingt beides wieder, und stürzt zahllose Nachwelten in das ewige Nichts, wie er zahllose Vorwelten hinabstürzte. Der Geist der ewigen Liebe schwebt über dem dunkeln Strome des Werdens, des Vergehens: sonst wäre die Welt ein Fluch, das Dasein eine Hölle, der Verstand gefesselter Wahnwitz und die Tugend Verzweiflung.

Sieh, o sieh, mein August, ich Armer, dem das geizige Geschick jetzt eine schöne Zukunft bietet statt einer Vergangenheit, ich sollte sie frevelnd von mir stoßen? Jetzt, da mir die Natur, das Verhängniß, die ewige Liebe selbst, alle Pforten des Paradieses, der Ewigkeit öffnet, da über den dunkeln Strom meines Lebens die Glorie des Himmels, einer überirdischen Hoffnung sich leuchtend herabgesenkt hat, soll ich taub und blind das Vergängliche, die arme Gegenwart festhalten? O guter Gott,

laß mich lieber mein Leben verschlafen, und gieb mir Träume von himmlischem Glück, und an einem Traume wie diese Wirklichkeit, die mich umfängt, laß mich sterben!

Horch auf, mein Freund!

Mein Brief an dich von meiner Jugend hatte meine ganze Jugend wieder lebendig gemacht. Ich lasse also die andern nach Winterthur fahren, wo wir ohnehin acht Tage bleiben sollen einen Herrn von Glauchen zu erwarten, der uns da treffen soll. Ich gehe indeß an dem Toß hinauf. In der Zeit begegnet ein Schweizer mit seiner Tochter dem Wagen meiner Mutter. Der Kutscher frägt nach dem Wege, und der Schweizer belehrt ihn, aber mit Worten, die den gebildeten Mann verrathen.

Erröthend sagt das Mädchen zu ihrem Vater: vielleicht, lieber Vater, nähme die Dame mich unter ihrem Schutz mit nach Winterthur.

Recht gern, fällt meine Mutter ein. Den Schweizer ruft ein dringendes Geschäft

auf drei Tage nach Schaffhausen. Die Schweizerin steigt ein. Der Vater nimmt mit der Tochter Abrede, wo sie ihn treffen soll, und der Wagen fährt weiter nach Winterthur. Ich komme eine Stunde nach ihnen an, und da ich das Zimmer öffne, fällt mein Blick auf das Mädchen, das meine Mutter in ihren Armen hielt.

Der Himmel soll mich behüten, daß ich dir den Glanz der Sonne mit Worten beschreiben sollte, so wenig wie den Reiz dieses Mädchens. Der Bediente hatte mir unten schon gesagt, bei meiner Mutter sei ein Schweizer Landmädchen; auch war das Mädchen gekleidet, wie wir schon viele gesehen hatten. Ich trat gleichgültig ins Zimmer; auch sah ich nichts als die Gestalt; denn es war schon Abenddämmerung. Aber meine Schwester kam mir entgegen, und sagte mit entzückten Blicken: Gustav, alles was die Natur Entzückendes, Schönes, Gutes, Heiliges hat, fasse das in einem Mädchen zusammen, und das Mädchen steht dort. Ich lächelte; aber da sah ich

die Gestalt; dann hörte ich ihre Stimme, dann sah ich ihr Gesicht, da Licht gebracht wurde, und nun verbeugte sie sich noch einmal gegen mich, und das klare, freundliche, gütige Auge blieb eine Sekunde lang auf meinem Gesicht hängen — aber so wird es nimmermehr.

Ich stand und horchte, und hatte nicht das Herz, in das Gespräch hinein zu fallen, und betrachtete unablässig das lachende Auge, das selbst in einer traurigen Erinnerung, die es benetzte, die holde Freundlichkeit behielt. Man hätte sagen sollen, es spiele mit den Thränen.

Ich habe oft gelächelt über eine Liebe, die in einem Momente siegend in das Herz bricht, und doch war mir es jetzt so. Und doch war mirs in dem Augenblicke, als hätte ihr Bild schon lange, still und angebetet, in meiner Seele gelegen, als hätte ich sie in meiner Sehnsucht, in jedem großen, edlen Entschlusse, in jeder Erhebung meines Herzens, in jedem Entzücken, in jedem Schmerz den lächelnden Blick gesehen,

oder den Gesang ihrer Stimme gehört, als wäre es die geheime Stimme meiner innersten Seele.

Woran denkst du? fragte meine Schwester.

Ich besinne mich, an welchem Orte ich Sie gesehen habe, antwortete ich, mich an das Mädchen wendend. Im Ernst fragte ich so, denn meine ganze Seele wurde dann und wann, von dem Tone ihrer Stimme, oder von ihren Blicken so erregt, daß mir es immer gewisser wurde, ich hatte sie schon gesehen.

Sind Sie schon in der Schweiz gewesen? fragte sie. Das war ich nicht. Aber Sie in Italien, in Rom?

Sie war da gewesen; aber in einem ganz andern Jahre.

Wir redeten nun von Italien, von Rom, von der Kunst, zuletzt italiänisch. Sie redete es sehr fertig, und sie redete so einfach. Es waren keine Kunsturtheile. Alles kam aus ihrem Herzen mehr als aus

ihrem Kopfe. Sie sang ohne Ziererei keine große Opernarie, sondern eine kleine Romanze, so einfach, so ohne Kunst, als hätte sie es nur gewollt, wir sollten ihre himmlische Stimme und nicht die Musik bewundern.

Sie gab dann meiner Schwester einen Wink, beugte sich vor meiner Mutter mit langsamer Ehrerbietung, mit dem lächelnden Auge, das sie bedeckte und sie verschwanden.

Meine Mutter sah mich lächelnd an, ich sie wieder, und ich gieng auch, meine Seele aus diesem Sturme der Entzückungen zu ziehen, oder mich darin auf ewig unterzutauchen.

Ich war vor der Sonne auf und im Garten; denn die Schweizerin hatte den Abend vorher ein paar Worte von der gesunden Bewegung in der Morgenluft fallen lassen; aber nach zwei Stunden kam sie mit meiner Schwester zurück von der Höhe vor der Stadt. Ein wunderschöner Morgen, liebe Mutter! sagte meine Schwester.

Das seh ich. Es strahlt von deiner Wange, aus deinem Auge.

O liebe Mutter, das ist etwas Schönes! Ich habe den unsterblichen Frühling gesehen; eine Sonne nach der andern stieg empor, ein Frühling drängte den andern mit unsterblichen Blüthen. Ich hatte die ganze, die schönste Natur an meiner Brust! Und um zu sagen, was sie meinte, drückte sie ihre Begleiterin an die volle Brust.

Es war mir, als sähe ich sie jezt zum erstenmahl in den himmlischen Strahlen aller Reize, jeder Schönheit. Ich hörte nur. Ich war bald mit meiner Mutter allein. Sie sah mich an. Dann sagte sie mit einem schönen Lächeln: ich möchte wohl wissen, Gustav, welch einen Eindruck dieses Mädchen auf deine Seele macht. Sie ist sehr schön.

Tausendmal reizender als schön.

Bescheiden.

Und doch so reich an Tugend, Geist und Anmuth.

Dein Auge flammt, Gustav.

Dieses Herz noch vielmehr. Hören Sie nur, was meine Schwester sagte. Ich schäme mich vor der Armuth meiner Worte.

O vergiß nicht, daß dein Oheim —

Vergessen? wüßte ich, des Mädchens Hand wäre frei. Wüßte ich, o Himmel! wüßte ich, ich dürfte hoffen, daß dieser ewige Frühling, wie Henriette sagte — o Mutter! wo ist das Thal, wo sie lebt? es soll meine Welt seyn, mein Reich, wo jeder Sitz neben ihr, ein neuer Königsthron, wo jedes vertraute Wort von ihren Lippen, eine neue Huldigung ist. Mein Oheim, was bietet er mir? was ich niemals achtete, kaum in der Stunde des eitelsten Wunsches.

Ich habe deine Empfindung an deinen Blicken errathen; und darum dann — laß uns überlegen.

Nein, liebe Mutter, nein! Was überlegen? Ich soll eine natürliche Empfindung unterdrücken für meines Oheims Titel und Gold? Wie? Sie selbst hielten

es nicht für schimpflich, eines Titels, des elenden Goldes wegen nur eine einzige Minute lang zu heucheln? Glauben Sie mir, Mutter, hätte ich nicht in meinem Herzen einen bessern Vorwand — Ja Himmel! ja! nur einen Vorwand — meinen Oheim zu ehren, als sein Gold, so —

Nun denn, mein Sohn, eines Mädchens schöner Mund wird nicht der zweite Vorwand seyn, den ersten umzuwerfen. Das mein ich. Ich möchte nicht, daß des Mädchens seltener Liebreiz dich unbewegt ließe; aber mein Sohn soll ein Mann bleiben, das mein ich.

Mann? O eben darum, Mutter. O das fühle ich nur zu tief, daß das kein Mann ist, der nie sagen darf: das will ich! Dem die Stimme eines Fremden Gesetz ist, nicht die Stimme seines Herzens. O wäre sie frei, schlüge ihr Herz für mich, so, liebe, theure, gute Mutter, so wäre ich ein Mann, nur um ein Mann zu seyn. Das wußte ich, da ich meine Reise antrat. O dazu war ich fest, unwandelbar

entschlossen. Eine Rose auf einer Mädchenwange hätte mich nicht verführt, eine schöne Gestalt nicht; aber der ewige Frühling mit unvergänglichen Blüthen des Paradieses, wie Henriette das Mädchen nannte.

Und ists mehr, was dich, was Henrietten verführt? Ist sie die Eine? Sprich.

Die ich gefunden habe. Ja!

Da trat meine Schwester ins Zimmer mit den Worten: noch diesen Vormittag will die Schweizerin uns verlassen. Es wird mir sehr wehe thun, sehr wehe!

Wie heißt sie? wo wohnt sie? fragte ich eilig.

Ist das Mädchen eine Erscheinung des Himmels? sagte Henriette lächelnd. Hat sie keinen irdischen Namen? keine Wohnung auf der Erde? Ich fragte sie eben, da sie mir sagte, sie müßte fort. Sie lächelt so hold, und schweigt. Es ist etwas räthselhaftes dabei, das ich ergründen möchte. O ich möchte alle ihre Geheimnisse

wissen. Ich möchte sehen, wie sie erröthet, wenn sie nun gar neben dem Geliebten steht.

Geliebten? fragten ich und meine Mutter zugleich.

Daß sie liebt, ist mir aus ihren Erzählungen klar geworden.

O Verhängniß! rief ich mit dem Tone meines Oheims und im Innersten erschüttert. Aber es war kein irdischer Schmerz, möchte ich sagen. Ihr Verlust trug mich empor auf den Flügeln dieses Schmerzes vor eine höhere Aussicht meines ganzen Lebens.

Nun kam sie zur Reise gekleidet. Jetzt trat ich dreist zu ihr mit ihr zu reden, und meine edle Mutter, die meinen Schmerz und meine Seele begriff, gab jetzt dem Mädchen Gelegenheit, den ganzen Reichthum ihrer Seele zu entfalten. Sie sah mich lächelnd dabei an, als wüßte sie, wie wohl es mir thun würde, zu wissen, welch einen unschätzbaren Reichthum ich verloren hatte.

Auch das Mädchen schien freier. Sie redete mit mir mehr als mit den Andern. Der Abschied schien ihr nahe zu gehen. Sie reichte mir zum Abschiede ihre Hand, und hielt ihr Auge eigen fest auf meinem, so lange ihr Abschied von mir dauerte.

Dann gieng sie mit meiner Schwester. Sieh, mir wars, als bliebe ich in der wasserlosesten Wüste allein. Was du, wie dein Oheim, sagte meine Mutter, ihre Hand sanft auf mein Herz legend: Verhängniß nenntst, ist nichts als der sanfte Befehl eines gütigen Schicksals. Wie viel zerschlagene Hoffnungen gehören nicht dazu, mein Sohn, ein Leben hoffnungslos zu machen.

O hartes Verhängniß! sage ich noch einmal. Denn wäre ein Schmerz gerecht, der nicht ewig schiene? Doch hatte ich zu kämpfen mit dem Wunsche ihr nachzugehen, um zu wissen, wo sie wohnte. Denn da gieng sie mit meiner Schwester den Hügel hinan, oben setzten sie sich. Meine Schwester kehrte allein zurück.

Neben mir sang ein Mädchen zu einer Harfe: ich denke dein! O wie mich die einfachen Worte so tief rührten. Es war als sänge der Engel meines Schicksals mir die Worte; denn das Mädchen verschwand im Gebüsch.

Ich hätte gewünscht, wir hätten können in dieser Minute abreisen; aber der Herr von Glauchen kam nicht, und was meine Schwester von dem Mädchen erzählte, drang zu schmerzend in mein Herz. So stand ich mit dem Gastwirth am Fenster, er nannte mir jeden Ort in der Gegend.

Dort die Ruine auf der Höhe? fragte ich.

Das ist die alte Burg des Grafen von Kiburg, sagte er. Dieser Name brachte mir die Romanze, die mir Ida in meiner Kindheit sang, ins Gedächtniß. Der Herr von Glauchen hatte meiner Mutter geschrieben, daß er erst nach acht Tagen kommen könnte. Ich machte mich auf, die Gegend zu durchwandern, und ich gieng gerade auf

Kiburg los. Ich stieg den Berg hinan. Ich durchwanderte die schöne Ruine. Ich fand alles so, wie die Ramanze sagte, den steilen Felsen, von dem die Gräfin, ihrer Liebe vertrauend, hinabschwebte. Ich gehe zurück in einen wilden Rosenstrauch, und vor mir sitzt das Schweizermädchen, jetzt recht gekleidet wie ein Schweizerlandmädchen. Ich schloß daraus, daß ihre Wohnung nicht weit entfernt sein konnte.

Sie sah hell auf, lächelnd, mir entgegen, und hieß mich willkommen. Ich antwortete nicht; denn eben jetzt sann ich nach, wo ich sie schon gesehen hatte, wie jetzt in dem braunen Kleide der Bäuerinn, das roth geschnürt war, das helle blonde Haar in reiche Locken zusammengebunden, und das dennoch bis auf die Schultern sich hinablockte.

Ich heiße Sie willkommen, Herr Baron, sagte sie noch einmal.

Und ich sinne in meinem Innern nach, wo ich Sie gesehen habe, denn der Ton

Ihrer Stimme klingt hell aus meiner Vergangenheit hervor. Mir ists so klar, als hätte jede Freude meines Lebens mit Ihrer Stimme geredet. Mir ists als wollte jetzt Ihr Name von meinen Lippen fallen, und jetzt, und wieder.

Mich dünkt, das geschieht einem oft so. Ist mirs doch, als hätte ich hier gelebt, und ich bin heute zum erstenmal hier. Doch, — das läßt sich erklären. Hier erröthete sie, sie gerieth in eine liebreizende Verwirrung, als hätte sie mehr gesagt, als sie wollte. Sie schlug zuletzt fast beschämt das Auge nieder und schwieg ganz.

Und habe ich Sie noch nie gesehen als vor drei Tagen und heute, fuhr ich fort: denn wer hätte Sie gesehen und ihren Namen vergessen? so liegt ja in jeder Brust, sagt die schöne Fabel, das Bild der Gespielin aus der Unschuldswelt, wo wir schon einmal lebten, die uns zuweilen in einem glücklichen Traume erscheint, und die bekannte, schöne Stimme erinnert uns an das Paradies, das jeder verloren hat.

Sie

Sie erröthete so schön; aber ohne die Augen aufzuschlagen. Ja, fuhr ich fort: ja, wir finden das alte schöne Paradies nur in Ruinen wieder, in Trümmern, in vergeblichen Wünschen, und jeder Mensch zieht aus dem Leben, wie ein Zugvogel, der einen ewigen Frühling sucht, und nur überall einen zu vergänglichen findet. Und wie viele, setzte ich höchst bewegt hinzu: finden nur statt des kurzen Frühlings den erstarrten Winter!

Sie legte die Hände, nur die Fingerspitzen gefalten, sanft in den Schooß, ohne ein Wort zu sagen. Aber auf ihrer Wange stand ein höheres Roth, das nicht Erröthung mehr war. Sie war bewegt wie ich; und so brach ich ab. Sie sind hier bekannt? fragte ich mit einem ruhigen Tone, den ich gewaltsam wechselte.

Ich bin zum erstenmale hier, sagte sie mit erweichter Stimme.

Ich nicht, antwortete ich. Das ist auch so ein Andenken aus einer schöneren nie vergessenen Zeit meines Lebens. Sehen Sie

jene starken Mauern sprengte die Stimme einer treuen Liebe; hier wo Sie sitzen stand vor Jahrhunderten eine Gräfin Kiburg. Ihrer Liebe, dem Schutze des Himmels trauend, sprang sie hinab in den Abgrund, und die Arme des Geliebten fingen sie auf.

Thränen stürzten aus dem niedergeschlagenen Auge des Mädchens. Dann stand sie auf, und gieng seufzend um den Felsen hin in die Ruinen. Ich folgte ihr mit dem Entschlusse, das ganze Gespräch zu wechseln. Ein Mann kam ihr entgegen aus einem Häuschen, das in die Ruine hinein gebaut war, mit einer Schale mit Milch, und Brodt und Butter.

Sie flog in das Haus und brachte einen Stuhl, den sie mir bot, ich holte einen zweiten. Der Mann brachte noch einen Löffel, ein Messer, und nach ein paar Minuten saß ich ihr gegenüber, mit ihr aus Einer Schale essend.

Nun schlug sie ihre großen blauen Augen mit einem unaussprechlich schönen Lächeln

gegen mich auf, aber ohne ein Wort zu sagen. Es war als horchte sie auf eine Schalmei, die tief am Berge ertönte. Die Gegenwart vergieng, die Vergangenheit, die Töne der Schalmei zogen wie aus tiefer Ferne her mein Herz in der weichsten und schönsten Empfindung auflösend. Meine Brust war überfüllt und überwältigt von Wonne.

Sie lehnte sich zurück an den Stuhl, die Hand mit dem Löffel sank. Sie hatte das Haupt seitwärts gewendet als zu den Tönen der Schalmei. Aber sie hörte nichts. Das Auge war wie von einem Traum überzogen. Ihre Seele ruhte in sich. Da sank das Auge tiefer und irrer, und die Lippen öffneten sich ein wenig, und leise kamen — o Himmel! süße, wohlbekannte Töne mit den Worten hervor:

Denn Liebe bricht Ketten —

Diese einzige Zeile sang sie, und ich rief: Ida! o meiner Kindheit Ida! denn auf einmal entwickelte sich Idas Gesicht, Idas Stimme aus ihrer. Sie kam wie

aus einem Traum wieder zu sich, da ich den Namen Ida so laut rief. O Ida, rief ich, ihre beiden Hände fassend: sehen Sie, daß ich mich nicht täuschte! Sehen Sie, daß mein ahnender Geist, daß mein Herz sie erkannte. Sie stand aber stumm vor mir, das Gesicht mit den niedergeschlagenen Augen von einer Seite zur andern wendend, sichtlich mit einer schweren Unruhe kämpfend.

Und Sie, Ida, erkennen mich nicht? den Gespielen Ihrer Kindheit, Gustav nicht? Thränen drangen aus ihren Augen. O das ist zuviel! sagte sie ängstlich aufseufzend. Sie setzte sich auf ihren Stuhl, sagte: lassen Sie uns erst essen, und dann erkläre ich Ihnen — — Sie hielt tiefsinnig inne.

Aber sie aß nicht. Sie versank in ein tiefes Nachdenken, aus dem sie zuweilen ihr Auge auf mich wehmüthig erhob.

O sieh, mein Theurer, wie mich nun der Wunsch marterte, ihr die einzige Frage

zu thun, die mein ganzes Herz erfüllte: bist du die Braut eines Andern? Und doch hätte ich die Frage nicht thun können, und wäre ihr Besitz der Preis gewesen.

Aber ich fühlte, nach einer Minute wäre ich nicht im Stande gewesen sie zurück zu halten. Ich ging also in die Ruine hinab und setzte mich auf den steilen Vorsprung der hohen Klippe. Nein, ich will sie nicht fragen! sagte ich zu mir selbst. Aber sagen will ich ihr einfach, wie vollkommen sie ist, und müßte ich ihr auch sagen, daß ich sie liebe.

Ich ging langsam wieder hinauf, und sie kam mir gefaßt entgegen, entschlossen, das sah ich an ihrem Lächeln. Ich hatte sie schon in Winterthur erkannt, Herr Baron, woran Sie auch mich hier erkannten. Was das Vertrauen geben kann, gebe es freundlich. Was das Schicksal abschlagen muß, thue es freundlich; wie der Sterbende, der seine letzte Lebenskraft in ein freundliches Lächeln verwendet.

Was muß das Schicksal mir abschlagen? fragte ich ruhig.

Das wiedersehen, Herr Baron.

Was kann das Vertrauen geben, Ida?

Die Versichrung, daß mir das Scheiden weh thut. Sie reichte mir die Hand.

Da ich Sie sah, Ida, und hörte, ohne Sie zu kennen, da hatte ich einen großen Wunsch. Jetzt, da ich Sie kenne, da ich fühle, daß dieser Wunsch meine Kindheit mit meiner Zukunft vereinigt — o ein großes Glück, Ida! nicht wahr? Wenn der Kindheit schönes unschuldiges Spiel noch den Mann beseligt! wenn dieselbe Hand, die dem Knaben einen Kranz flocht, dem Greise die letzte Blume auf das still gestandene Herz legt. O darum schon, darum sollte der Mann der Jugend Geliebten treu seyn, um alles, alles, und das Schönste unsterblich zu wissen. Ach, der—

O fahren Sie nicht fort, Herr Baron, Sie erweichen mich zu sehr.

Das will ich nicht, Ida! Aber sagen will ich dir, meiner Kindheit unschuldige Gespielin, daß du mich mit einem großen, edlen, ewig unerfüllten Wunsche allein in der Welt lässest. Aber weine nicht, Ida; denn unglücklich bin ich nicht. Es ist ein edler Wunsch. Es würde mir wehe thun, wenn die Zeit meinem Schmerze etwas nehmen könnte. Sie sind glücklich, Ida! Und ist das nicht, was ich allein von dem Geschick zu bitten habe?

Sie sah mich ängstlich an. Dann sagte sie muthig: wir müssen scheiden, auf ewig, Herr Baron. Glauben Sie mir, wir müssen! aber auf dieser edlen Minute soll kein Flecken haften, keine Unwahrheit. Was ihre Schwester zu wissen glaubt — das Schicksal trennt uns, das Schicksal — aber kein Mensch. Leben sie wohl, Gustav!

Wie? rief ich: Ida, versteh ich recht — das ist nicht, was meine Schwester zu wissen glaubt — Wie?

Herr Baron, sagte sie majestetisch auf mich eintretend: ich bitte Sie, lassen Sie den Augenblick unsres Scheidens rein seyn wie die Tugend. Wir müssen scheiden! Jetzt! leben sie wohl!

Da riß des Schicksals glühender Dolch durch meine Seele. Leben Sie wohl! sagte ich. Ich ging in die Ruine. Mir trat ein Mann entgegen, mit brennenden Augen, einen finstern Schmerz auf dem zusammengepreßten Munde. Ida! rief er: was ist das? du konntest mich betrügen?

Ida flog in seine Arme; aber dann erblaßte sie an seiner Brust. Sie schwankte, sie rang mit einer Ohnmacht. Ich trat näher ihr zu helfen. Er wieß mich streng zurück. Herr Baron! rief er: o grausamer Triumpf! — Welch ein tückischer, heilloser Dämon warf Sie auf unsern Weg?

Vater, wir sind unschuldig, sagte Ida.

Unschuldig? wie kommst du hieher? wie er? Ist auch dies Zufall?

Der unschuldigste von der Welt, Herr von Dillingen. Bei Gott! ich kannte

Ihre Tochter nicht. Was mich hieher führte, ein Lied Idas aus unserer Kindheit, verrieth sie mir.

Vater, bei deinem Leiden schwöre ich, es war Zufall. Du weißt ja selbst, schon seit Wochen, daß ich heute hier seyn wollte.

Er liebkoste dem Mädchen. Ich habe, sagte er, ein paar Worte Ihrer Unterredung gehört. Sie sehen aus, wie ein Mann. Ich bin einer. Morgen erwarte ich Sie in meinem Hause. Ich heiße Dillingen, nicht von Dillingen. Ich wohne in Geroldswil, dort am See. Was Sie mit uns abzumachen haben, das haben Sie mit dem Vater, und mit dem Manne abzumachen. Morgen erwarte ich Sie.

Er ging mit Ida den Berg hinab. Ich hob dankend meine Hände gen Himmel. Ich ging zu Hause.

O mein Freund, mein Freund, wie, wie erwarte ich das morgende Tageslicht! Lebwohl!

Derselbe an denselben.

Winterthur.

Ich kam mit dem frühen Morgen in Geroldswil an. Das Haus, wo der Vater wohnte, liegt an einem Hügel, mit Wein bepflanzt. Vor sich hat es den blauen, schönen See, und seitwärts ein Wäldchen. Auf der andern Seite ziehen sich die schönsten Wiesen am See hin, auf denen die schönsten Kuhheerden weideten. Man konnte nicht schöner wohnen als Ida.

Ihr Vater empfing mich freundlich mit dem deutschen Handschlage, Ida mit einem wehmüthigen Lächeln.

Ich habe, hob er dann an, einen Gang zu machen mit meinem Mädchen, Herr Baron. Diese Papiere da werden Ihnen die Zeit vertreiben. In ein paar Stunden bin ich zurück.

Er ging mit Ida den Weinberg in die Höh. Ich setzte mich mit den Papieren,

vor denen ich zitterte, vor das Haus in dem Schatten einer Kastanie, und nachdem ich noch einen Blick in die schöne Natur vor mir gethan, und mich fest entschlossen hatte, das Geschick über mich walten zu lassen, fing ich an zu lesen. Hier ist der Inhalt der Papiere, die ich las.

Ein alter General zittert.

Der General von Oppeln hielt mit seinem Regimentsarzt einen hohen Rath über seinen runden Bauch. Wenns Krieg würde, Herr, rief er lebhaft: ich müßte ja den Abschied nehmen. Helfen sie mir, Herr!

Der Arzt schlug eine Reise zu Fuß durch die Schweiz vor, womit er den General obendrein einen Gefallen that. Er liebte die Schweiz, weil sein Haus aus diesem Lande der Freiheit herstammen sollte. Einen Tag nach dieser Unterredung war der General auf der Reise; denn Entschluß und Ausführung war bei ihm eins.

Der General fuhr bis Konstanz. Von da gieng er zu Fuß in Begleitung seines alten Wachtmeisters, der eben die Kur gebrauchen sollte, nach Zürich, scherzend und spottend, über den Infanteriedienst, zu dem ihr Bauch, der, wie er hundertmal unterwegs sagte, die ganze Welt regiert! sie angeworben hatte.

Bis Uznach fuhren sie auf dem See. Aber hier war die breite gepflasterte Straße zu Ende, und der General zeigte lachend auf die Berge im Gaster. Ihre Bagage war nach Glaris vorausgegangen, und der General trat mit seinem Wachtmeister die Reise muthig an. Eine Stunde lang war der General unter vielen Standreden an seinen Bauch, den er auf Reisen, und zwar auf so gefährlichen Wegen, führen mußte, hinauf geklettert, nur vor sich auf den Weg sehend. Halt! rief er nun, und wollte sich ausruhen. Er setzte sich; aber in demselben Augenblick erblickte er neben sich den furchtbaren Abgrund. Ein unabläßiger Schwindel ergriff den alten Krieger.

Er umklammerte eine Klippe, an der er saß, und schwur, er müßte hinab in den Abgrund.

Die Augen zu, Ihre Exzellenz! rief der Wachtmeister.

Hilft mir nichts! die Erde geht mit mir rund um. Er legte sich platt auf den Boden. Der Wachtmeister, dem selbst nicht wohl zu Muth war bei dem Abgrunde, stellte sich dennoch zwischen seinem geliebten Herrn und dem Rande des Schlundes, und fluchte alle Regimentsflüche zehnmal durch, während sein Herr seufzte.

Der Weg hinauf war noch steiler. Aber der General erklärte, den Weg hinab könne er nicht gehen, und müßte ich hier, rief er, allen Narren zum Spott, liegen bleiben bis an mein, Gott gebe! seliges Ende.

Ihr Wegweiser, der auf Schweizerisch fluchte und schwur, daß diesen Weg ein Betrunkener gehen könnte, wußte kein Mittel, den General vom Boden zu bringen.

Da kam von oben herab ein junger Bursche von achtzehn Jahren. Er hörte, und zuerst brachte er den General wieder von den Abgrund ab in eine kleine Vertiefung der steigenden Felswand. Er bat den General, er möchte sein Auge nach und nach an den Anblick gewöhnen; aber der General, den seine Schwäche heftig machte, warf mit Narren um sich. Herr, ich sitze hier wie ein Spitzbube, wie ein Mörder, der Galgen und Rad vor sich sieht; aber er muß doch dran, und — Narren reden von gewöhnen; und läge ich hier sieben Jahre in der Lehre, ich könnte doch keinen Schritt machen. Ich bin wie verliebt in den verdammten Abgrund. Ich weiß, ich breche den Hals, und doch ists als zöge mich ein Zauber hinein. Der junge Bursche lächelte, rief: ich bringe Hülfe und flog den Felsenweg hinauf nach Schennis.

Er brachte ein Maulthier; aber der General überzeugte alle drei, könnte er aufstehen, und an diesem Abhange das Thier besteigen ohne hinab zu stürzen, so könnte

er auch hinab- und hinaufgehen. Ich bin, wie heißt der Kerl, der den Menschen das Feuer vom Himmel stahl? an den Felsen fest geschmiedet.

Wie der Wind war der junge Bursche mit dem Maulthiere wieder fort. Er kam mit einigen Leuten aus Schennis, mit großen Stangen und Seilen zurück.

Nach hundert vergeblichen Versuchen, die den General in einen ernstlichen Zorn versetzten, der wieder die Leute unwillig machte, gelang es dem jungen Schweitzer doch endlich, den General aufzurichten, und ihm mit Hülfe der Stangen, die ein Geländer an dem Abgrunde bildeten, und mit den Seilen, woran man den General gebunden hatte, langsam hinabzuführen. Der Jüngling ging am Rande des Abgrundes neben dem General, ihn zu halten, wenn er ja einen falschen Schritt thäte.

Der General sah die Gefahr des jungen Menschen. Er bat ihn, er fluchte sogar, um ihn auf den Weg zu bringen. Verge-

bens! Und endlich waren sie alle außer Gefahr.

Alle Teufel! rief der General und setzte sogleich mit einem Blicke gen Himmel hinzu: guter, barmherziger Gott! vergieb, daß ich den Teufel früher nannte. Aber er hatte mich in seinen Klauen! Nun zog er seinen Geldbeutel, und theilte rings um aus mit edler Großmuth. Den Jüngling zog er an seine Brust, ohne ihm Geld zu bieten. Wir gehen noch mit einander, edler Mensch! sagte er.

In Uznach erhielt der Wachtmeister den Befehl, das Gepäck aus Glaris zurückzuholen, und damit nach Zürich zu gehen. Der General schiffte sich mit dem jungen Schweizer auf den See ein. Sie fuhren nach Zürich.

Der General machte unterwegs seinem Bauche hundertmal Vorwürfe, daß er ihm die Schande der Feigheit zugezogen hätte; aber tragen muß ich dich nun bis an meinen Tod. Dann that er dem jungen Menschen den Vorschlag, mit ihm nach Deutschland

zu

zu gehen. Ich habe einen Vater! war des jungen Menschen Antwort.

Ich will ihn sehen! sagte der General lebhaft. Laß uns zu ihm, wenns nicht etwan Berge auf dem Wege giebt. Denn liegt das Paradies auf einem Berge, so leiste ich Verzicht darauf.

Des Jünglings Vater lebte in Geroldswil, und der General, der alle Fußreisen verschwor, fuhr mit dem Schweizer nach Geroldswil.

Da der General das kleine Häuschen sah, und das Stückchen Weinberg und die kleine Wiese, die dazu gehörte, die ihren Besitzer nur spärlich ernährten, fragte er sogleich mit seiner gewöhnlichen Ungeduld, sobald er mit dem Vater allein war: hören Sie, Herr Dillingen, wie hoch taxiren Sie ein Menschenleben? Ja, ja! die Frage hat etwas auf sich. Für das Leben, Herr, gibt ein Mensch alles.

Herr General, das Vaterland nicht, die Freiheit nicht.

Die Ehre nicht, fiel der General ein: das gute Gewissen nicht, seinen Fürsten nicht, Frau und Kind nicht, seine Freunde auch nicht. Die Wahrheit eben so wenig, seinen hülflosen Nächsten, wie in der Bibel steht, auch nicht. Der Teufel! das bringt mich doch aus meiner Rede; denn ich merke eben, das Leben steht nicht hoch im Preise bei einem ehrlichen Manne. Aber Geld, Herr, Geld, ist doch gegen das Leben eine wahre Lumperei. Nicht?

Ja, Herr General.

Nun sehen Sie, Herr Dillingen. Ihr Sohn hat mir das Leben gerettet. Denn kam er nicht, so läge ich noch da. Er ging neben mir, Herr, auf einem Wege, der so gut ein Todesweg ist, als wenn man auf eine Batterie in Front losreitet. Das that er, Herr, das that er, und ich, in Zorn, daß ich mich mußte wie ein Bär an Stricken ziehen lassen — Herr, ein Soldat! — gab ihm auf diesem Wege, den er für mich ging, keine gute Worte. Nun sehen Sie; ich bin ein reicher Mann —

nun gebe der Himmel, daß ich meine Worte fein artig setze — ich bin reich, und Sie —

Ein Bettler bin ich nicht, ich bin arm!

Ja; aber ein Ehrenmann! das weiß Gott. Sehen Sie, da wollte ich nun —

Doch wohl nicht Ihr Leben mit einer Lumperei, mit Geld bezahlen? der Schweizer sah finster dem General ins Auge.

So fragte ich auch wohl, Herr; aber Sie können doch nicht verlangen, daß mein Lebensretter in Sorgen verschmachten soll, wenn ich vollauf habe.

Würde Sie der Gedanke betrüben, Herr General.

Ich würde keine Nacht ein Auge zuthun.

Damit haben Sie Ihr Leben bezahlt, Herr General. Ich frage Sie, würden Sie Geld nehmen, wenn Sie Jemanden das Leben gerettet hätten, auch wenn Sie arm wären?

Die Wahrheit muß ich sagen, und sollte sie mir das Leben kosten. Nein! nein! nein!

Sehen Sie.

Aber halt! halt! hätte ich einem Prinzen von unserm Hause das Leben gerettet, so würde ich von ihm nehmen, auch wenn ich reich wäre Das ist ein Anderes. Sehen Sie. Ich bin — ich sage es ungern, recht ungern, denn es ist nicht mein Verdienst und Würdigkeit: ich bin ein alter Edelmann.

Und ich ein Schweizer, Herr General.

Aber ein Bürger, und wenn ich von einem Prinzen nähme, dürfen Sie sich nicht schämen, von einem braven Edelmann zu nehmen. Oder sie sind hochmüthig, und das soll ein ehrlicher Kerl nicht seyn.

Nun denn, Herr General, so ist unser Streit zu Ende; denn ich bin ein so alter Edelmann als Sie. Das geht zum erstenmal über meine Lippen, und die Hand drauf, Herr General, daß es nie über Ihre Lippen gehen wird.

Der General stand wie verdutzt. Er reichte dem Schweizer die Hand. Nun bin ich zu Ende. Ja, zum Teufel! das bin ich! Warum aber verschweigen Sie das?

Weil ich muß.

Muß? muß? wer muß, wenn er die Wahrheit auf seiner Seite hat. Wie heissen Sie denn?

Dillingen, und seit Hartmann des Alten Tode 1264 Graf von Kiburg. Ein jüngrer Stamm der Grafen von Kiburg war durch eine nicht ebenbürtige Heirath in Armuth, in Verachtung versunken. Der Kiburgsche Reichthum erbte auf Habsburg. Mein Vorfahr war unmündig. Die Urkunden, die seine Geburt bewiesen, fanden sich erst später auf. Sie hießen Dillingen, so auch ich. Mein Ältervater befahl seinen Nachkommen, da alle Ansprüche auf die Güter durch die Länge der Zeit erloschen sind, sich mit dem ehrwürdigen Namen eines Schweizer Landmannes genügen zu lassen, und mit dem Namen Dillingen. Ich habe das meinem Vater geschworen, und

bei meinem Tode muß mir mein Sohn dasselbe schwören, oder ich zernichte die Urkunden.

Dillingen zeigte nun den General die Urkunden des Hauses, und überzeugte ihn von dem hohen Adel seines Geschlechts. Der General sagte: Ihr Geheimniß ist in meinen Händen wohl verwahrt, mein theurer Freund. Denn ein anvertrautes Geheimniß ist auch mehr als das Leben. Aber Ihren Sohn laß ich nun nicht. Er soll mit mir.

Was soll er? was wollen Sie mit ihm?

Was er selbst wünscht, eine Akademie besuchen, etwas lernen, damit er seinem Vaterlande nützlicher werden kann, als hier auf diesem armen Fleckchen.

O das war der theuerste Wunsch des jungen Dillingen. Der Vater ließ sich noch einmal von dem General versprechen, dem Sohne nicht den kleinsten Wink von seiner Geburt zu geben. Der General versprachs.

Dagegen versprach der Sohn dem General, eben so über sein Verhältniß mit ihm zu schweigen. Der General rieb sich die Stirn, um einen Grund zu sagen, warum er das verlangte. Er konnte keinen angeben; aber in seiner Brust lag der Plan, den jungen Menschen, der sein Leben gerettet hatte, glücklich zu machen.

Ein Geheimniß, sagte er zuletzt zu dem Vater, zeugt das Andre. Und glauben Sie mir, wenn ich irgend wo helfe, so mag ich nicht wie ein Pharisäer es an den Straßenecken ausposaunen, noch ausposaunen lassen. Wir werden uns sprechen, und damit gut!

Der Wachtmeister kam. Der General, dessen Urlaub noch nicht abgelaufen war, machte mit seinem Retter noch eine Reise durch einem Theil von Deutschland; dann kehrte er in seine Garnison zurück. Dillingen gieng nach Göttingen. In der Garnison wunderten sie sich, daß der General noch runder geworden war.

Das ist wahr! sagte der General: aber ich habe zweierlei auf meiner Reise gelernt: erstlich, daß ich eine erzfeige Memme bin; zweitens, daß man Vater werden kann ohne neun Monate drauf zu warten. Alles lachte. Der General auch, der Wachtmeister auch; aber er sagte nicht ein Wort.

Ein alter General kuppelt.

Der General liebte unendlich, wen er liebte und wen er ehren konnte. Er war mit Leib und Seele Soldat, und ein Mann ohne Muth, bis an seine Bergreise, war ihm gar nichts. So liebte er den jungen Schweizer unendlich; denn er hatte ihn auf seiner Reise die sechs Wochen ehren gelernt. Aber der General schenkte mit Vorsicht sein Herz. Er hat mein Leben gerettet, sagte er zu dem Wachtmeister: so gehört ihm, er sei wie er sei, mein Beutel, meine Hülfe, meine Unter-

stützung; aber nicht mein Herz. Das habe ich dem edlen Jungen freiwillig gegeben.

Der General hatte den Schweizer auf hundert Arten unterwegs geprüft, seine Grundsätze, sein Herz, seinen Muth, beim Wein, der das Herz aufdeckt, beim Disputiren, bei Unglücklichen, bei Vornehmen, in der Einsamkeit, in der Gesellschaft, und er sagte dem Wachtmeister: Alter, es ist ein Goldjunge. Und so erhielt Dillingen einen Brief von dem General, worin er ihn bat, sich ein wenig an ein Paar junge Edelleute zu drängen, die auch in Göttingen studirten, einen Herrn von Glauchen, und den Baron von Staig, auf ihr Wesen und Thun ein wenig zu achten, zum Guten zu rathen, und ihm ein wenig zu berichten. Ich weiß, schrieb er: du wirst den alten General tüchtig ausschelten, daß er dich zum spioniren gebrauchen will; aber, lieber Junge, der Herr von Glauchen wirft sein Netz nach einem Mädchen aus, das nur ein Engel verdient, weil sie ein Engel ist, und für deren Glück ich der sterbenden Mutter Bürge geworden bin. Ich habe

Ursach zu glauben, daß es mit seinem Herzen hapert. Ein Heuchler von achtzehn Jahren ist der lebendige Satan selbst.

Es ist meiner einzigen Schwester einzige Tochter. Ich will dich einen Blick in meinen Stammbaum thun lassen. Meine Schwester gab ihr Herz einem solchen Heuchler, und wurde unaussprechlich unglücklich. Der stille, scharfe Gram verzehrte ihr unglückliches Leben, das sie einem Manne aufopferte, der nichts als ihre Verachtung verdiente. Ich saß an ihrem Sterbebette. Sie beschwur mich mit den letzten Athemzügen der ausgehöhlten Brust, ich möchte der Vater ihrer verlassenen Tochter seyn. Ich schwur der Sterbenden — ich starb fast an den Worten — ihre Tochter sollte ihre Hand nur einem edlen Manne geben.

Da hob sie die Hände empor, und rief: Bruder, ich nehme deinen Schwur mit vor den Thron Gottes!

Das thu, sagte ich: und Gott sei mein Richter, und dein Rächer, wenn ich nicht Wort halte.

Sie lächelte und war todt.

Drum trag sein Leben zu Buch, mein Sohn. Wir sind ja eins! Mein Sohn, dein Vater!

Dillingen suchte die beiden Jünglinge auf, und erhielt ihre Bekanntschaft. Glauchen war ein glatter, freundlicher, geschmeidiger Mensch. Er schien das Herz beständig auf der Zunge zu tragen, und doch fand der aufrichtige Schweizer nach einiger Zeit, daß Niemand verschlossener war, als eben er. Aber so sehr Dillingen ihn auch beobachtete, so sah er doch keine Handlung, die ihn hätte verdächtig machen können.

Der Baron von Staig war großmüthig, ehrgeizig, heftig, rechthabrisch. Seine Gedanken trugen alle den Stempel der Erhabenheit. Der Ruhm war ihm alles; aber der Tugend vergab sein Ehrgeiz nichts. Zu dem allen lächelte Glauchen. Ich liebe, sagte er, erhabene Empfindungen so gut wie einer; aber erhabene Worte sehen mir aus wie eine Heuchelei oder Selbstruhm.

Ich mag mit den Augen nicht weinen, bloß um damit zu sehen, worüber ich weine. Alles Erhabene ist stumm und einfach: wie der Tod, der Schmerz, das Entzücken, die Liebe! Und dann, wenn er so über den Ausdruck der Empfindung spöttelte, stieg oft sein Ausdruck bis zur Begeisterung, und Thränen, die er falsch nannte, weil sie nachgemacht werden können, benetzten sein eigenes Auge.

Das zog sogar Dillingen näher an Glauchen als an den Baron. Glauchen war ein Tausendkünstler. Er erzählte allerliebst, so daß man ihm seine Satyren der Form wegen zu Gute hielt. Er redete recht fertig französisch, englisch und italiänisch; denn ich will ins Departement der auswärtigen Affairen, bloß um einmal zu erfahren, wie kalt ein Herz werden kann, ohne still zu stehen. Sehen Sie, lieber Dillingen, eben darum kann ich nirgend Geheimnisse leiden, nicht in der Religion, nicht in der Empfindung, nur in der Politik, weil die Betrügerei sind.

Er kannte alle Wissenschaften, wenigstens alles Lächerliche darin, und das behauptete er mit großem Ernst. Er schrieb mit der linken Hand so fertig wie mit der Rechten, und mit jeder eine verschiedene Handschrift. Er spielte drei Instrumente recht hübsch; aber nichts lieber als Gassenhauer, zu denen er zum todtlachen sang. Aber mit allen diesen gefälligen Eigenschaften war er ein kaltblütiger, eigennütziger, unbarmherziger Spitzbube, der eben so glatt und leise und sicher über alles wegging, wie eine Schnecke, ohne nur wie die eine Spur seines Weges nachzulassen.

Wie gesagt, er zog zuerst den Schweizer, der wie jeder tieffühlende Mensch, auch zuweilen mit seinen Gedanken in Utopia war, an sich. Der Schweizer bewunderte die Leichtigkeit seiner Ideen, die Vielgestaltigkeit seines Geistes. Aber da rückte Glauchen ein wenig weiter mit seinem Innern hervor, doch so vorsichtig, daß Dillingen nur ahnte, nichts sah.

Am wenigsten begriff er, warum Glauchen sich so fest an den Baron hing, warum

er, — das bemerkte er mit Schrecken — nicht seinen Glauben an die Tugend, sondern den Glauben an die Vorsehung, nicht lächerlich machte, sondern mit einem erhabeneren Glauben an die Tugend in der Wurzel erschütterte. Denn, sagte er,, ehe an Kant gedacht war — wäre es nicht die höchste Tugend, an ein blindes Geschick zu glauben und doch tugendhaft zu leben? Sieh, Staig, warum ich die Alten so unablässig bewundere, sie glaubten an ein unabänderliches Fatum, das über die Götter herrschte, und dennoch glaubten sie an die Tugend, an die Gerechtigkeit, an die Treue, an die Freundschaft: Hier fiel er mit einer Thräne an seines Freundes Brust, und verließ heftig das Zimmer.

Staig hing sich mit Liebe an den Schweizer eben so sehr als an Glauchen. Aber Dillingen sah mit jedem Tage mehr, wie Glauchen dahin arbeitete, in dem Gemüthe des Barons den Glauben an ein unabwendbares Schicksal festzusetzen, und er entschloß sich, den Baron von diesem

heillosen Glauben zu retten. Wie? die Alten, die verständigen Alten hätten ein blindes Fatum auf den Thron über die Götter gesetzt?

Oedip, mein Freund? Verhängniß.

Wie, lieber Baron, Verhängniß wäre das, und keine Schuld? Ist es nicht des Vaters Schuld, wenn er gegen den Willen der Götter seinen Mörder zeugt? Ist es nicht Oedips Schuld, daß er der Mörder seines Vaters ist? Eben hat der Gott ihm gesagt, er werde seinen Vater tödten, und an demselben Tage zückt er sein Schwerdt gegen ein graues Haupt im wilden Zorn. Ist die unsinnige Herrschsucht seiner Söhne kein Verbrechen? keines, daß sie den Vater aus dem Lande trieben? O, mein Freund, finde ich irgendwo Schuld und gerechte Strafe, so ist es bei den Alten. Der Fluch des beleidigten Vaters, das Blut des ermordeten Gastes, der Meineid dringt in den Schooß der Erde und ruft die mitleidlosen Göttinnen herauf zur Rache. O kein menschliches Herz verkennt das Band

zwischen Schuld und Strafe. Selbst der grausame Wilde versöhnt das Blut und die Geister der erschlagenen Feinde.

So stritten sie oft; aber es schien dem ehrgeizigen Jünglinge größer, unter der Geissel des blinden Verhängnisses aufrecht zu stehen, und nur an einem Altare zu knien, am Altare freier, unbelohnter Tugend. Schrecklich! was auch Dillingen sagen mochte. Aber oft zerfloß doch des Barons Herz an der weichen Brust der Liebe seines Freundes. In solch einer Stunde rief einmal der Baron von Staig, sich an Dillingens Brust klammernd: o verlaß mich nicht, Dillingen. Steh wie ein guter Geist mir zur Seite, wenn des Lebens schönste Freudenquelle mir vertrocknen will.

Da schwur Dillingen an seiner Brust, unter seinen Thränen den Schwur, ihn nie zu verlassen, ihn immer zu lieben, und beide äzten sich in jugendlicher Begeistrung jeder des andern Namen auf die Brust über dem Herzen, und froher und leichter floß

einen

einen Monat lang des Barons Leben dahin, und er schwur in diesem Monate dem treuen Schweizer, nie sein Vertrauen zu ihm fallen zu lassen.

Auch wenn der wahrste Schein mich schuldig erklärt, Staig?

Auch dann!

Auch wenn Glauchen dir schwört, ich bin schuldig, und meine Schuld erweist?

Auch dann, Dillingen. Auch dann! O müßte ich dich für schuldig halten, so — wäre ich ganz arm!

Ich bin von jetzt an auf ewig dein, Staig. Und nun mag dieser Glauchen mit mir in die Schranken treten. Er soll meine Liebe nicht besiegen.

Dillingen schrieb an den General, was er von Glauchen wußte. Es war nichts Gewisses. Glauchen bewarb sich eine Zeitlang um des Schweizers Vertrauen. Vergebens. Er legte es nun behutsam darauf an, den Baron mit ihm zu entzweien;

aber Dillingen zeigte dem Baron das S auf seiner Brust, und sie waren wieder Eins.

Da aber begegnete der Schweizer dem Herrn von Glauchen einmal in der Dämmerung in einen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt. Er schlich in ein Gartenhaus, das abgelegen allein stand. Dillingen fragte einen Arbeiter, der aus dem Garten kam, wer da wohnte. Eine Mutter mit ihrer Tochter. Er wußte selbst nicht, was ihm daran auffiel.

Den Tag drauf ging er an dem Garten vorüber. Er sah über die Hecke und erblickte ein junges sehr hübsches Mädchen, besser gekleidet, als er nach ihrem Stande erwarten durfte. Er bat einen seiner Landsleute, sich ein wenig genau nach Mutter und Tochter, aber ganz in der Stille, zu erkundigen, und das junge Mädchen, das bei ihren Nachbaren in dem Rufe der reinsten Unschuld steht, ist die Geliebte, ja, wie man meint, die Verlobte eines jungen Menschen, der hier studirt.

Das ist Niemand anders als Glauchen; denn er allein geht dort aus und ein. Er verfinstert die Stirn, aber schweigt; daß aber das Mädchen schwanger ist, daß Glauchen unter einem fremden Namen das Mädchen verführt hat, daß er der Geliebten schwört, er will eine Reise in sein Vaterland machen, um Anstalt zu treffen, sie nachzuholen: das erfuhr Dillingen erst lange nachher von der unglücklichen Mutter, die seit Monaten auf Nachricht von dem Verlobten ihrer Tochter gehofft hat, und nun endlich einen Brief erhält mit der Nachricht seines Todes.

Das unglückliche Mädchen wird Mutter und Glauchen geht nach Leipzig ab, ohne sich um die Verführte und um seinen Sohn zu bekümmern. Das Mädchen verzehrte der Gram. Sie starb ihm nach, den sie unaussprechlich liebte.

Jetzt erhielt Dillingen von der Mutter alle Briefe Glauchens. Er sandte sie dem General. Der antwortete: Der marmorherzige Teufel! Die Liebe hätte ich dem

Jüngling vergeben, die Verführung den Flammen in der jungen Brust, und dem Stande des Mädchens; aber nie werde ich ihm einen dieser heuchlerischen, höllischen Briefe verzeihen, den kalten, tief angelegten Plan zum Verderben der Unschuld. Ich sende dir, geliebter Sohn, meinen alten Wachtmeister mit Geld, um von der Mutter den Sohn des Bösewichts zu kaufen. Ein Paar Worte in deinem Briefe lassen mich hoffen, daß es angehen wird.

O mein Sohn, frag noch einmal, frag noch tausendmal, ob er für seinen Sohn nicht etwas Geld gesendet hat. Etwas nur. Tausend Thaler oder so. Denn ich kann seit deinem Briefe nicht mehr schlafen. Tausend Thaler — und hätte er sie mit seinem Blute verzinsen müssen bei einem Juden, der, wie der im Schauspiel, nach Christenblut lüsterte. Es war ja sein Sohn. Und hat er nichts, gar nichts — o guter Gott! — nichts gesandt, so antworte mir darauf nicht. Denn dieser Bastard von Menschen, den der Teufel mit einer Medea

während des Untergangs einer Welt erzeugt hat, dieser Bastard ist mein Verwandter, gehört in meinen Stammbaum; Gott sei mir gnädig!

Dann geh nach Leipzig, mein Sohn, und sei des Barons guter Engel, wie er dich nennt. Seine Mutter betet für dich, und ich liebe dich wie meinen Sohn.

Der Wachtmeister nahm das Kind mit, und nach einem Jahre, in dem Glauchens Widerwillen gegen Dillingen immer tiefer in sein Herz drang, und desto tiefer versteckt wurde, gingen sie alle drei in die Residenz ab. Der Baron ließ sich in der Justiz anstellen, und schwur sich selbst, Themis Schwerdt und Binde unverrückt zu führen; Glauchen drohete, sich auf das Land zu vergraben, den Musen zu leben, und dem Glück seiner Unterthanen, obgleich der Ehrgeiz wie ein Dorn ihn beständig reizte. Er drängte sich auf Schleichwegen an den Erbprinzen, der, von allen Geschäften entfernt, fast in Ungnade lebte. Ich liebe ihn, sagte Glauchen, weil er

liebenswürdig ist, und da ich nichts zu suchen habe, so kann ich frei dem Zuge meines Herzens folgen. Er drängte sich an den General, weil seine Nichte die reichste Erbin des Landes war, und hätte der General nicht seine Briefe an das betrogene Mädchen und seinen verlassenen Sohn in Händen gehabt, es wäre dem feinen Heuchler gelungen, des Generals Herz, seine Nichte und sein Vermögen zu erhalten.

Aber so blieb der General auf der Gränze der Höflichkeit mit ihm stehen, und die Nichte wurde gar nicht sichtbar. Glauchen ließ seine Beute nicht aus den Augen. Er sah verstohlen das Fräulein Elisabeth einmal in des Generals Garten. Er hatte das Mädchen als Kind gesehen; aber der Anblick der reizenden Jungfrau entzündete in seinem Herzen auch die Flammen der Liebe und der wilden Begierde. Ihre Gestalt erinnerte ihn an die verführte Geliebte, an alle seine Triumpfe. Was es auch kostet, Herr General! sagte er bitter lächelnd und ging.

Das eben hatte der General befürchtet, und eben darum war auch Dillingen hier, des Barons Freund. Er kam jeden Abend zu dem General, aber immer in einem verhüllenden Mantel, immer auf einer Hintertreppe, zu der er den Schlüssel hatte, und die ihn in das Kabinet des Generals führte. Fast verdroß es den Schweizer, wenn der General nicht so gütig gewesen wäre.

So saßen sie beide in dem kleinen Kabinet einen Abend, da erscholl im Nebenzimmer eine Mädchenstimme. Meine Nichte! sagte der General leise: Halte dich still, sie geht bald wieder; und er ging durch die Tapetenthür zu der Nichte ins Zimmer.

Dillingen griff nach einem Buche, um nicht horchen zu dürfen; aber Elisabeth trat an das Instrument, spielte und sang, und Dillingens Seele schwebte auf ihren schönen Tönen in den Himmel, den sie besang.

Der General schaffte sie fort, und er kam zu seinem jungen Freunde zurück, ohne mit einem Worte seiner Nichte zu erwähnen. Aber Elisabeth kam öfter, wenn Dillingen im Kabinet war. Elisabeth redete mit dem geliebten Oheim so vertraulich, so aus ihrem Herzen, mit einer so rührenden Unschuld, mit so viel Geist, mit so tiefen Gefühl, daß Dillingen dem Wunsche nicht mehr widerstehen konnte, sie einmal zu sehen.

Er legte sein Auge an eine kleine Öffnung in der Tapete, und vor seinen Blicken, die sich nach und nach mit Feuer füllten, sah er sie in hellem Schimmer der Lichter vor sich stehen. Athemlos betrachtete er die heilig schöne Gestalt, die in der Fülle der Jugend und im Reiz der Schönheit vor ihm stand. Das blaue Auge schien in eine weite, erhabene, himmlische Ferne zu schauen, und betrübt an der verklärten Gestalt ihrer Mutter zu hängen, von der sie eben geredet hatte; aber auf den feinen Lippen schwebte schon wieder ein entzücktes Lächeln, oder hatte es der Schmerz des

Andenkens nicht verlöschen können. Ach, der Tod, lieber Vater, sagte sie, die Hände sanft zusammenlegend, macht doch das Leben erst heilig, größer, auch die Liebe heiligt der Tod erst. Sie schlug das Auge langsam empor, als wollte sie dem nachsinnen. Nicht wahr, sagte sie dann wieder: alles im Leben würde eitel werden, wenn es immer dauerte, lieber Vater?

Freilich, ein bloßes Paradespiel würde das Leben seyn; der Tod macht einen hohen Ernst aus dem Leben, wie der Krieg aus unsern Paraden. Nun sing mir, Elise, das Grab ist tief und stille.

Sie trat ans Instrument, und sang, und aus seinen Augen stürzten Thränen, nicht aus ihren. Sie stand da lächelnd. So steht der Engel des Todes an dem Sterbebette eines Edlen und lächelt über das himmlische Entzücken, mit dem er erwachen wird. Die nahen Töne schienen ihm Stimmen aus der Ewigkeit, und Elisabeth eine himmlische Erscheinung.

Der General umarmte seine Nichte, und sie legte das schöne Haupt so zutraulich an seine Brust und schien dem Jüngling jetzt eben so schön als vorher.

Der General kam ins Kabinet und lächelte unbemerkt, da er des Jünglings Augen sah. Zum erstenmal redete Dillingen von der Nichte. Der General stimmte ruhig in sein Lob ein, und erzählte ihm nun, wie unendlich gut und fromm sie sei, wie treu allem Guten, und wie himmlisch eben jetzt die schöne Blüthe des ahnenden Herzens und der gegenstandlosen Liebe sich in ihrer Brust entfalte, wie ihre Unschuld, ihre Phantasie, und ihre leise Sehnsucht Himmel und Liebe und alle Tugenden vereine und nur zu einer höhern, reinern, schneeweißen Unschuld werde.

Solcher Abende kamen die Woche ein Paarmal, und der General ließ den Jüngling den ganzen Reichthum ihrer Seele sehen. Dillingen glaubte mit jedem Abend: heute erst hätte er sie geliebt! und jedesmal liebte er sie mehr. Aber dann wurde er zu

der Betrachtung gebracht, daß er nie Hoffnung hätte, des Mädchens Hand zu erhalten. Wenn ein Mann sie herzlich liebt, hatte der General ihm geschrieben: und er ist ein guter Mensch, und von ihren Stande, so soll er sie haben. Von ihrem Stande! das hatte der General wohl zehnmal wiederholt.

Dillingen schwebte zwischen dem Entschluß, dem General zu sagen; er dürfe seine Nichte nicht mehr sehen, und dem Wunsche, sie sein ganzes Leben, nur so, zu sehen. Er gieng wohl einmal nicht; aber dann gieng er wieder, und seine Liebe wurde die Quelle seines Lebens.

Der General aber hatte außer dem Kabinet, wohin Dillingen nur kam, noch im Gartensaal ein Kabinet, wohin nur Elisabeth kam, und in diesem Kabinet fand Elisabeth einmal neben dem Gemälde ihrer Mutter, das sie nie genug betrachten konnte, ein Gemälde, auf dem ein junger Mensch an einen Felsen gelehnt stand, die entzückten blauen Augen wie auf den offnen Himmel

gerichtet. Elisabeth betrachtete das Gemälde sehr genau; denn die Menschen, die hier in diesem Kabinet hingen, waren nur ihres Oheims auserwählte Freunde.

Wer ist das? fragte sie, da der General in das Kabinet trat. Ein himmlisches Lächeln verklärte des Generals Gesicht bei dieser Frage. Ein junger Mensch und mein Freund! Auf seinem Gesicht liegt sein Charakter. Meinst du nicht?

Ja, das Auge ist fromm, und der Blick edel.

Ein reines Herz spiegelt sich in diesem Auge, Elise, ein reines Leben in dieser kräftigen jugendlichen Gestalt. Sieh, der Jüngling mit diesen Augen hat nie vor einer Gefahr gezittert, hat nie in eine Sünde gewilligt, ist immer treu gewesen dem Freunde, der Geliebten, dem Unglücklichen! Sieh die stolze, edle Stirn, auf die noch keine wilde Leidenschaft, keine Reue ihre Signaturen gedrückt hat. Er ist ein Mann, auf dessen Stirn die Natur ihr

leuchtendes Siegel der Vollkommenheit gedrückt hat. Sieh, steht er nicht da, als schaute er in die Ferne mit den Worten: wo ist das unschuldige, treue Mädchen, dessen Herz für mich in ewiger Treue schlagen wird, ach! die ich ewig lieben werde? Scheint dirs nicht so, Elise?

Wohl, lieber Vater. Es ist ein schönes Gemälde! Sie kennen ihn?

Da erzählte der General, wie er ihn in der Schweiz kennen gelernt hatte, wie er ihn gerettet. Er erzählte von seinem edlen Vater, von der Armuth der Familie, und von dem Stolze, der nicht nehmen wollte — was ich dem Retter meines Lebens bot. Dann ging er, und Elisabeth stand noch ein Paar lange schöne Minuten vor dem Bilde des Jünglings.

Der General las ihr ein Paar Tage drauf Briefe von Dillingen vor, die er ihm von Göttingen aus geschrieben hatte. Dillingen hatte dem General seine Jugendgeschichte in seinen heimischen Bergen erzählt,

und wie ihn dann die Sehnsucht hinauf getrieben habe in die höheren Alpen. O, schrieb er: wie glücklich war ich, da mein Vater mir die Erlaubniß gegeben, einen Monat zu gehen und wohin ich wollte. O, ich ging nun von Höhe zu Höhe, von Thal zu Thal, und glaubte immer hinter jener blauen Höhe ein Thal zu finden, wo ich zu leben wünschte, und so ging ich mit wachsender Sehnsucht nach Süden, der wärmeren Sonne entgegen, und einem schöneren Leben; aber ich fand in den Italiänischen Nächten, die um mich schimmerten und dufteten, unter dem wärmeren und leuchtendern Himmel nur eine wärmere Sehnsucht, nur heißere Wünsche. O, rief ich, und aus meinen Augen strömten unschuldige Thränen: wo wohnst du, du Seele voll Liebe, voll Unschuld, die meine Seele voll Liebe, voll Unschuld sucht, wo wohnst du? O wohnst du in einem Orangenhain, oder unter den stolzen weißen Säulen von Marmor? oder weinst du unter den schwarzen, hohen Zypressen einsam, wie ich?

Ach, meine Sehnsucht machte meine Schmerzen schon zu Freuden: o was will sie aus meinen Entzückungen machen, wenn der Geliebten Hand in meiner ruht, ihr Auge voll süßer Thränen meines in Thränen erblickt, und ihr reines Herz an das treueste Herz in einer Mannesbrust sinkt.

Ach, ich kehrte mit der alten, unruhigen, süßen Sehnsucht zu meinem Vater zurück. Und noch immer suche ich das schöne Bild, ach, das ich nur in meinen Träumen finde.

Elisabeth hatte das Auge nicht aufgeschlagen, während ihr Oheim das las. Der General legte den Brief neben sich hin. Eine schöne Hand! sagte Elisabeth auf den Brief sehend, und ihn dann nehmend. Aber sie wollte die Handschrift nicht sehen, sondern nur das Datum des Briefes. Aber das fehlte.

Der General wußte wohl, welche Wirkungen diese Briefe voll poetischer Beschreibungen, voll der erhabensten Empfindungen

auf seine Nichte machen würden, und dazu saß sie dem Bilde des schönen Jünglings grade gegenüber. Sie durfte nur ihr Auge aufschlagen, so sah sie die Augen voll Thränen, das Herz, die Brust voll Sehnsucht sich heben. Und das konnte sie; denn der General, um Licht auf den Brief zu bringen, hatte ihr und dem Fenster den Rücken zugekehrt.

In Dillingens Briefen war des alten Wachtmeisters ein Paarmal erwähnt, und der alte Mann war so oft bei dem Mädchen im Garten. Sie brachte glücklich, aber unter Herzklopfen, das Gespräch auf des Generals Schweizerreise und dann erröthend auf des Oheims Unglück an dem Abgrunde. Nach fünf Worten war der Wachtmeister bei dem jungen Schweizer. Fräulein Elise! rief der alte Mann und stellte sich in eine rednerische Stellung, um seinen Worten Nachdruck zu geben: das war ein Mensch, muthig wie ein Löwe, und sanft wie ein Lamm. Sehen Sie, die jungen Leute hier umher — sind gar

nichts.

nichts. Und nun ergoß sich der Strom seines Lobes ohne Aufhören; aber wo er war, erfuhr sie nicht, nicht einmal seinen Namen.

So stand Dillingen hinter der Öffnung der Tapetenthür und Elisabeth vor dem Gemälde, und beider Herzen füllten sich mit Liebe, mit reiner, unendlicher Liebe, bis denn der Schweizer mit einer grimmigen Ungeduld dem General vorstellte, daß er wieder nach seinem Vaterlande zurück müsse.

Ist die alte Sehnsucht wieder da, mein Sohn?

Ja! antwortete Dillingen trotzig.

Ich glaube, Bursche — denn du siehst mir ganz so aus — ich glaube, du bist verliebt.

Ja! antwortete Dillingen noch trotziger, und darum will ich gehen.

Bleib da, mein Sohn, ich mache deinen Freiwerber.

Den machen Sie nicht, denn ich muß fort von hier.

Im Ernst? nach der Schweiz? Nun so begleite ich dich bis nach Geroldswil. Ist dirs so recht, Tollkopf?

Es wurde verabredet. In ein Paar Tagen sollte Dillingen den General fünf Meilen von hier in einem Wirthshause treffen, weil der General noch immer darauf bestand, ihre Freundschaft geheim zu halten.

Dillingen kam in das Wirthshaus. Er öffnete die Thür des Zimmers, wo der General wohnte, und da stand — gegen ihn über — Fräulein Elisabeth. In seiner Brust war eine Verwirrung ohne Maaß, und so sah er nicht, daß das Fräulein eben so heftig erschrak als er selbst. Denn mit dem zweiten Blick, den sie auf ihn warf, erkannte sie ihn. Der Schrekken entriß ihr sogar einen kleinen Schrei.

Der General trat sogleich dazwischen. Hier, Elise, ist mein junger Freund, von

dem ich dir erzählt habe. Er will uns durch das Stückchen der Schweiz, das du sehen sollst, begleiten. Du glaubst nicht, Dillingen, welch eine Sehnsucht da meine Elisabeth seit einiger Zeit hat, die Schweiz zu sehen. Elisabeth wurde wie eine Purpurrose. Du wolltest fort, die wollte gern hin. Das fiel mir ein, auch weißt du wohl, warum ich sie nicht gern allein lasse, seit der — Nun! genug, der Wagen stand vor der Thüre, ich rief: Elise, du sollst mit. Die wie ein Hirsch in den Wagen. So kams.

Der General mußte noch einmal und zum drittenmale seine Erzählung wiederholen, ehe die beiden jungen Leute so weit waren, sich erträglich nehmen zu können. Elisabeth fürchtete, ihr Bilderdienst möchte heraus kommen, und Dillingen dachte mit Angst an die Tapetenthüre; aber der General dachte an beides nicht, sondern donnerte, als kommandirte er sein Regiment, den Reiseplan den beiden vor, die nur halb hörten.

Dann fiel es dem Fräulein ein, daß sie in ihr Zimmer gehen könne. Sie gieng und der General blieb mit Dillingen allein. Der General kommandirte donnernd fort; aber Dillingen setzte sich in einen Stuhl, kreuzte die Arme über die Brust, senkte seinen Kopf drauf, stampfte von Zeit zu Zeit mit dem Fuße, und stieß eben so oft einen zornigen Seufzer hervor. Dann hob er aufspringend an: Eure Exzellenz!

So heiße ich für meine Freunde nicht.

Eure Exzellenz, ich kann nicht mitreisen. Beim hohen Himmel nicht!

Wischi waschi! du sollst mitreisen.

Ich liebe Eure Exzellenz Fräulein Nichte mit einer Begeistrung — o bis zum Rasendwerden.

Narrenpossen! Vorwand! Liebt meine Nichte, und hat sie nicht gesehen! O du Bursche, ich frage dich, können die paar Worte, die du von ihr weißt, nemlich daß sie lesen und schreiben gelernt hat,

einen Zwickel ohne Fehler strickt und beim Dividiren ist, können die dich verliebt machen? So nehme sich Gott deines schwachen Verstandes an. Du reisest mit. Ich habe eines Schweizers Ehrenwort.

Ich habe sie gesehen, Eure Exzellenz, durch die Tapetenthüre, in die der Teufel der Versuchung, glaube ich, Öffnungen nach allen Seiten hinein gezaubert hat. Ich liebe sie unaussprechlich.

Aber zum Teufel! höre das einer! liebt? liebt? du? Ich will dir deine Briefe vorlesen; da ist deine Sehnsucht eine wahre Heïlige, die, wenn der Teufel der Versuchung die ganze Tapetenthüre weggenommen, nicht einen Blick hingethan hätte. Ich kenne dich besser. Du reisest mit. Diese Liebe erlaube ich dir.

Herr General, es giebt Gränzen, wo — ich stehe nicht für mich. Ich habe ein Herz, ich bin ein Mensch.

So steht mein Mädchen desto besser für sich. Das ist eine Heilige, welche die

Augen und die Ohren verschlossen hätte. Liebster Junge, sieh der Gefahr in die Augen. Es ist keine da. Sitze du nur erst vier und zwanzig Stunden mit ihr im Wagen, so wird sie dir vorkommen, wie Tausend andre. Was, ein Schweizer, und ein Kopf wie du, wollte vor ein paar hellgrauen Augen zittern? das ist nicht wahr. Sieh, meine ganze Freude wäre weg, wärst du nicht bei mir!

Gut, ich reise mit! rief er mit dem Anstande eines tragischen Schauspielers, und am andern Morgen saßen sie alle drei im Wagen mit einander.

Die Reise in den Himmel und wider Willen.

Fräulein Elisabeth hätte gar gern auch: Eure Exzellenz! gesagt, wie er. Aber sie durfte nicht einmal einen leisen Seufzer aushauchen. Die weibliche Unschuld gebot ihr, schweigend mit der Liebe zu ringen,

mit ihren Herzen, und griff die Hoffnungslosigkeit — denn sie wußte recht wohl, daß kein Bürger ihre Hand erhalten würde — mit der eisernen, glühenden Hand in ihr wundes Herz, so mußte sie noch so viel Muth übrig behalten zu einem Lächeln auf ihren Lippen. Sie durfte sich auf ihrem Laurentiusroste nicht einmal bewegen; er durfte doch der Marter fluchen.

Die ersten vier und zwanzig Stunden sah Elisabeth an dieser Seite zum Wagen hinaus, er an jener, und der General sagte: siehst du, mein Sohn, daß du dich vor deinen eignen Schatten gefürchtet hast. Den andern Tag hatten beide einen größern Muth. Aber der Wasserfall bei Laufen, den sie beide in Gesellschaft des Generals besahen, und wobei der Jüngling das Mädchen umfassen und an sich drücken mußte, stürzte ihren Muth in den Abgrund.

Eure Exzellenz, hob der Jüngling an: ich habe Ihnen vorher gesagt. Ich bin ein Mensch!

Nun, was gibts denn? hast du ihr gesagt, daß du sie liebst.

Ich habe sie, Ihre Nichte, — dort am Fall — in diesem Arm gehalten — an dieses schwache Herz gedrückt.

Erlaubt, Herr Schweizer; nur nichts gesagt! denn für Elisabeth stehe ich, die ist so fest geblieben, wie der Felsen, auf den der Strom losstürzt. Der General studirte alle Abende in einer Beschreibung der Schweiz die schönen Gegenden, die den andern Tag in der Natur vorkamen. Der General schwur, die Beschreibung übertriebe. Der Schweizer schwur, die Beschreibung sei zu schwach. Elisabeth soll entscheiden! rief der General, und Elisabeth und der Schweizer zu ihrer Begleitung mußte fort.

Und da stand an jedem steilen Wege ein Teufel der Versuchung, weil er das Mädchen die Höhen fast hinantragen mußte, und standen sie endlich oben, so wars noch schlimmer: die erhabene Aussicht, die ihre

Seelen gegen einander öffnete, die Stille, die Einsamkeit, eine einzelne Hütte in dem Thale unter ihnen, wobei er seufzend sagte: o wohnte ich dort! und wovon sie nur den Seufzer nachmachte. Die Worte sagte ihr Blick, der die Hütte sehnsuchtsvoll betrachtete. Sie kamen zurück. Nun? fragte der General. O ich war unbeschreiblich glücklich! das durfte das Mädchen doch sagen.

Eure Exzellenz! hob Dillingen noch ein paarmal zornig an. Dann wurde aus der Exzellenz Herr General, dann mit furchtsamer Stimme, zuweilen: mein Vater! Die beiden Liebenden gewöhnten sich immer mehr daran, allein zu seyn, und alle Dienste zu geben und zu nehmen, die eine Reise ins Gebirge fodert.

Der General warnte oft: du sagst doch nichts, mein Sohn? denn für Elisabeth stehe ich.

Aber ich bin ein Mensch, lieber Vater, und Elisabeth ist ein himmlischer Engel, antwortete er kleinlaut.

Sie fuhren den Züricher See hinauf bis Uznach. Fräulein Elisabeth stieg jetzt die steilsten Höhen hinan wie eine Schweizerin, ohne zu beben. Nun, rief der General: so geht nach Kaltbrunn, und zeige du meiner Elisabeth die Stelle, wo ich lag, wo du mich gerettet hast. Elisabeth zog zum erstenmale das Schweizerkleid an, was sie sich in Zürich hatte machen lassen, ein braunes Mieder mit Roth geschnürt, den kurzen braunen Rock mit rothem Saum. Auf dem blonden Haar saß der große Strohhut so muthwillig, den langen Springstock in der rechten Hand.

Dillingen betrachtete das reizende Mädchen mit flammenden Blicken. Auch ihr Auge hing freier an seinem; denn sie gehörte mehr zu ihm: sie trug die Kleidung seines Vaterlandes. Sie stiegen bewegt im Herzen, und darum schweigend die Höhen hinan. Hier ruheten sie und dort; aber der Blick des Jünglings hing immer flammender auf ihrem. Die Höhe wurde steiler und furchtbarer. Er ging neben ihr am

Abhange. Hier reichte er ihr die Hand, hier umfaßte er sie, hier trug er sie, wo ein Gewitter den Weg mit Wasser gefüllt hatte, ein Paar Schritte lang.

Endlich standen sie an der Stelle, wo des Generals Muth zu Falle kam. Er erzählte ihr alles.

Noch habe ich Ihnen nicht gedankt, hob sie an mit zärtlichen Blicken, und ihm die Hand reichend, für die Rettung meines edlen Oheims. Ich danke Ihnen mit einem frohen, vollen Herzen. Sie sagte das muthig. Er sollte die hohe Bewegung ihres Herzens nicht wissen; aber Thränen verriethen sie. Er küßte ihre Hand zum erstenmale. Er war der erste Mann, der ihre Hand küßte. Da sagte er hingerissen von der neuen Empfindung des Handkusses, ihr zitternd, daß er sie schon gesehen hätte aus dem Kabinet des Generals. Immer zitternder wurde die Stimme, mit der er redete. Er konnte kaum die Bitte herausbringen, sie möchte ihm hier das Lied noch einmal singen: das Grab ist tief und stille.

Da sah sie weinend und fast schluchzend empor in die Wolken, und drückte die Hand fest, fest auf ihr Herz. Er wiederholte nach ein Paar Minuten noch einmal, und leiser noch, seine Bitte. Sie schlug nur das Auge gegen ihn auf, als wollte sie fragen: warum denn das Lied. Dann aber sang sie, den Schmerz und die abschlägliche Antwort überwältigend, die ersten drei Worte. Ein heftiges Schluchzen unterbrach den Gesang. Sie beugte sich von dem Jünglinge weg, das Gesicht auf den Felsen nieder, die Hände gefalten über das Haupt weggestreckt.

Dann richtete sie sich wieder empor und sagte leise: o sterben will ich gern; aber singen kann ichs nicht.

Nach einer kleinen Pause sagte sie schnell sich ganz zu ihm wendend: aber verhehlen will ich Ihnen nichts. Ich hatte sie auch schon vorher gesehen. Ihr Bild hängt im Kabinet am Gartensaal neben dem Bilde meiner seligen Mutter. Mein Oheim — o wie liebt er Sie! — erzählte mir viel

von Ihnen. Nein, fuhr sie die Augen niederschlagend fort: verhehlen will ich Ihnen nichts. Ich habe Briefe von Ihnen gelesen. Das sagte sie erröthend.

Welche? fragte er unbesonnen nur, nicht hart. Er hatte nicht gesehen, wie sie erröthet war.

Es war der Brief, wo Sie ihre Reise nach Italien erzählen, sagte sie leise und stockend.

Ach, jene Reise, rief er wie außer sich, jene Reise! und diese! o diese entzückenvolle Reise! O wie jetzt alle meine Sehnsucht gestillt ist, und dennoch fällt von diesem Himmel für mich keine Hoffnung. Nur ein großer Schmerz wohnt in dieser Brust, den erst das tiefe, stille Grab stillen wird.

Er sagte es, als hätte er weiter keinen Zeugen als den dunkelblauen Himmel über sich. Die Thränen, die unter den Augenliedern hervorschwollen, und langsam über die Purpurwange tropften, lösten Elisabeths

zu weiches Herz ganz auf. Sie faßte seine Hand. Er erschrak, daß eines Lebenden warme Hand ihn berührte.

Er legte die Hand heftig auf sein Herz. Fräulein, rief er, ich hatte gewiß vergessen, daß Jemand bei mir war. Ich Rasender! Ja, Fräulein, ja! Ich suchte vergebens auf der Erde die stille, treue Seele, die ich liebte, bis ich Sie sah, Sie; bis Sie das Lied sangen: das Grab ist tief und stille. Da hatte ich gefunden, die ich suchte, und in diesem einen Augenblicke verschwand alle Hoffnung.

Elisabeth fühlte, sie würde ihm sagen, daß sie seine Empfindung theilte, oder sie mußte sich abwenden. Das Mädchen wendete sich ab. Und da sie diesen Sieg erfochten hatte, war der zweite leicht: sie stand auf.

Er sprang heftig auf, und gieng einen Schritt vorwärts hinab. Sie folgte ihm. In seiner Brust war ein Sturm wilder Empfindungen, daß er dem theuern Mädchen eine Liebe entdeckt hatte, die sie, die

ihr Oheim mißbilligen mußte. Sie ging neben ihm, wie der Weg breiter wurde. Er redete nur mit zitternder Stimme zu ihr, wo er reden mußte. Er erröthete, wenn er ihren Blicken begegnete.

Sie fühlte, er müßte zürnen; denn sie hatte sich ja von ihm gewendet. Mit einem unendlich freundlich, gütigen Tone redete sie ihn an, und fragte nach der Gegend.

O Fräulein, rief er: Ihre Güte martert mich, beschämt mich! Ich Unbesonnener! O verzeihen Sie, was ein zu schöner, zu hoher Augenblick aus meiner Seele gewaltsam hervorriß! Er beugte ein Knie vor ihr.

Dillingen, sagte sie schnell: o Gott, ruht denn nicht eben der Schmerz in meinem Herzen? O zürnen Sie nicht mit sich, sonst zürnen Sie mit mir auch, die alle Empfindungen mit Ihnen theilt.

Elisabeth! rief er, und er kniete vor ihr, sein Gesicht in ihre Hand drückend. Sie

schluchzten beide. Sie richtete ihn mit Mühe empor. O du gewaltiges Schicksal, rief er: laß mich nur diese Eine Minute glücklich seyn! Und dann wende auf ewig dich von mir ab. Elisabeth! — Ich liebe Sie! und nun Einen Augenblick laß mich selig seyn! Er hielt die glänzenden Augen dicht vor ihre. Dann schlang er einen Arm um ihren Leib, dann den andern, zitternd als wagte er zu viel. Aber sie warf beide Arme um seinen Hals. Da fanden sich die zitternden, heißen Lippen, die hochschlagenden Herzen, die Thränen, die Seufzer, und der erste Kuß der Liebe hatte zwei selige Menschen gemacht.

Sie stiegen eilig und froh hinab. Ihre Blicke begegneten sich in heiße Flammen der Liebe getaucht; aber Worte hatten sie beide nicht. Denn sie konnten ja beide einander nichts sagen, als von einer dunkeln unglücklichen Zukunft. So kamen sie in Uznach an, und beide die Schuld auf den errötheten Gesichtern traten zu dem General ins Zimmer.

Das Glück.

Nun, Elisabeth, hast du die Stelle da oben gesehen? fragte der General. Da schwindelte mir. Ich verlor Nachdenken, Besinnung; ich hätte da oben die albernsten Streiche angeben können.

Elisabeth dachte, die Stelle ist mehreren gefährlich geworden, und hochroth und bebend schlich sie sich davon. Auch Dillingen wollte davon; aber der General rief gewaltig; Eure Exzellenz! Einen Augenblick Geduld! Du und Elisabeth sehet gerade so aus, als —

Herr General, Sie verloren den Kopf auf der Stelle. Ich verlor ihn auch dort. Ich war ein Mensch.

Und Elisabeth?

War, wie immer, ein Engel. Sie trägt meine Schuld; aber sie theilt sie nicht.

Höre, mein Sohn, ich möchte das wohl ein wenig klarer wissen. Wie also?

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Dillingen erzählte, was seine Schuld war. Der General fiel lebhaft ein: und Elise erzählte dir nichts von deinem Portrait, von deinen Briefen?

Dillingen sah den General mit auffliegenden, hoffenden Blicken an. Sie erzählte davon.

Hat sie? Nun da ist der eine so geschwätzig gerade wie der Andre. Nun erzähle weiter, ehrlicher Junge! Denn das Ding hat noch kein Ende. Dillingen erzählte weiter, furchtsam, oft hinhorchend, was der General sagen würde.

Nun, da hätte ich sie in meine Arme genommen.

Ich nahm sie in meine Arme.

Und hätte meine Lippen auf ihre gedrückt.

Eure Exzellenz, wenn das Spott, so vergesse ich den Namen Sohn, mit dem Sie mich beehrten.

Den hast du långst vergessen; denn wårst du mein Sohn gewesen, so håttest du långst vor mir gestanden und gesagt: Vater, ich liebe Elisabeth. Handeln Sie als Vater.

Da lag Dillingen zu des Generals Füßen. Und ich, fuhr der General fort: håtte Ja gesagt, denn ich habe meiner seligen Schwester versprochen, ihre Tochter glücklich zu machen. Und bist du nun glücklich, du meines Lebens Retter? bist du? dem General hingen Thrånen in den Augen. Der Jüngling lag an seiner Brust.

Der General rief: Elisabeth! Elise!

Sie kam. Da du hast da den Menschen geküßt. Alle Welt! ich håtte wol dabei seyn mögen. Aber den zweiten Kuß gib ihm in meiner Gegenwart. Da stand Elisabeth schamroth da. Aber da ihr der General die våterliche Hand auf das gebeugte Haupt legte, und Dillingen seine Arme um ihren Leib schlang, fanden ihre

Lippen des Jünglings Lippen, dann des Vaters. Nun geht, Kinder, rief der frohe Vater, und erklärt Euch, wie alles kam, und der gute Gott liebe Euch so, wie ich Euch liebte.

Er ließ die Liebenden allein, und ging auf ein Weinhaus. O edler, edler Mensch!

Am andern und den folgenden Tagen begriff der General nicht, warum die Freude des Liebenden noch immer wie ein Schmerz aussah, warum Dillingen sein Weinglas zurückschob — der General pfropfte auf jede Freude einen halben Rausch — warum Elisabeth statt Triumpflieder zu krähen, das Lied: das Grab ist tief und stille, mit nassen Augen sang. Zweitens begriff er nicht, daß sie ihm die beiden Kabinetsintriguen so wenig dankten, sondern in ihrer Liebe einen höhern Ursprung suchten. Die Rückreise, die er sich als ein Weinlesefest gedacht hatte, wo sie alle drei Euvan! Euvoe! schreien wollten, fiel fast noch langweiliger aus als die Hinreise. Er dankte dem

Himmel, da er in Geroldswil vor Dillingens Hütte hielt.

Nach einer Unterredung des Generals mit dem alten Dillingen, wozu auch der Geistliche des Orts, ein ehrwürdiger Greis, gezogen wurde, setzte man den Hochzeitstag auf Morgen an. In der Trauformel nannte der Geistliche den Bräutigam Herr von Dillingen, und auf die ernste Versicherung des Vaters nahm der Sohn den Namen an, weil er ihm gebührte.

Seid ihr denn nun glücklich? fragte er das junge Paar ein Paar Tage darauf. Nun, so ruft doch nur einmal ein lautes Vivat! aber sie konnten ihm nichts geben, als ein überseliges Lächeln.

Sie kamen nach vier Wochen in der Residenz an. Hof und Stadt erstaunten über diese Heirath. Nur der Herr von Glauchen nicht. Er stattete dem General seinen Glückwunsch auf eine feine Weise ab, und sagte recht viel zu Dillingens Lobe. Der Baron von Staig war unbeschreiblich

glücklich in dem Glücke seines Freundes. Dillingen und Elisabeth wählten das einsamste Gut zu ihrem Aufenthalte, und hier lernte der General endlich, daß es ein höheres Glück auf Erden giebt, als was sich mit einem Vivat abmachen läßt.

Die Rache.

Glauchen erstarrte, da sein Bedienter, der auch halb und halb sein Vertrauter war, ins Zimmer trat, und sagte: der General ist mit seiner Nichte zurück!

Das ist gut, Henri! weiß man, wo er gewesen.

In der Schweiz, sagt man, und — man sagt noch etwas, was ich mich kaum zu sagen getraue.

Was denn?

Das Fräulein ist als Frau von Dillingen zurückgekommen. Starr und bleich stand Glauchen. Der Dillingen, der in

Göttingen mit uns studirte, Ihr Gnaden! Pause und keine Antwort. Man sagt, der General habe den Herrn von Dillingen schon auf der ersten Schweizerreise kennen gelernt, ihn in Göttingen und Leipzig erhalten. Euer Gnaden wissen ja, wie der Schweizer sich in unsre Bekanntschaft drängte.

Wer sagt? Wer? O Höllenteufel, wenn das wahr ist! Wer sagt das?

Der General selbst. Glauchen legte den Finger zwischen die Augenbraunen, und sann nach, und die Stirn wurde immer gefurchter, nur der Mund lächelte. Da ich nach Göttingen ging, hob er mit einem Tone an, als ob er rechnete, stand alles gut. Alles! Es war so gut als gewiß. Denn hatte ich nicht halb und halb sein Wort? Hatte ich nicht? Bei meinem zweiten Besuche von Göttingen aus fing seine Kälte gegen mich an. Kannte er den Schweizer da schon? Das ist die Frage. Wir haben hundertmal von dem General geredet. Der Schweizer sagte nie ein Wort dazu. Das ist die Frage.

Das ist keine Frage, Ihr Gnaden. Das sagt der General selbst. Mir gefiel der Schweizer gleich nicht. Daß der General Ihnen nachspürte, wissen Sie. Wer weiß, ob —

Sprich! rief Glauchen im Zorn.

Wer weiß, ob der Schweizer nicht hinter ihren Liebeshandel in Göttingen gekommen. Das arme Mädchen starb gerade —

Wie oft soll ich dir sagen, rief Glauchen: ich will an den Tod des Mädchens nicht erinnert seyn, obwol er auf meine Rechnung nicht gehört.

Nun denn; der sich damals so genau nach dem Mädchen und der Mutter erkundigte, war doch ein Schweizer, und Sie wissen, daß die alle zusammenhalten, wie Brüder. Es kam mir damals gleich verdächtig vor, und sie lachten.

Wenn es wäre! o wenn es wäre! doch ich will ja nur gerecht seyn! nur gerecht. O ehrlicher Spion! ehrlicher, tugendhafter

Schleicher! wenn es wäre! so will ich jeden andern Plan meines Lebens aufgeben, bis ich den Fuß auf deinem Herzen habe! Denn das Vermögen ist es nicht, ehrlicher Mann, obwohl es viel ist; sondern, hier biß er die Zähne zusammen, und redete in verbissener Wuth — sondern das Mädchen selbst. O beim Himmel, bei dem Himmel, der sie mit seinen reichsten Gaben ausgestattet hatte, ich liebte sie unendlich. Ich hätte mich wollen mit ihr in die tiefste Einsamkeit begraben. O da steht sie noch, noch jetzt, vor meinen Augen, noch jetzt pocht dieses beleidigte Herz! Noch jetzt — o Teufel, Himmel und Hölle! und alle ihr Geister, wenn ihr seid, wenn ihr Gewalt über den Menschen habt! so helft mir den Heuchler für seine Heuchelei bestrafen. Denn das, das ist die Sünde der Menschen, das ist die einzige verdammliche Sünde im Leben. Ich will nicht besser seyn als ich bin. Aber er, mit der Heiligenkrone auf dem Haupte, er, der die Freude verdammt, jedes Lächeln, den frohen Athemzug als böse Begierde verdammt;

er schleicht, spionirt, verläumdet und zieht mit seiner reichen Beute — o! o mit dem reizenden Mädchen in seinen Armen lachend davon! Lachend? — nein, lachend nicht. Es ist gut, Henri! Es ist gut!

Hast du, fuhr er kälter fort: mich nicht verläumdet, so zieh hin. Beim Himmel, ich verzeihe dir! Aber ist es, und das will ich wissen — so — Bösewicht — dann — Er schwieg und lächelte nur.

Man hätte sagen können, es wäre etwas Erhabenes in Glauchens Bosheit; denn er saß ordentlich über den Tugendhaften, noch mehr über die Tugend zu Gericht. Es lag ihm mehr dran, einen Flecken an der Tugend auszuspüren, als den Tugendhaften unglücklich zu machen. Daher sendete er seinen Henri nach Göttingen. Der kam zurück mit der Nachricht, daß Dillingen der Mutter des verführten Mädchens Geld gegeben hätte.

Nun ist es gut, Henri! sagte er. Cela suffit! Er ging zum Besuch bei

dem jungen Paar, das in der Stadt war. Er sah Elisabeth. Kaum konnte er die lächelnde Miene retten. Dillingen war höflicher gegen ihn, als er wollte. Denn er hatte dem General Glauchens Verbrechen verrathen.

Das akademische Dreiblatt ging nicht auseinander. Dillingen und der Baron von Staig setzten ihre Freundschaft in Briefen fort. Glauchen hieng sich immer inniger an den Baron, weil er ihn liebte, glaubte der Baron. Aber nein, Staigs Vater war Minister seit zwanzig Jahren, und welche Veränderungen im Staat vorgehen konnten, der Minister hatte sich unentbehrlich gemacht, durch Charakter, Kenntnisse, Reichthum und durch seine Verbindung mit den edelsten Familien des Landes.

Der junge Staig war jetzt schon Justizrath, und Niemand konnte sagen, er verdiente die Stelle nicht. Das Land sah auf den jungen Baron mit der Hoffnung, er würde einst seines Vaters Stelle zum Wohl

des Landes annehmen. Auf diesen Umstand hatte Glauchen gerechnet. Er rechnete noch darauf; obgleich er es mit dem Fürsten und mit dem Minister verdarb, da er sich dem Prinzen hingab.

Glauchen arbeitete auf die weite Zukunft hinaus. Staig sollte Minister werden, er selbst der Günstling des künftigen Fürsten. Doch stand ihm die starre Redlichkeit Staigs im Wege. Geradezu durfte er sie nicht angreifen. Er wollte ihn nur bereden, es walte ein unausweichbares Verhängniß über dem Menschengeschlecht.

Der Baron liebte mit der ganzen Begeisterung seines kräftigen Herzens ein edles Mädchen; aber sein Vater wünschte eine Verbindung mit dem größten Hause im Lande. Niemand wußte um Staigs Liebe als Dillingen und Glauchen. Glauchen gab dem Minister unerkannt Nachricht von des Sohnes aufkeimender Liebe, und er theilte ihm die Mittel mit, wie man dieser Liebe ein Ende machen könnte.

Schnell wurde das Mädchen, das der Baron liebte, verheirathet, und Glauchen brachte ihm mit dem zärtlichsten Mitleiden diese furchtbare, entsetzende Nachricht.

Staig erstarrte. Er warf einen zürnenden Blick zum Himmel hinauf. Mein Leben will ich dem Wohl des Landes weihen, sagte er oft, wenn er selig von dem geliebten Mädchen zu Hause kam, dem er noch nicht sagen durfte, wie unendlich er sie liebte, und die ihn dennoch schon liebte: mich soll die Liebe beglücken! So hatte er oft gesagt, und nun war, die er liebte, das Weib eines Andern.

Siehst du nun, mein geliebter Freund, sagte Glauchen: wie das blinde Verhängniß dieses Haupt zu unsäglichem Weh weiht, und jenes zu ewigem Glück! Siehst du nun! Sie war deine einzige Freude, dein Leben, dein Geist gehörte einem fremden Wohl, ganz der Tugend schönes Opfer war es, und nun? — nun? — O so stand auch ich erblaßt, erstarrt! Was hatte ich verbrochen? rief ich tausendmal.

Thor! verbrochen? antwortete des Geschickes harte Stimme: du warst dem Schmerze geweiht.

Wie du?

O hast du vergessen, wie ich Elisabeth liebte, und das Geschick warf sie dem Schweizer zu.

Dillingen, meinst du. Sie drückten sich inniger an einander. Schwarzes Verhängniß! rief Staig zürnend. Sein Herz war erstarrt; drum gab er seine Hand dem Mädchen, das sein Vater ihm vorgeschlagen hatte. Sie wurden verlobt. Am Abend sagte der Baron seinem Vater in dem Gefühl seiner dunkeln Zukunft: Ach, mein Vater, glücklich bin ich nicht! Und das erbleichende Gesicht erstarrte bei diesen zitternden Worten. Ach, ich hätte können glücklich seyn, wie ein Gott, wenn nicht mein Verhängniß —

Der alte Vater erschrak, nicht vor dem Unglück des Sohnes, sondern vor dem bleichen Gesicht, vor dem erstarrten Auge,

vor der zitternden Stimme. Was hast du, mein Sohn? fragte er bestürzt, was macht dich unglücklich?

Ich liebte, mein Vater — sagte er noch zitternder.

Da erklärten Vater und Sohn sich gegen einander, und der Sohn sah zu spät, hätte er mehr Vertrauen zu dem Vater gehabt, er wäre glücklich geworden. Deine Liebe, mein Sohn, sagte der Vater sanft, wurde mir mehr als eine Grille vorgestellt, und — denk ich — von einem deiner Freunde. Und so — verzeihe mir, lieber Sohn, — so war ichs, der deine Geliebte so schnell verheirathete.

Grille? von einem meiner Freunde? Wie ist das? Freund? Nein, das ist nicht möglich. — Dillingen? sagte er leise.

Wenn du selbst auf den Namen fällst — auch mir fiel er ein. Da lies! und verzeihe ihm und mir.

Der Baron las, und ein Todesschauer nach dem andern überlief ihn. Er steckte das Papier ein. Es war von Dillingen. Es mußte von ihm seyn, obgleich es seine Hand nicht war. Es kamen Wendungen vor, die Niemand anders als Dillingen geschrieben haben konnte.

Am andern Morgen ritt der Baron nach Dillingens Gute. Er ließ ihn bitten, auf ein paar Minuten in ein Gartenhaus zu kommen. Er erzählte ihm kalt die Verheirathung seiner Geliebten und seine eigene Verlobung. In Dillingens Augen standen Thränen. Aber, rief der Baron mit funkelnden Augen, und zog das Papier hervor: wer hat das geschrieben? Gesteh! gesteh! und ich will dir alles verzeihen! gesteh nur!

Du meinst, ich — sagte Dillingen traurig. Ist das dein Glauben an meine Freundschaft, nein! nur an meine Ehrlichkeit? an die gemeine Ehrlichkeit eines Mannes.

Wer

Wer hat diese Worte schreiben können, und diese? sprich! Und diese? rief er zorniger.

Der nicht, bei dem Leben meiner Elisabeth! der nicht, — rief Dillingen und riß sich Weste und Hemd auf. der nicht, der deinen Namen auf seinem Herzen und in seinem Herzen trägt.

Das erschütterte den Baron gewaltsam. Er stand einen Augenblick stumm da; dann schlug er seine Arme um seinen Freund. Nein, rief er, du bist es nicht; nein, geliebter Dillingen! nein! nein! du nicht! O Gottlob! die Liebe habe ich verloren; aber den Freund nicht.

Ja, rief Dillingen mit flammenden Augen: dein Freund bin ich, und bleibe es, auch wenn du dein Herz von meinem reißest, auch wenn du den Namen von deinem Herzen weglöschtest. Aber Staig! Staig! — hier, hier schwöre ich die Hand auf deinem Herzen und auf meinem Namen, ich schwöre bei dem Heil meiner Elisabeth, ich bin dein Freund, ich habe dich nicht

verrathen, ich kann dich nicht verrathen. Sieh, ein Teufel ists, der zwischen dich und mich tritt! Ein listiger, freundlicher Teufel —

Nein, Dillingen! Glauchen ist nicht so gut, so fromm wie du; aber er liebt mich.

Wie er lieben kann. Ja, denn was wollte er von dir? Von deinem Vater kann er nichts wollen; aber liebe ich dich nicht auch? und besser? treuer? frömmer? menschlicher? Aber, o Staig, laß mich nicht noch einmal dir meine Brust zeigen! O ist denn mein Herz nicht mehr, als dein Name? Ist unser Bund nicht mehr, als das Zeichen unsres Bundes. Ich bitte dich, Staig, reiß nicht gewaltsam an dem festen, aber zarten Bande unserer Liebe!

Reiße ich denn, Bruder? Verflog nicht jeder Zweifel, wie ich dich sah.

Du sollst gar nicht zweifeln. Du hast die Geliebte verloren! o verliere den Freund nicht auch!

Sie waren versöhnt.

Aber Dillingen lebte auf seinem Gute mit Elisabeth und seinen beiden Kindern in einem Paradiese voll des allereinfachsten, aber himmlischsten Glückes. Nur selten kam er in die Stadt. Aber ach, der Glückliche ist kein guter Tröster des Unglücklichen. Der Baron war finster und das Wort: hartes, dunkeles Verhängniß! kam immer öfter von seinen Lippen. Er behandelte seine Frau, die er nicht liebte, gütig; aber war er bei Dillingen, und er sah ihn in den Armen der geliebten Elisabeth, so stand sein verödetes Leben wie eine endlose Wüste vor seinen Augen.

Sein Haus war der reichste Pallast, der Sammelplatz des Geschmackes und aller Künste; alles, was über ein armes Leben trösten kann, hatte er; aber es tröstete ihn nicht. Er fand das kleine Haus Dillingens viel bequemer, den Garten tausendmal schöner. Sogar sein Sohn — ach, hier bedeckte der arme Mann sein Auge, und sagte: o hartes Verhängniß! — sogar

sein Sohn verlor unter der Verzärtelung der Mutter das frische Leben, den jugendlichen Muth, die Stärke, die er seufzend an Dillingens beiden Kindern sah, auch an Glauchens Tochter. Auch Glauchen hatte ein vortreffliches Mädchen geheirathet. Nur sein schuldloses Haupt war den Seufzern geweiht. Er stieg empor von Ehre zu Ehre. Er machte ein ganzes Land glücklich. Er selbst war der Einzige, den er nicht glücklich machen konnte.

So hatte Glauchen alle Zeit, das Herz des Barons noch mehr gegen das Schicksal zu erbittern. Er drängte sich mit allen Künsten der Schmeichelei, der Achtung, der Liebe an den Baron. Aber er konnte das Band zwischen Dillingen und ihn nicht zerreißen. Es war seiner Kunst zu fest.

Da starb Elisabeth, nur einige Monate nach dem General. Den ersten Monat verbarg sich Dillingen allen Menschen. Der Baron fürchtete sich, ihn zu sehen. Endlich sah er ihn, und Dillingens Schmerz war sanft und freundlich geworden. Er

zeigte auf die beiden Kinder seiner Elisabeth und sagte leise: sieh, ich habe sie ja noch. Denn Staig, was wäre das Leben ohne Tod? eine ewige Gefangenschaft. An Elisabeths Grabe ist mein Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit überirdisch stark geworden. Der Baron schwieg, er hielt das für die Prahlerei des Mannes, der seine Grundsätze behaupten wollte.

Da aber Dillingen nach einiger Zeit dem Baron den Vorschlag that, er wollte mit seinen Kindern zu ihm ziehen, um seinem Freunde ganz zu leben, da fiel er mit einem zärtlichen Schmerze in seine Arme, und sagte noch einmal: o stehe mir zur Seite wie ein guter Geist; denn ich wende nur in deiner Nähe meinen Blick mit Muth auf den Himmel.

Dillingen zog dahin. Er wohnte in einem abgesonderten Landhause. Auch wurde der Baron heiter in seiner wohlthätigen Nähe; aber nur Anfangs. Denn er verglich Dillingens Sohn mit seinem eigenen, Dillingens Ruhe mit dem bestän=

digen Kampfe in seinem Innern, und rief einsam immer noch: o blindes Verhängniß!

Da kam Gustav, seines Bruders Sohn, ein muthiger Knabe, der erst aller Augen, dann aller Herzen, dann sogar die geheimen Wünsche und Hoffnungen der Unterthanen seiner Güter auf sich heftete. Das blieb dem Baron nicht verborgen. O Dillingen, rief er: was habe ich verbrochen? Sieh, mein Stamm verwelkt! Mein Haus geht unter. Ich arbeite vergebens. Ich gehe aus dem Leben, ohne die Liebe und ohne die Freude zu kennen. Glauchen hat Recht. Ein blinder Zufall waltet über den Menschen. Ich säe unter Seufzern und ein Fremder wird lachend erndten.

Ein Fremder? deines Vaters Enkel?

Ein Fremder! rief er heftig.

Ein Fremder! sagte Glauchen theilnehmend. Dillingen, lieber Baron, sieht das nicht, kann das nicht sehen. Denn stürbe dein Sohn, was Gott verhüte, so ist dein

Erbe, Gustav, ihm kein Fremder. Denn siehst du nicht, wie Gustav und seine Tochter Ida jetzt schon die Herzen vertauschen in kindischer, spielender Liebe? Siehst du nicht, wie Dillingen diese kindische Liebe befördert, als wäre er schon dein Erbe.

Glauchen, wirst du nicht aufhören, den edlen Menschen zu verläumden?

Verläumden? Was thut er denn Böses? daß vielleicht dieser Plan schon lange in seiner Seele gelegen — denn der Glückliche hofft viel, und er war vom Geschick zum Glück bestimmt. Er hat des Generals Güter, seiner Elisabeth Vermögen. Deins dazu und Gustavs? Umsonst, lieber Baron, verwaltet er deine Güter nicht so aufmerksam.

Glauchen! Glauchen! du hast ihn nie gekannt! rief der Baron zürnend.

Wir werden sehen, wer ihn besser kannte, ich oder du.

Der Baron heftete doch sein Auge voll Unruhe auf Dillingen. Da starb sein

Sohn. Die untröstliche Mutter rief: sie haben ihn ermordet! Staig sagte zu Dillingen kalt: o tröste mich nicht. Das war ja vorauszusehen. Man könnte versucht seyn zu glauben, das Schicksal hätte Augen und Ohren, nur nicht für mich.

Das Gift, das Glauchen in sein Herz gelegt hatte, fing endlich an zu gähren. Er betrachtete mit Unmuth seinen Erben, und mit eben so großem Ida. Seinen Erben sendete er der Mutter zurück. Sein Anblick bewegte zu sehr sein Herz. Mochte doch auch der Wunsch, ihn von Ida zu trennen, einen kleinen Einfluß darauf gehabt haben.

Dillingen merkte seines Freundes Kälte oder Mißtrauen. Er redete mit ihm. Der Baron fragte ihn kalt: habe ich dir Vorwürfe gemacht, Dillingen? Was klagst du?

Das hatte Dillingen am wenigsten erwartet. Er kündigte dem Baron an, daß er wieder auf seine Güter gehen wollte.

O Staig, sagte er zärtlich, und von einem heftigen Schmerze ergriffen: haben wir denn vergebens unsre Namen auf unsre Herzen eingeäzt?

Vielleicht! antwortete der Baron still. Denn wer kann gegen das Verhängniß? Ich bin unglücklich; du glücklich! So scheiden wir auseinander. Früher oder später; läuft das nicht auf Eins? O der schwache Mensch sollte seinen Namen auf Nichts schreiben; denn seinen Namen nicht nur, sondern ihn selbst erlöscht des Schicksals Hand.

Sie gingen beide kalt auseinander. Dillingen hoffte noch auf eine Erklärung; aber der Baron schwieg und Dillingen reiste ab.

Dillingen ist fort! sagte der Baron betrübt zu Glauchen. Mein Haupt war jedem Schmerz geweiht.

Warum auch hast du deinen Neffen weggesendet. Mit dem hat er es jezt, mit deinem Erben. Er kam zu dir, da dein

Neffe kam. Er verläßt dich, da der dich verläßt. Eine Welle treibt die Andre nach dem Gesetz der Natur. Wirf doch endlich, endlich dein klares Auge in das Leben, was siehst du? Eigennutz, diesen in den Philosophenmantel gehüllt, jenen ins Gewand der Tugend, den, den bessern möchte ich sagen, in nichts als sein zottiges Thierfell. Dillingen drängte sich an uns. Wir glaubten aus Liebe. Er war von dem General dazu — erkauft, unser Aufseher zu seyn. Zweifelst du noch, so lies; diesen Brief Dillingens habe ich aus des Generals Erbschaft. Er kostet mir viel.

Der Baron las, und verfinsterte die Stirn. Was ist meine Liebe gegen dich, Staig? Ich möchte sagen, die lange Gewohnheit mit dir umzugehen. Der Teufel, in manchen Minuten scheint sie mir dennoch etwas Edleres; aber nur darum, weil ich nicht weiß, warum ich dich liebe. Vielleicht eine Blutader, so oder so auf mein Gehirn drückend, und ich liebe dich, weil ich muß, wie ich mich selbst liebe.

Ein Zufall wirft den General in der Schweiz mit dem armen Schweizer zusammen. Der Schweizer verstand es vortrefflich, den Zufall zu nützen. Ein neuer Zufall wirft ihn mit dir zusammen. Er wird der Freund des Sohnes des allmächtigen Ministers. Willst du ihm das übel deuten? Ich nicht! Er schaut mit Falkenblicken in die Zukunft. Wir nicht! Er verläßt dich, da er dich nicht weiter gebrauchen kann, da du ihm vielleicht sogar im Wege stehst. Das ist der Gang der Welt. Seine Tochter wird deine Erbin. Er hat glücklich gerechnet, und unschuldig ist er dazu.

Und doch hat er sich verrechnet, sagte der Baron finster. Wie er zu seinen Adelsbriefen gekommen ist, mag der General verantworten. Aber er hoffe nicht, daß der Glanz meines alten Hauses — —

O Freund! er ist von einem ältern Hause als ich und du. Er ist ein Sohn des Glücks.

Sei er! Nein, so weit wäre meine Freundschaft für ihn nicht gegangen. Nein! nein! meine Güter fallen nur an meine Erben, wenn sie sich ebenbürtig verheirathen. Das weiß er.

Er ist ein Sohn des Glücks. Er wird über dich lächeln, und dennoch thun, was er will.

Da schrieb der Baron an Gustavs Mutter, und befahl ihr, ihrem Sohn ja fest einzuprägen, daß seine Hand versagt sei. Er ist mein Erbe, mein Sohn; aber so lerne er früh den Vater ehren, und den Herrn seines Hauses.

Der Baron wurde nach dem Tode seines Vaters Minister. Er wurde in den Grafenstand erhoben; aber nichts ersetzte ihm die verlorne Liebe, ach! nichts ersetzte ihm den verlornen Freund. Auf der nächsten Stufe am Throne fühlte er erst recht die Ohnmacht der Menschen; denn alle Menschen schienen im Bunde gegen ihn und seine edlen Plane zu seyn. Er hatte mit

Dillingen oft über diesen Punkt in seinem künftigen Leben geredet; denn er wußte ja von seinem Vater, wie schwer das Gute im Leben festzustellen sei.

Es ist sehr schwer, sagte sein Vater oft seufzend, nicht Despot zu werden, sehr schwer, seine Achtung für die Menschen zu erhalten. Denn der Edle allein nähert sich selten dem Großen. Der sich ihm nähert, das ist der drängende Haufen der Elenden, die nach Besoldung, nach Ehre rennen.

Dann sagte Dillingen: nun so bitte ich dich, Staig, so vergiß nicht, wenn du das Land regierst, vergiß nicht, daß du ein Mensch bist, vergiß nicht, daß sie Menschen sind. Aber Glauchen wollte, er sollte es vergessen, er sollte Despot werden, er sollte den Menschen verachten und nur für den Glanz des Landes und des Thrones arbeiten.

Aber es gelang ihm nur halb; denn in des Ministers Busen war eine geheime Stimme, die wohl schwieg, aber nicht

immer. Ach, noch oft dachte er an den hart verstoßenen Dillingen zurück, der zwischen ihm und seinem harten Schicksal als eine freundliche Erscheinung aus einer andern und bessern Welt gestanden war.

Aber warum erscheint er nicht mehr? sagte er oft: o hat er mich verlassen, wie Glauchen sagt, wie der Glückliche die Ruine verläßt und in den Pallast tritt, den er aus den Marmorsäulen der Ruine erbaut hat! O Dillingen! mein Dillingen! Ach, der mächtige Minister wußte nicht, daß Glauchen in des Ministers Namen auf des verstoßenen Freundes Haupt der leisen Kränkungen bitterste Schmach häufte, daß Dillingen hören mußte von den Freunden des Ministers, daß er Schuld an dem Tode des Sohnes seines Freundes sei, um seine Tochter mit dem Erben des Ministers, dem Baron Gustav zu verbinden.

Dillingen dachte an die letzte Unterredung mit dem Baron, wo auch so etwas vorgekommen war. Er hielt es unter seiner Würde, sich zu rechtfertigen. Er wußte

nicht einmal, wo Gustav war, obgleich Ida beständig nach dem Spielgefährten ihrer Jugend fragte. Sein Bild lebte in ihrer Seele lebendig fort, und sie sang noch immer die Romanze von der Gräfin Kiburg, die er so gern hörte.

Die Liebe bricht Ketten,
Wie Kränze, so leicht;
Die Liebe muß retten,
Wo Tapferkeit weicht!

sang sie, wenn sie in der schönen Dämmerung des Waldes saß in stiller Einsamkeit; denn ihr Bruder war nicht mehr auf dem Gute. Sein Vater hatte ihn in die Schweiz und Italien gesendet. Er hatte das freie und das schöne Land durchreist. Er war nahe vor der alten Kiburg, seiner Ahnen Stammburg, vorüber gekommen, nahe vor Geroldswil, ohne zu wissen, wie viel näher ihn die Ruine auf der Höhe, und das Städchen am See anging. Sein Großvater ruhte im Grabe; ein alter Schweizer, dessen Verschwiegenheit Dillingen nicht traute, denn er hatte ihm das Geheimniß

seines Namens vor dem Tode seines Vaters verrathen, bewohnte Dillingens vergrößertes Eigenthum. Wilhelm Dillingen reißte vorüber ohne zu wissen, daß es sein Eigenthum war.

So lebte Ida allein, und in ihrem Herzen stand Gustavs Bild im Glanze der jugendlichen Liebe.

Aber da that Glauchen seinen Riesenschritt des Glücks. Der Fürst starb, und der Prinz wurde Regent des Landes. Der Prinz hatte keinen Freund als Glauchen.

Nun, du mein getreuer Glauchen, sagte der Fürst, da die Minister und der ganze Hof, die ihm zu huldigen gekommen waren, das Zimmer verlassen hatten, nun, Glauchen, mein Freund, nun suche dir die Stelle im Lande, die du haben willst. Ich kenne deinen Geist, ich kenne dein Herz. Ich will dich belohnen. Wähle. Wähle recht viel!

Glauchen lächelte. Ich wähle nur mein Glück, mein gnädigster Herr. Ich bleibe,

was

was ich bin, Jagdjunker. Ich wähle mein Glück, und Ihren Ruhm. Denn beim Himmel, Niemand soll den Verdacht auf mich werfen, ich hätte den Thronfolger in Ihnen geliebt und nicht den Menschen, und Niemand soll von Ihnen sagen, daß Sie je etwas anders belohnten als das Verdienst, und müßte ich Sie darum verlassen.

Der Fürst hielt das für Scherz; aber es war Glauchens Ernst. Der Fürst umarmte ihn, und sagte: so gebe ich dir mein Herz, Glauchen, mein Herz, und mein unbedingtes Vertrauen. Glauchen wollte seyn, nicht scheinen.

Man hatte große Veränderungen befürchtet; denn der Prinz war oft beleidigt; aber jeder blieb an seiner Stelle, und man wußte, daran war der Jagdjunker schuld. Der Minister, der Freund des Jagdjunkers, erhielt das ganze Vertrauen des Regenten, und nun erfuhr er, von dem Fürsten selbst, wie mächtig der Jagdjunker war, und er erstaunte, wie wenig sich der Jagdjunker seiner Macht überhob.

Aber dem Jagdjunker war es nicht um den Schein zu thun, sondern um das Seyn. Er hatte sich in allen den Jahren, da er nur ein Freund eines vernachlässigten Prinzen war, ganz in der Stille, um die Gebrechen des Landes bekümmert; er hatte die Charakter der verschiedenen Offizianten studirt. Auf seinen Jagdparthien, auf seinen Lustreisen mit dem Prinzen war er unbeschreiblich thätig für seine künftige Stelle, die er bei dem Fürsten haben wollte. Sein Henri konnte sich nicht vor Erstaunen erholen, daß er jetzt statt hübschen Mädchen und Frauen, nur fürstlichen Beamten nachzuspüren hatte. Ja, der Jagdjunker machte zuweilen mit dem Prinzen eine Utopiareise, in der Kleidung von ein Paar jungen Jägerburschen, in eine entfernte Provinz, und sie hörten in den Wirthshäusern die Unterthanen über die Obrigkeiten, über die Verwaltung des Landes ab. So konnte der Jagdjunker seinem Herrn die würdigsten Männer für höhere Stellen vorschlagen, und man erstaunte über die Kenntnisse des Fürsten. Der

Minister arbeitete dem Jagdjunker in die Hände, der dem Minister, beide für den Ruhm des Fürsten, und so erhielt Glauchen das ganze Vertrauen des Fürsten.

Von Dillingen nicht ein Wort. Aber er war nicht vergessen. Schon bei der vorigen Regierung waren ein Paarmal Unterhandlungen mit der Schweiz angeknüpft über einen wichtigen Gegenstand beider Länder, die an einander gränzten. Immer vergebens. Die Schweiz hatte die Unterhandlung abgelehnt. Der Fürst fiel aufs neue auf diesen Gegenstand. Man trieb aber die Sache erst ganz geheim mit bedeutenden Männern in der Schweiz. Die wurden gewonnen. Die Sache schien jetzt leicht. Man mußte nur abwarten, bis ein Landamman von seiner Stelle abgetreten war. Er hatte sich immer dieser Verhandlung widersetzt.

Der Jagdjunker schien gar keinen Theil an der Verhandlung zu nehmen, obgleich sie dem Fürsten sehr am Herzen lag. Ganz dicht aber vor dem Gelingen der Sache

wurden die Männer, die man gewonnen hatte, ihrer Stellen entsetzt, der Landamman, der dagegen war, in seiner Stelle auf ein Jahr lang bestätigt, und es wurde sogleich ein Gesetz gemacht, das auch jede künftige Verhandlung unmöglich machte.

Ich bin mit Verräthern umgeben, rief der Fürst höchst aufgebracht. Die Sache war ein so tiefes Geheimniß gewesen, daß man nicht wußte, auf wen der Verdacht des Verraths fallen könnte.

Man fragte in der Schweiz selbst an. Ein Sekretair, der seine Stelle behalten hatte, obgleich er mit zu den Bestochenen gehörte, gab Aufklärung, und sandte den Brief des Verräthers an den Landamman.

Der Fürst ließ den Minister kommen. Ich kenne den Verbrecher. Hier lesen Sie. Er gab ihm die Papiere, und der Minister erblaßte; der Verräther war Dillingen. Sein Brief an den Landamman redete so deutlich, nannte alle die Männer, die für die Sache gewonnen waren, und

bat den Landamman, die Sache zu hintertreiben.

Der Minister hielt den unglücklichen Brief noch immer in der zitternden Hand. Dann brachte er allerlei Entschuldigungen hervor und berief sich endlich auf den Jagdjunker.

Glauchen weiß nichts davon. Er war fast dagegen. Ich will die Sache geheim und schnell betrieben wissen. Denn dieser Dillingen — er schüttelte unmuthig den Kopf — was Sie und Glauchen auch für ihn sagen können. Ich habe eben, fuhr er hitzig fort, eben weil Glauchen ihn vertheidigte, die genaueste Erkundigung von ihm eingezogen. Aber das soll ihm nicht schaden. Schreiben Sie seinen Verhaftsbefehl. Er soll Gerechtigkeit finden, strenge Gerechtigkeit.

Der Minister unterschrieb den Verhaftsbefehl, weil der Fürst streng darauf bestand. Dillingen wurde in einer Nacht verhaftet, seine Papiere versiegelt und mitgenommen.

Dillingen bat den Offizier ihm zu erlauben, von seiner Tochter Abschied nehmen zu dürfen. Sie wurde geweckt. Sie erschien, sie stürzte mit lautem Geschrei ihrem Vater in die Arme, da sie hörte, er sei ein Gefangener. Der Vater trocknete ihr die Augen. Ida, sagte er ernst, in einer solchen Stunde darf man nicht weinen, sondern man muß aufmerken um zu retten.

Ich merke auf, Vater, sagte sie die Augen weit öffnend, um den Thränenstrom zu stillen.

Geh am See. Verstehst du mich? Sie nickte. Der alte Thomas soll dich begleiten. Dieses Haus ist kein Aufenthalt für dich. Thomas wird Geld mitnehmen. Mir wird es nicht erlaubt seyn, sagte er, den Offizirr ansehend.

Nein, Herr von Dillingen. Auch soll ich hier ihre Besitzungen in Beschlag nehmen; aber was das Fräulein gebraucht, das will ich auf meine Gefahr ihr erlauben mitzunehmen.

Verstehst du, Ida? Sag das dem alten Thomas, und, liebe Ida, frage nicht, wo ich bin, schreibe Niemanden. Laß deinen Aufenthalt am See ein tiefes Geheimniß seyn. Ich schreibe dir, sobald ich kann.

O mein Herr, so wendete er sich zu dem Offizier, ich möchte meine Tochter erst abreisen sehen.

Wenn es schnell geschehen kann, so sollen Sie es.

In zehn Minuten schied Ida von dem Vater, mit dem alten Thomas. Der Wagen fuhr vom Hofe. Thomas verstand seines Herrn Winke. Nun steh ich zu Befehl, mein Herr, sagte Dillingen.

Die Siegel wurden angelegt. Des Verwalters Bücher wurden Blatt für Blatt bezeichnet. Dann fragte der Offizier sanft: Sie sind so ruhig, Herr von Dillingen? Haben Sie den Verhaftsbefehl gelesen? den Namen, der ihr Vergehen bezeichnet?

Sie meinen Hochverrath? antwortete Dillingen nun mit fallenden Thränen. Auch ist es Hochverrath, mein Herr; nur ich beging ihn nicht. Hochverrath ists am Himmel, am Heiligsten, was der Mensch hat! O glauben Sie mir, dieses Wort: Hochverrath! — obgleich es unter den tausend Verbrechen, welche die Erde züchtigen, das Schlimmste ist, vor dem jedes Ohr sich entsetzt, wenn es genannt wird, und jede Seele zusammenfährt, die rothe Farbe der Freude und des Hochmuths erblaßt, so oft der Tugend gegeben und auf dem Blutgerüst abgebüßt; aber so glauben Sie mir, dieses schreckliche Wort, wobei man an Kerker und Ketten, an Beil und Blut denkt, ist es nicht, was mich bis zu Thränen erschüttert. Ein anderes Wort in dem Verhaftsbefehle, ein anderer Name, — ach, unter dem mein Herz schlägt, der ists, der hat mich in dem Innersten erschüttert. Dieser Name jagt mein Blut aus der Wange, und die Freude aus meinem Leben. Die Geister, die seligen Geister im Himmel würden erzittern, die Freude des Himmels

würde auf einen Augenblick stocken, wenn ich diesen Namen hinaufriefe. Nein, o Gott! laß ihn auf ewig vergessen seyn. Und müßte ich mein Haupt unter das Richtschwerdt beugen, so will ich meine Hand auf mein Herz legen, und den Namen verdecken, der, o der allein um Rache ruft! Und nun kommen Sie, mein Herr! sagte er ruhig.

Sie stiegen in den Wagen. Sie fuhren nach einer Festung. Eine Kommission von ausgezeichnet redlichen Männern hatten den Auftrag, den Herrn von Dillingen zu richten. Sie legten ihm seinen Brief an den Landamman in der Schweiz vor, und Dillingen erkannte ihn an. Sie öffneten in seiner Gegenwart seine versiegelten Papiere. Zwei Briefe von dem Landamman wurden gefunden. Er erkannte sie an. Sie enthielten den Dank seines alten Vaterlandes für diese Anzeige, nebst dem Versprechen, daß sein Name, wie er verlangt hätte, verschwiegen bleiben sollte.

Nun verlangte man von ihm, daß er den angeben sollte, der ihm den Plan

angezeigt hätte. Dillingen sagte aus, daß ein Reisender, dessen Namen er nicht nennen konnte, ihn besucht, und ihm das Geheimniß als schon halb und halb gemißglückt mitgetheilt habe. Er behauptete, aus der Erzählung des Fremden sei es ihm höchst wahrscheinlich, ja gewiß geworden, daß die Regierung gewünscht hätte, die Sache bekannt werden zu sehen. Er hätte glauben müssen, daß man ihm als einem ehmaligen Schweizer den Auftrag hätte unter der Hand geben wollen.

Der Fremde hätte Papiere bei sich gehabt, die jeden Zweifel hätten an seiner Seite heben müssen. Aber für das Dasein dieser Papiere sowenig als des Fremden hatte er nicht einen Beweis.

Man zeigte ihm das Unzulängliche in seiner Rechtfertigung. Er gestand es ein. Damals glaubte ich, sagte er freimüthig, ich hätte Recht. Jetzt, da ich hier stehe, sehe ich wohl, wie unrecht ich hatte, dem Fremden zu glauben. Ich ahne, meine Herren, wer mein Verderben gewollt

hat. Es ist ihm gelungen. Ich habe nicht ein Wort mehr hinzuzusetzen.

Das Gericht verdammte ihn einstimmig und im Gefühl des Rechts zur ewigen Gefangenschaft, und zum Verluste seines Vermögens. Man hatte unter seinen Papieren noch sehr seltsame Dinge gefunden: Anspielungen auf seine Verwandtschaft mit den ältesten fürstlichen Häusern in Deutschland, die ihm das Ansehen eines Abentheuers gaben. Über seine adliche Geburt konnte er eben so wenig Auskunft geben. Das gab Nebenuntersuchungen, die zuletzt einen Beweis über seine Ehe mit dem Fräulein Elisabeth erfoderten.

Dillingen wollte den Beweis nicht führen; denn der General hatte durchaus verlangt, daß der alte Geistliche, der die Kopulation verrichtete, und der in das Geheimniß der Familie eingeweiht war, Dillingens alte Titel in den Schein, und in das Kirchenbuch setzen mußte. Das Kirchenbuch konnte nichts verrathen, weil Niemand einen Grafen Kiburg kannte, oder

von einem General von Oppeln, dessen Nichte den Grafen Kiburg geheirathet, gehört hatte, und das Zeugniß lag in Geroldswil bei den übrigen Familienpapieren, und Dillingen hatte geschworen, das Geheimniß nie zu verrathen.

Sie haben alle, hob er an: den General von Oppeln gekannt, und seine Nichte: meinen Sie, daß der ehrwürdige Mann fähig gewesen wäre seine Nichte mir ohne den Seegen der Kirche zu geben?

Nennen Sie den Ort, wo sie kopulirt sind; schaffen Sie Beweise! Das konnte er nicht. Das Vermögen des Generals und seiner Frau wurde eingezogen, und für die Verwandten, sobald sie sich erklärten, aufbewahrt.

Die Kommission konnte Dillingens hartnäckiges Schweigen selbst über Punkte, wo er Recht zu haben schien, nicht begreifen. Das Urtheil wurde bestätigt und Dillingen wurde auf eine kleine, aber sehr sichere Festung abgeführt.

Nun endlich hatte Glauchen seine Rache, und zugleich die Überzeugung, wie sehr der Schweizer seine Rache verdient hatte. Denn unter Dillingens Papieren fanden sich auch des Generals Briefe an Dillingen nach Göttingen. Sie wurden als unbedeutend von dem Sekretair, der Glauchens Vertrauter und zu dieser Untersuchung gesandt war, an Glauchen ausgeliefert. Der Fremde, der bei Dillingen gewesen, war ebenfalls ein Abgesandter Glauchens. Die Papiere, die Dillingen beredeten, sich in die Sache zu mischen, waren ein Paar Billette des Fürsten selbst an den Minister und des Ministers Antworten, aus denen deutlich hervorging, was auch so war, daß man wünschte, die Sache fallen zu lassen.

Dillingen hätte die Papiere näher bezeichnet; aber er hielt das alles für eine Falle, worin ihn der Minister selbst gelockt hatte. Des Fürsten Hand kannte er nicht, und der Minister leugnete seine Billette ab. Dillingen erschien ja als ein Betrüger.

Der Minister schlug die bebende Hand vor die Augen, da er das Urtheil unterschreiben mußte. Der Schatten seines alten Freundes, für dessen Ehrlichkeit tausend Stimmen in seinem Innern redeten, stand unabläßig vor seinen Augen. Mein Leben ist eine Folter! rief er Glauchen zu. Ich bin im Kerker, nicht er!

So sagte er oft. Nun denn, sagte Glauchen, so lies. Es war ein Brief von Dillingen an den Landamman, worin er ihn bat, ja seinen Namen zu verschweigen. Er setzte hinzu: Eure Exzellenz können mir kühn zuglauben, daß es des Ministers Wunsch ist, die ganze Sache möge sich zerschlagen.

Wie? rief der Minister mit verändertem Ton und Gesicht, wie? was, o was wollte er damit? Löse mir das Räthsel.

Dich aus dem Wege schaffen, damit dein Neffe, der ohnehin dein Freund nicht ist, desto sicherer seine Beute würde. Diesen Brief habe ich über die Seite schaffen

lassen. Er konnte dir schaden. Nun denn, was sagst du nun?

Nun, so lange ich lebe nicht ein Wort mehr über diesen Heuchler! nicht ein Wort mehr! Er war nun ruhig.

Der alte Bekannte.

Dillingen wurde auf das Bergschloß gebracht, dessen Kommandant ein Lieutenant mit vierzig Invaliden war. Dem Kommandanten wurde angekündigt, daß er mit seinem Kopfe für die Sicherheit des Gefangenen stehen müsse.

Hm! wenn er nicht Flügel hat, wie ein Vogel, oder sich nicht durch den Felsen graben kann, wie ein Maulwurf durch die Erde, so will ich meinen Kopf wohl behalten; ob ich gleich, setzte er leise hinzu, wohl wünschen könnte, der oder der, oder alle, ein Paar ausgemachte Spitzbuben abgerechnet, hätten Flügel.

Am andern Morgen schloß der Kommandant die eiserne Thür des finstern Gewölbes auf, wo sein neuer Gefangener wohnte. Beide betrachteten sich einander lange. Kann ich mich doch nicht auf ihren Namen besinnen, sagte der Soldat. Dillingen. Dem Soldaten fiel das Licht aus der Hand. Aber Dillingen fühlte sich in der Finsterniß von zwei Armen umfangen, von Thränen benetzt. Ein zärtliches Schluchzen drang in sein Ohr, mit dem schönen Namen: o Dillingen, Dillingen, meines alten Herrn Retter!

Es war der alte Wachtmeister, den der General hieher als Lieutenant und Kommandant befördert hatte. Der Alte holte wieder Licht. Und müßt ich — sagte er händeringend umhergehend, und sollt ich — nein, das ist zu viel! das will ich vor Gott verantworten, und schneiden sie mir auch hier unten die Knöpfe von der Uniform. Liebster Dillingen, o Retter meines theuren seligen Herrn! Wie kommen Sie hieher?

Dillingen erzählte. Der Alte hörte aufmerksam zu. Spitzbubengesindel! rief der Alte voll Eifer. Dann trat er an eine Wand, wo ein Gefangener ein Kreuz recht schön in die Mauer ausgegraben hatte. Er legte die Hand auf das Kreuz und sagte eilfertig: Bei diesem Kreuz schwöre ich, er soll frei seyn.

Mit ihrem grauen Haupte sollen Sie für mich stehen, lieber Kommandant, vergessen Sie das nicht.

Darum eben habe ich da mit dem Schwur den Rückweg unmöglich gemacht. Aber ich muß den Mann holen, der dem Dinge das Geschick giebt. Er lief fort, und kam mit einem kleinen dürren Männchen zurück, den er Dillingen als Festungschirurgus vorstellte. Der da muß ins Freie, Doktor! Das sage ich.

Dillingen erschrak heftig, daß schon ein Dritter um das gefährliche Geheimniß wußte. Er warf seinen Blick auf den Doktor, der sah ihm treuherzig und ehrlich

ins Gesicht. Frei? sagte er kopfschüttelnd Das kann nur Gott und unser Landesherr. Wir nicht!

Frei muß er, sag ich dir, Doktor! denn er ist unschuldig.

Das haben Gottlob wir nicht zu verantworten. Ach, es sitzen tausend Unschuldige in Ketten und Banden. Bist du befugt, hier Richter zu seyn?

Frei soll er werden! denn er hat dem seligen General das Leben gerettet.

Des Doktors Augen blitzten freundlich auf Dillingen ein. Aber mit einem tiefen Seufzer sagte er: wir haben geschworen unserm Landesherrn, und der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat. Es geht ja nicht. Den seligen Herrn hat er gerettet? das Leben? wo? wie? Ists etwa der —

Ja wohl, der ists.

Der Fräulein Elisabeth?

Ja wohl, der ists. Siehst du nun, Doktor. Der General gab ihm, was er

auf der Erde am liebsten hatte. Meinst du, er hätte ihn ruhig hier sitzen sehen?

Nun sprang der Dokter auf, lief ängstlich hin und wieder, reichte Dillingen die Hand, dann dem Lieutenant. Dann seufzte er. Dann rief er: ich glaube, wir dürfen nicht! Wir dürfen nicht!

Frei muß er seyn! donnerte der Lieutenant, denn ich habe es da zu Gott aufs Kreuz geschworen.

Hast du? Nun, ich verlasse dich nicht im Leben und Sterben.

Der Kommandant erzählte nun seinem Freunde, der bei des Generals Schwadron Chirurgus gewesen war, welche Betrügerei des Ministers aus dem Retter des Generals einen Hochverräther gemacht hatte. Nein! rief der kleine Doktor voll Abscheu, ich habe geschworen der Obrigkeit; aber nicht gegen Gott und göttliches Wort. Da! hier ist mein Kopf, wenns seyn muß. Frei soll er seyn! und steckten sie mich hieher an seine Stelle.

Dem edlen Dillingen standen die Augen voll Thränen nur aus Rührung über die einfache Treue dieser beiden großmüthigen Seelen.

Nun gieb Rath, sagte der Soldat, wie es zu machen ist. Denn der, Herr von Dillingen, weiß für alles Rath.

Der kleine Mann gieng stolz auf und nieder, käuete an den Nägeln, sah an die Decke, an den Boden, stand, rieb die Stirn, und der Soldat winkte triumphirend auf Dillingen hin.

Ich habs! rief der Arzt. Der gute Herr muß sterben; aber nur zum Schein. In drei Tagen ist der Erste. Du schickst deine Liste ein. Dein Gefangener lebt. Nach zwei Monaten schickst du wieder eine Liste ein. Wir führen ihn als todt auf, und er ist fort.

Und wenn eine Untersuchung befohlen wird? sagte Dillingen. Das könnte leicht seyn.

So — sagte der kleine Mann nachsinnend: — ich habs wieder. Wir haben einen Kranken, ders in ein Paar Tagen ausmacht. Dann begraben wir ihn unter dem Namen Dillingen. Der Pastor aus der Stadt wird gehohlt. Der stellt den Todtenschein aus. Und alles ist an Ort und Stelle.

Und wenn sie befohlen den Todten auszugraben, ob auch ich es wäre — denn meinen Feinden liegt zu viel an der Gewißheit meines Todes.

So — so — in dem Falle — ich habs wieder. Ich sezire den Leichnam. Dann laß sie kommen, und schauen.

Gott sei gedankt! rief der Soldat und drückte den kleinen Doktor an sein Herz.

Aber, sagte der, den Finger an die Stirn legend: dann müssen sie auch todt seyn, das heißt, ihren Namen ablegen, und weit von hier wegziehen. Denn — unsre Köpfe stehen auch auf dem Spiel.

Das versprach Dillingen. Alles geschah, wie der Arzt gerathen hatte. Eine finstere Nacht nach dem Begräbnisse des Todten, führte der Kommandant Dillingen aus dem Gefängnisse ins Freie. Erst warf sich Dillingen an seines Retters Brust, dann auf den freien Boden, und dann flog er wie ein Vogel die Felsenpfade hinab, immer den Polarstern rechts behaltend, dem Rheine zu. In seiner Tasche fand er eine Börse mit Geld, das großmüthige Geschenk seines Freundes. Am andern Abend stand er jauchzend auf der Brücke in Basel.

Alles war gelungen. Zwei Monate nach der Flucht Dillingens kam sein Todtenschein aus der Stadtkirche und von dem Kommandanten in der Gefangenen-Liste an. Der Minister erhielt die Listen von dieser Festung. Todt? sagte er: Todt? Er wiederholte noch einmal mit einem tiefen Seufzer: Todt! und legte die zitternde Hand auf Dillingens Namen, unter dem des Ministers Herz heftig schlug.

Konnte ich ihn retten? fragte er heftig. Sein Verbrechen wird ein höherer Richterstuhl milder beurtheilen. Er verlangte von der Festung einen ausführlichen Bericht von Dillingens Krankheit und Tode. Der kleine Doktor machte einen Bericht, daß wohl der Kummer über sein Geschick dem Leben ein Ende gemacht hätte. Dann setzte er hinzu: bis an den letzten Augenblick seines Lebens behauptete er seine Unschuld.

Dieser Bericht in seiner einfachen Sprache goß kein Öhl in des Ministers Wunden; aber Glauchen gab dem Minister so viele Beweise von der Falschheit, von dem Eigennutz, von der Heuchelei, von der niedern Gesinnung Dillingens, daß er sich endlich beruhigte. Es war sein Verhängniß! rief er: wer kann dagegen?

Dillingen flog nach Geroldswil. Er trat am Abend zu Ida ins Zimmer. Die Freude war unaussprechlich, denn sie hatten nichts von ihm und seinem Geschick vernommen.

Er erzählte Ida und seinem alten Thomas alles. Ihr sehet, sagte er nun, daß ich nicht mehr den Lebenden angehöre. Gut, mein Kind, daß ich dich schon in dem Kleide einer Bäuerin treffe. Was sagt man hier von uns, Ida? Du hast doch deinen Stand nicht verrathen?

Gewiß nicht, Vater. Bis Basel fuhren wir nur. Von da gingen wir wie Landleute zu Fuß hieher. Selbst unser alter Häusler weiß nicht mehr, als daß mein Vater, der nach seinen Bergen zurück verlange, mich voraus gesandt hätte, um alles in Stand zu setzen, was noch fehlte. Die Landleute hier nennen mich Jungfer Rudeli, wie sie den Großvater genannt haben.

Wir wollen nie wieder anders heißen, Ida, als Rudeli. Ach wohl hatte der alte, ehrwürdige Rudeli, mein Vater, Recht. Geh nicht in ein fremdes Land, mein Sohn, sagte er, du wirst ewig dort ein Fremdling bleiben. Du verstehst ihre Sitten nicht. Zu spät wirst du einmal

wieder dich hieher sehnen, nach dem See, nach den Bergen, nach den Heerden, nach der unschuldigen Arbeit, nach deiner Landsleute ehrlicher Treue, die fest steht, wie unsre Felsen.

Dillingen zog die Kleider eines Landmanns an. Es hieß im Städtchen, Rudelis Sohn ist wieder hier. Er lebte einsam, er arbeitete im Weinberge. Seine Tochter half ihm in den leichtern Arbeiten. Die Bedürfnisse der höheren Bildung schaffte er sich heimlich ins Haus, und hielt sie geheim. Der alte Thomas, der noch von dem General her Dillingens Vertrauen hatte, nahm eine große Summe Gelder und den reichen Schmuck Elisabeths mit, da er Ida nach der Schweiz führte.

Das Gütchen wurde unter den Händen und mit dem Gelde Dillingens größer, reicher und schöner. Er war der Wohlthäter der Armen, und die Gemeinde meinte: Rudeli sei in der Fremde besser geworden.

Er hatte nur einen Kummer, die Sorge um seinen Sohn. Er wußte nicht, wo er war. Er sah kein Mittel, ihm seinen Aufenthalt bekannt zu machen. Der Jüngling war ehrlich, aber wild und heftig. Sein Vater sah ihm das nach. Er hatte ihm auf Wechsel eine große Summe mit auf Reisen gegeben. Wilhelm hatte ein Paarmal geschrieben; aber eben aus diesen Briefen sah der Vater, wie wild und unbesorgt der Sohn in das Leben hineinschwärmte, wie leicht ein Zufall, eine frohe Lust, ihn weit in die Ferne treiben könnte. Sein Geld hatte er irgendwo in Italien bei einem Engländer niedergelegt, den er seinen Freund nannte. Er gab über seine Lust Bericht; aber nicht über seinen Weg. Sein letzter Brief war aus Notte, einem Dorfe, wo er einen Landsmann, einen tollen Heiligen, wie er ihn nannte, auf der allertollsten und lustigsten Reise angetroffen, und sich sogleich an ihn fest gehäckelt hätte, um seines Lebens so froh zu werden als der.

Kam er nach Deutschland zurück, so erfuhr Wilhelm des Vaters Tod. Er konnte Ida nicht finden, denn Niemand kannte seinen verborgenen Aufenthalt. O Wilhelm! seufzte der Vater.

Ach die stillen Thränen seiner Ida sah er nicht; denn die Tochter verbarg dem sorgenden Vater die andre Hälfte seines Unglücks. Ida war neunzehn Jahr alt, schön wie ihre Mutter. Die Söhne der reichen Landleute umher sahen wohl, wie schön die Fremde, Rudelis Tochter, war.

Oft wenn sie Abends am See saß, und ihr altes Lied von der Kiburg sang, das sie alle hier kannten, so hatte sie oft ein Duzzend junger Zuhörer, in deren Herzen ihr rührender Gesang drang. Sie ist keine Schweizerin! sagte einer zum andern; aber verdient sie nicht, daß sie eine wird?

Sie konnte sich es nicht verhehlen, daß sie ihre Hand würde einem jungen, wohlhabenden Landmanne geben müssen. Ein hartes Geschick für ein Mädchen, das in

der feinsten Gesellschaft erzogen, und in den weichsten Armen eines reichen, genußreichen Lebens, nicht verwöhnt, nicht verweichlicht, aber doch andre Wünsche kennen gelernt hatte, als die ihr die ehrlichsten und bravsten jungen Männer hier bieten konnten. Und in diesem reichen, bebenden Herzen lebte ja noch immer das liebliche Bild Gustavs, mitten in dem Glanze ihrer schönen Kindheit, die ihn wie eine Glorie umgab.

O, sagte sie mit Thränen, die ihr Tuch einzeln auffing, ist denn eine Sehnsucht, der jede Hoffnung fehlt? o giebt es denn einen verborgenen Wunsch im tiefsten Herzen, den nicht der Zufall, oder der Wille, oder der Himmel erfüllen könnte. Ich allein bin die Unglückliche, die ewig wünschen muß, und nie hoffen darf. O stände dort jenseits des schönen Sees Gustavs Hütte, ich dürfte ja nicht hinüberblicken. Er ist ja der Verwandte unsres Verfolgers. Mein Vater liegt ja im Grabe, und in diesem Grabe liegen ja alle meine Hoffnungen verwelkt und im Staube. O, und ginge er,

von Liebe und Treue getrieben, über die ganze Erde mich zu suchen und fragte alle Menschen: wo wohnt Ida von Dillingen? so weiß es Niemand. Ida von Dillingen ruht mit ihrem Vater im Grabe, weinend, sehnsüchtig, wünschend.

Ja, käme er daher über den breiten Strom, der uns scheidet, über die Berge, durch die Thäler, mich zu suchen; stände der liebende Pilger hier vor unsrer Thür und fragte: wohnt hier, die ich suche, meine Geliebte? so würde jede Stimme antworten: suche weiter, treues Herz! hier wohnt nur Rudelis Tochter!

So phantasirte sie oft, so bildete sie ihre Liebe aus, die selbst nichts war, als das schönste Andenken ihrer Kindheit. Sie brachte die lieblichen rührenden Bilder in Verse. Sie sang sie Abends verborgen in der dicken Laube des Weinbergs. Der Vater hörte die leisen Töne. Sie führten ihn auf den dunkeln Pfad, den Idas Gedanken gehen mußten. Er hatte nichts

dagegen, daß Ida den reichsten jungen Landmann abwieß, und dann noch einen.

Er betrachtete nur mit tiefsinnigem Ernst seine Tochter; aber er verzweifelte nicht. Er hoffte auf Gott und auf den Segen seiner Elisabeth und des Generals. Er kämpfte mit dem Entschlusse, mit seiner Tochter nach Zürich zu ziehen, wo sie die Wahl hatte unter den edelsten, jungen, gebildeten Bürgern. Er konnte dort entdeckt werden! Aber er achtete nicht seine Gefahr, sondern die Gefahr des edlen Festungskommandanten und seines Freundes.

Er fühlte, welch eine schwere Fessel ihm dieses Verhältniß und der Haß des Ministers für sein Leben angelegt hatte. Er wurde immer finstrer, nur für seine Ida war er die Liebe, die sanfteste Güte selbst. Er sann umher, ob er nicht seinem schweren Geschick mit Gewalt eine andre Wendung geben könnte. Er fand nichts, nichts als seinen wirklichen Tod. Er starrte den gräßlichen Gedanken an. Er sann ihm

nach. Er fing an, sich mit dem furchtbaren Abgrunde des Grabes zu befreunden, obgleich er nicht wußte, wohin das führen würde; aber der Tod griff nicht nach ihm, sondern nach dem alten Thomas. Das Grab war ihm versperrt; denn nun war seine Tochter ganz allein.

Etwas mußte geschehen, das fühlte er. Dillingen ging in die benachbarten Städte. Er suchte eine Bekanntschaft, unter deren Obhut er seine Tochter in die Stadt geben konnte.

Er fand in Andelfingen ein Haus, was ihm schicklich schien. Ida sollte doch erst die Menschen kennen, sie begleitete ihren Vater dahin. Auf dem Rückwege begegnete ihm der Wagen der Baronin von Staig. Seine Tochter stieg ein zu der freundlichen Dame, und der Wagen brachte Ida allen ihren schönsten Hoffnungen entgegen, dem Baron Gustav von Staig.

Am andern Morgen schloß der Kommandant die eiserne Thür des finstern Gewölbes auf, wo sein neuer Gefangener wohnte. Beide betrachteten sich einander lange. Kann ich mich doch nicht auf ihren Namen besinnen, sagte der Soldat. Dillingen. Dem Soldaten fiel das Licht aus der Hand. Aber Dillingen fühlte sich in der Finsterniß von zwei Armen umfangen, von Thränen benetzt. Ein zärtliches Schluchzen drang in sein Ohr, mit dem schönen Namen: o Dillingen, Dillingen, meines alten Herrn Retter!

Es war der alte Wachtmeister, den der General hieher als Lieutenant und Kommandant befördert hatte. Der Alte holte wieder Licht. Und müßt ich — sagte er händeringend umhergehend, und sollt ich — nein, das ist zu viel! das will ich vor Gott verantworten, und schneiden sie mir auch hier unten die Knöpfe von der Uniform. Liebster Dillingen, o Retter meines theuren seligen Herrn! Wie kommen Sie hieher?

Dillingen erzählte. Der Alte hörte aufmerksam zu. Spitzbubengesindel! rief der Alte voll Eifer. Dann trat er an eine Wand, wo ein Gefangener ein Kreuz recht schön in die Mauer ausgegraben hatte. Er legte die Hand auf das Kreuz und sagte eilfertig: Bei diesem Kreuz schwöre ich, er soll frei seyn.

Mit ihrem grauen Haupte sollen Sie für mich stehen, lieber Kommandant, vergessen Sie das nicht.

Darum eben habe ich da mit dem Schwur den Rückweg unmöglich gemacht. Aber ich muß den Mann holen, der dem Dinge das Geschick giebt. Er lief fort, und kam mit einem kleinen dürren Männchen zurück, den er Dillingen als Festungschirurgus vorstellte. Der da muß ins Freie, Doktor! Das sage ich.

Dillingen erschrak heftig, daß schon ein Dritter um das gefährliche Geheimniß wußte. Er warf seinen Blick auf den Doktor, der sah ihm treuherzig und ehrlich

ins Gesicht. Frei? sagte er kopfschüttelnd Das kann nur Gott und unser Landesherr. Wir nicht!

Frei muß er, sag ich dir, Doktor! denn er ist unschuldig.

Das haben Gottlob wir nicht zu verantworten. Ach, es sitzen tausend Unschuldige in Ketten und Banden. Bist du befugt, hier Richter zu seyn?

Frei soll er werden! denn er hat dem seligen General das Leben gerettet.

Des Doktors Augen blitzten freundlich auf Dillingen ein. Aber mit einem tiefen Seufzer sagte er: wir haben geschworen unserm Landesherrn, und der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat. Es geht ja nicht. Den seligen Herrn hat er gerettet? das Leben? wo? wie? Ists etwa der —

Ja wohl, der ists.

Der Fräulein Elisabeth?

Ja wohl, der ists. Siehst du nun, Doktor. Der General gab ihm, was er

auf der Erde am liebsten hatte. Meinst du, er hätte ihn ruhig hier sitzen sehen?

Nun sprang der Dokter auf, lief ängstlich hin und wieder, reichte Dillingen die Hand, dann dem Lieutenant. Dann seufzte er. Dann rief er: ich glaube, wir dürfen nicht! Wir dürfen nicht!

Frei muß er seyn! donnerte der Lieutenant, denn ich habe es da zu Gott aufs Kreuz geschworen.

Hast du? Nun, ich verlasse dich nicht im Leben und Sterben.

Der Kommandant erzählte nun seinem Freunde, der bei des Generals Schwadron Chirurgus gewesen war, welche Betrügerei des Ministers aus dem Retter des Generals einen Hochverräther gemacht hatte. Nein! rief der kleine Doktor voll Abscheu, ich habe geschworen der Obrigkeit; aber nicht gegen Gott und göttliches Wort. Da! hier ist mein Kopf, wenns seyn muß. Frei soll er seyn! und steckten sie mich hieher an seine Stelle.

Dem edlen Dillingen standen die Augen voll Thränen nur aus Rührung über die einfache Treue dieser beiden großmüthigen Seelen.

Nun gieb Rath, sagte der Soldat, wie es zu machen ist. Denn der, Herr von Dillingen, weiß für alles Rath.

Der kleine Mann gieng stolz auf und nieder, käuete an den Nägeln, sah an die Decke, an den Boden, stand, rieb die Stirn, und der Soldat winkte triumphirend auf Dillingen hin.

Ich habs! rief der Arzt. Der gute Herr muß sterben; aber nur zum Schein. In drei Tagen ist der Erste. Du schickst deine Liste ein. Dein Gefangener lebt. Nach zwei Monaten schickst du wieder eine Liste ein. Wir führen ihn als todt auf, und er ist fort.

Und wenn eine Untersuchung befohlen wird? sagte Dillingen. Das könnte leicht seyn.

So — sagte der kleine Mann nach- sinnend: — ich habs wieder. Wir ha- ben einen Kranken, ders in ein Paar Ta- gen ausmacht. Dann begraben wir ihn unter dem Namen Dillingen. Der Pastor aus der Stadt wird gehohlt. Der stellt den Todtenschein aus. Und alles ist an Ort und Stelle.

Und wenn sie befohlen den Todten aus- zugraben, ob auch ich es wäre — denn meinen Feinden liegt zu viel an der Ge- wißheit meines Todes.

So — so — in dem Falle — ich habs wieder. Ich sezire den Leichnam. Dann laß sie kommen, und schauen.

Gott sei gedankt! rief der Soldat und drückte den kleinen Doktor an sein Herz.

Aber, sagte der, den Finger an die Stirn legend: dann müssen sie auch todt seyn, das heißt, ihren Namen ablegen, und weit von hier wegziehen. Denn — unsre Köpfe stehen auch auf dem Spiel.

Das versprach Dillingen. Alles geschah, wie der Arzt gerathen hatte. Eine finstere Nacht nach dem Begräbnisse des Todten, führte der Kommandant Dillingen aus dem Gefängnisse ins Freie. Erst warf sich Dillingen an seines Retters Brust, dann auf den freien Boden, und dann flog er wie ein Vogel die Felsenpfade hinab, immer den Polarstern rechts behaltend, dem Rheine zu. In seiner Tasche fand er eine Börse mit Geld, das großmüthige Geschenk seines Freundes. Am andern Abend stand er jauchzend auf der Brücke in Basel.

Alles war gelungen. Zwei Monate nach der Flucht Dillingens kam sein Todtenschein aus der Stadtkirche und von dem Kommandanten in der Gefangenen-Liste an. Der Minister erhielt die Listen von dieser Festung. Todt? sagte er: Todt? Er wiederholte noch einmal mit einem tiefen Seufzer: Todt! und legte die zitternde Hand auf Dillingens Namen, unter dem des Ministers Herz heftig schlug.

Konnte ich ihn retten? fragte er heftig. Sein Verbrechen wird ein höherer Richterstuhl milder beurtheilen. Er verlangte von der Festung einen ausführlichen Bericht von Dillingens Krankheit und Tode. Der kleine Doktor machte einen Bericht, daß wohl der Kummer über sein Geschick dem Leben ein Ende gemacht hätte. Dann setzte er hinzu: bis an den letzten Augenblick seines Lebens behauptete er seine Unschuld.

Dieser Bericht in seiner einfachen Sprache goß kein Öhl in des Ministers Wunden; aber Glauchen gab dem Minister so viele Beweise von der Falschheit, von dem Eigennutz, von der Heuchelei, von der niedern Gesinnung Dillingens, daß er sich endlich beruhigte. Es war sein Verhängniß! rief er: wer kann dagegen?

Dillingen flog nach Geroldswil. Er trat am Abend zu Ida ins Zimmer. Die Freude war unaussprechlich, denn sie hatten nichts von ihm und seinem Geschick vernommen.

Er erzählte Ida und seinem alten Thomas alles. Ihr sehet, sagte er nun, daß ich nicht mehr den Lebenden angehöre. Gut, mein Kind, daß ich dich schon in dem Kleide einer Bäuerin treffe. Was sagt man hier von uns, Ida? Du hast doch deinen Stand nicht verrathen?

Gewiß nicht, Vater. Bis Basel fuhren wir nur. Von da gingen wir wie Landleute zu Fuß hieher. Selbst unser alter Häusler weiß nicht mehr, als daß mein Vater, der nach seinen Bergen zurück verlange, mich voraus gesandt hätte, um alles in Stand zu setzen, was noch fehlte. Die Landleute hier nennen mich Jungfer Rudeli, wie sie den Großvater genannt haben.

Wir wollen nie wieder anders heißen, Ida, als Rudeli. Ach wohl hatte der alte, ehrwürdige Rudeli, mein Vater, Recht. Geh nicht in ein fremdes Land, mein Sohn, sagte er, du wirst ewig dort ein Fremdling bleiben. Du verstehst ihre Sitten nicht. Zu spät wirst du einmal

wieder dich hieher sehnen, nach dem See, nach den Bergen, nach den Heerden, nach der unschuldigen Arbeit, nach deiner Landsleute ehrlicher Treue, die fest steht, wie unsre Felsen.

Dillingen zog die Kleider eines Landmanns an. Es hieß im Städtchen, Rudelis Sohn ist wieder hier. Er lebte einsam, er arbeitete im Weinberge. Seine Tochter half ihm in den leichtern Arbeiten. Die Bedürfnisse der höheren Bildung schaffte er sich heimlich ins Haus, und hielt sie geheim. Der alte Thomas, der noch von dem General her Dillingens Vertrauen hatte, nahm eine große Summe Gelder und den reichen Schmuck Elisabeths mit, da er Ida nach der Schweiz führte.

Das Gütchen wurde unter den Händen und mit dem Gelde Dillingens größer, reicher und schöner. Er war der Wohlthäter der Armen, und die Gemeinde meinte: Rudeli sei in der Fremde besser geworden.

Er hatte nur einen Kummer, die Sorge um seinen Sohn. Er wußte nicht, wo er war. Er sah kein Mittel, ihm seinen Aufenthalt bekannt zu machen. Der Jüngling war ehrlich, aber wild und heftig. Sein Vater sah ihm das nach. Er hatte ihm auf Wechsel eine große Summe mit auf Reisen gegeben. Wilhelm hatte ein Paarmal geschrieben; aber eben aus diesen Briefen sah der Vater, wie wild und unbesorgt der Sohn in das Leben hineinschwärmte, wie leicht ein Zufall, eine frohe Lust, ihn weit in die Ferne treiben könnte. Sein Geld hatte er irgendwo in Italien bei einem Engländer niedergelegt, den er seinen Freund nannte. Er gab über seine Lust Bericht; aber nicht über seinen Weg. Sein letzter Brief war aus Notte, einem Dorfe, wo er einen Landsmann, einen tollen Heiligen, wie er ihn nannte, auf der allertollsten und lustigsten Reise angetroffen, und sich sogleich an ihn fest gehäckelt hätte, um seines Lebens so froh zu werden als der.

Kam er nach Deutschland zurück, so erfuhr Wilhelm des Vaters Tod. Er konnte Ida nicht finden, denn Niemand kannte seinen verborgenen Aufenthalt. O Wilhelm! seufzte der Vater.

Ach die stillen Thränen seiner Ida sah er nicht; denn die Tochter verbarg dem sorgenden Vater die andre Hälfte seines Unglücks. Ida war neunzehn Jnhr alt, schön wie ihre Mutter. Die Söhne der reichen Landleute umher sahen wohl, wie schön die Fremde, Rudelis Tochter, war.

Oft wenn sie Abends am See saß, und ihr altes Lied von der Kiburg sang, das sie alle hier kannten, so hatte sie oft ein Duzzend junger Zuhörer, in deren Herzen ihr rührender Gesang drang. Sie ist keine Schweizerin! sagte einer zum andern; aber verdient sie nicht, daß sie eine wird?

Sie konnte sich es nicht verhehlen, daß sie ihre Hand würde einem jungen, wohlhabenden Landmanne geben müssen. Ein hartes Geschick für ein Mädchen, das in

der feinsten Gesellschaft erzogen, und in den weichsten Armen eines reichen, genußreichen Lebens, nicht verwöhnt, nicht verweichlicht, aber doch andre Wünsche kennen gelernt hatte, als die ihr die ehrlichsten und bravsten jungen Männer hier bieten konnten. Und in diesem reichen, bebenden Herzen lebte ja noch immer das liebliche Bild Gustavs, mitten in dem Glanze ihrer schönen Kindheit, die ihn wie eine Glorie umgab.

O, sagte sie mit Thränen, die ihr Tuch einzeln auffing, ist denn eine Sehnsucht, der jede Hoffnung fehlt? o giebt es denn einen verborgenen Wunsch im tiefsten Herzen, den nicht der Zufall, oder der Wille, oder der Himmel erfüllen könnte. Ich allein bin die Unglückliche, die ewig wünschen muß, und nie hoffen darf. O stände dort jenseits des schönen Sees Gustavs Hütte, ich dürfte ja nicht hinüberblicken. Er ist ja der Verwandte unsres Verfolgers. Mein Vater liegt ja im Grabe, und in diesem Grabe liegen ja alle meine Hoffnungen verwelkt und im Staube. O, und ginge er,

von Liebe und Treue getrieben, über die ganze Erde mich zu suchen und fragte alle Menschen: wo wohnt Ida von Dillingen? so weiß es Niemand. Ida von Dillingen ruht mit ihrem Vater im Grabe, weinend, sehnsüchtig, wünschend.

Ja, käme er daher über den breiten Strom, der uns scheidet, über die Berge, durch die Thäler, mich zu suchen; stände der liebende Pilger hier vor unsrer Thür und fragte: wohnt hier, die ich suche, meine Geliebte? so würde jede Stimme antworten: suche weiter, treues Herz! hier wohnt nur Rudelis Tochter!

So phantasirte sie oft, so bildete sie ihre Liebe aus, die selbst nichts war, als das schönste Andenken ihrer Kindheit. Sie brachte die lieblichen rührenden Bilder in Verse. Sie sang sie Abends verborgen in der dicken Laube des Weinbergs. Der Vater hörte die leisen Töne. Sie führten ihn auf den dunkeln Pfad, den Idas Gedanken gehen mußten. Er hatte nichts

dagegen, daß Ida den reichsten jungen Landmann abwieß, und dann noch einen.

Er betrachtete nur mit tiefsinnigem Ernst seine Tochter; aber er verzweifelte nicht. Er hoffte auf Gott und auf den Segen seiner Elisabeth und des Generals. Er kämpfte mit dem Entschlusse, mit seiner Tochter nach Zürich zu ziehen, wo sie die Wahl hatte unter den edelsten, jungen, gebildeten Bürgern. Er konnte dort entdeckt werden! Aber er achtete nicht seine Gefahr, sondern die Gefahr des edlen Festungskommandanten und seines Freundes.

Er fühlte, welch eine schwere Fessel ihm dieses Verhältniß und der Haß des Ministers für sein Leben angelegt hatte. Er wurde immer finstrer, nur für seine Ida war er die Liebe, die sanfteste Güte selbst. Er sann umher, ob er nicht seinem schweren Geschick mit Gewalt eine andre Wendung geben könnte. Er fand nichts, nichts als seinen wirklichen Tod. Er starrte den gräßlichen Gedanken an. Er sann ihm

nach. Er fing an, sich mit dem furchtbaren Abgrunde des Grabes zu befreunden, obgleich er nicht wußte, wohin das führen würde; aber der Tod griff nicht nach ihm, sondern nach dem alten Thomas. Das Grab war ihm versperrt; denn nun war seine Tochter ganz allein.

Etwas mußte geschehen, das fühlte er. Dillingen ging in die benachbarten Städte. Er suchte eine Bekanntschaft, unter deren Obhut er seine Tochter in die Stadt geben konnte.

Er fand in Andelfingen ein Haus, was ihm schicklich schien. Ida sollte doch erst die Menschen kennen, sie begleitete ihren Vater dahin. Auf dem Rückwege begegnete ihm der Wagen der Baronin von Staig. Seine Tochter stieg ein zu der freundlichen Dame, und der Wagen brachte Ida allen ihren schönsten Hoffnungen entgegen, dem Baron Gustav von Staig.

Gustav geht zu seinem Oheim.

Alles was der Leser jetzt gelesen, stand nicht in den Papieren, die Dillingen dem Baron gab, sondern nur alles das, was Dillingen von diesen allen wissen konnte. Gustav war fertig mit den Papieren. Er sann lange nach, wie diese seltene und gefährliche Verwickelung seines eignen Geschicks mit den Begebenheiten Dillingens zu lösen sei. Er sah nicht, wie es freundlich zu lösen war. Aber er zerhieb den Knoten wie der Macedonier den Gordischen mit dem Schwerdte.

So zähle mein Oheim, rief er, mich auch zu den Todten! Er sah stolz über den See in die hohen Gebirge nach diesen Worten.

Da kam Dillingen zurück. Haben Sie meine Jammergeschichte gelesen? fragte er.

Ja, Herr von Dillingen. Aber ehe wir weiter reden, warum kommt Ida nicht? Sie hat so gut zu entscheiden als Sie und ich.

Der

Der Mann entscheidet, Herr Baron. Meine Tochter ist entschlossen meinem Willen zu folgen. Sie lieben meine Ida. Gut; Herr Baron. Ich weiß wie viel diese Leidenschaft dem jungen Herzen gilt: Alles!

Ich weiß, wie viel sie dem Manne gelten soll, wie dem Greise. Alles! Ich habe die Geschichte Ihrer Liebe zu Idas Mutter gelesen.

Wie? wenn Sie Ida in den Mauern eines Klosters gefunden? oder in den Armen eines Mannes?

Ich danke Gott, daß ich sie frei fand, frei, im Schutz eines edlen Vaters.

Wie aber; wenn Sie Ida als Gattin fanden?

Wunderbare Frage! kann ich mit der Unmöglichkeit kämpfen? Aber das ist nicht.

Können Sie Ida als Ihre Frau in Ihre Heimath führen?

Unbedenklich, und wehe dem, der mein Weib nur mit einem höhnenden Blick angreift.

Fürchten Sie die Macht nicht, die mich auf ewig einkerkerte?

Ich fürchte sie sehr. Und darum eben, theurer Vater, nehme ich Idas Hand um den Preis, der sie glücklich macht. Und dieser Preis ist so leicht zu vereinigen. Ich begleite meine Mutter und Schwester zu meinem Oheim, bin fröhlich, heiter wie der erwachende Frühling. Bei dem ersten Falle, wo er mir gebietet, was er nicht darf, uud was mir zu gehorchen schimpflich wäre, sage ich ihm: Sie sind mein Oheim, aber nicht mein Herr. Ich Ihr Erbe, aber nicht Ihr Sklav! Mein Oheim, die Erde ist groß und reich genug, mich zu beherbergen und zu ernähren. Befehlen Sie wieder, was ich nicht bewilligen darf, so gehe ich. Und ich gehe dann. Mein Vermögen ist groß genug, mich zu erhalten, und Papier um kein Hinderniß der Reise zu werden. Sie sehen, dazu war ich entschlossen, ehe ich Ida sah.

Und dann?

Dann komme ich hieher auf Umwegen in der Kleidung eines Schweizer Landmannes. Ich heiße wie Sie, Rudeli, oder wie Sie sonst wollen. Ida giebt mir ihre Hand. Wir haben bei der Sache nichts weiter zu bestellen als den Pfarrer, die Musikanten, und dann sprißt aus jedem Tage ein Paradies, und jede Minute schůttet eine himmlische Freude, auf Ihr, auf Idas, auf mein Leben. Wir sind aus der Welt verschwunden und leben im Himmel! das ist alles.

Und Ihr Oheim wird seinem Neffen aus der Welt verschwinden lassen, meinen Sie?

Er mag mich suchen.

Er wird Sie finden. Denn Herr Baron, was mir den Haß Ihres Oheims zuzog, war eben der Glaube, ich wollte meiner Tochter Hand Ihnen geben. Das vertrauete mir ein alter Bedienter von dem Minister, der mich, der Sie liebte, Ja-

kob. Der Herr von Glauchen hatte es ihm eingeredet.

Ich habe gelesen, daß er Ihren Wohnort nicht weiß.

Wohl, aber sie haben alle meine Papiere; ist da der Name Geroldswil gar nicht genannt? Und, liebster Baron, wie fanden Sie uns?

Ich, von einem guten Engel geleitet, von der Hand des Himmels selbst. Wagen Sie das zu leugnen?

Und wenn es der Geist der Vergeltung Ihres Oheims gewesen wäre, und Ihrer?

Meiner? Was verbrach ich?

Ihnen gab der Himmel viel, Ihren berühmten Namen, Mutter, Schwester, deren Freude und Stolz Sie werden sollten. Leugnen Sie! Hunderte von Menschen, Ihre Unterthanen gab Ihnen das Geschick, denen Sie Vater, Beschützer, Wohlthäter sein sollten. Was verbrach denn Ihr Oheim gegen Sie? Ich darf ihn hassen; aber auch Sie? Und alles das, Ihren Namen,

Ihre Vorfahren, Ihre Mutter, Ihre Schwester, Ihren Oheim, Ihre Unterthanen werfen Sie weg einer Leidenschaft wegen, die erst vor ein Paar Tagen entstanden ist. Und dem Manne sollte ich meiner Tochter weiches Herz anvertrauen, der wegwirft, alles was ihm die Natur anvertraute? O nein!

Gustav betrachtete Dillingen eine lange Zeit mit starren Blicken. Wie war mir denn? schien ich doch das alles so klar zu begreifen, und jetzt haben Sie eine Verworrenheit in meine Brust geworfen. Ich liebe Ida mehr als alle Menschen. Und doch — aber Sie werden meinen gesunden Sinn, meinen frischen Muth nicht irre machen. Darf ich um Namen und Güter knechtisch dienen? Darf ich kein Mann bleiben, um Baron von Staig zu seyn? Die Zukunft habe ich nicht zu verantworten; aber daß ich ein Mann bleibe, das! berechnen mag ich die Tugend nicht. Ich habe dem Tode muthig gegen über gestanden. Und wofür? ich weiß es nicht. Aber ich

fühlte mich gehoben. Ich war jeder großen That fähig, das fühlte ich. Wollen Sie das Feigheit nennen, weil ich nicht an die Thränen einer Mutter dachte, nicht an alles, was mit mir untergehen konnte? Was ist denn mein von der Zukunft, wenn es nicht das Glück Idas ist, die ich unaussprechlich liebe? in deren warmen Sonnenscheine alle meine Tugenden wie Blüthen eines ewigen Frühlings aufgehen werden. Ich liebe meine Mutter, wie ein Sohn soll. Das Wort von meiner Hand: Mutter! Gustav ist glücklich! wird sie beglücken. Und was hindert mich, wenn mein Oheim todt ist? — Aber wenn ich mich sklavisch von ihm an den Altar treiben lasse, wenn sein eignes Unglück — denn eine Ehe ohne Liebe war sein böser Geist, der alle seine Tugenden mit dem kalten Winterhauche tödtete. Wenn ich auch so — dafür wolle meine Unterthanen der Himmel behüten!

Sie können meine Ida nicht heißer lieben als Sie von ihr geliebt werden, und

dennoch ist Ida fest entschlossen ihres Vaters Freiheit, und der beiden edlen Menschen Ruhe, die ihn retteten, nicht auf dieß gefährliche Spiel zu setzen, was Sie spielen wollen. Sie verlangt, Sie sollen abreisen, ohne sie noch einmal zu sehen.

Nimmermehr, Herr von Dillingen, nimmermehr! Ich will sie sehen.

Und wenn sie darauf bestehen, sie zu sehen, so wird sie erscheinen, aber nur als die Braut eines jungen Landmanns, der um ihre Hand geworben hat.

Da stand Gustav stumm. Mein Herr, sagte er dann: Sie spielen ein eben so gefährliches Spiel mit dem Glücke Ihrer Tochter, und das bedenken Sie nicht.

Das bedenk ich, Herr Baron. Denn wenn sie gehen, und tragen, was ein Mann tragen muß um zu retten, was die Natur so freigebig ihm bot, so bleibt sie ehelos bei ihrem Vater, und hofft auf die Güte der Vorsehung, und hofft auf den Mann, der ihre Liebe besitzt, auf Sie

Und ich, und Ida, könnten leben ohne etwas von einander zu wissen, vielleicht Jahre lang?

Wissen Sie einen sichern Weg, und sie mag Ihnen schreiben, aber selten.

Gustav gab ihm die Addresse an seinen vertrauten Freund, August von Rosen, durch den er die Briefe persönlich erhalten wollte. Aber selten! setzte Dillingen noch einmal hinzu.

Dillingen führte ihn um den Weinberg weg. Auf einmal stand Ida vor ihm. Sie reichte ihm die Hand. Dieser Handschlag bedeutet Treue, Herr Baron, wenn der Himmel Hoffnungen giebt, und er ist ein ewiges Lebewohl, wenn es seyn muß.

Das Schicksal, antwortete Gustav, o glauben Sie mir, Ida, liegt in des Menschen Herzen, und ist das Herz sich selbst treu, so sagt der Himmel und alle Engel Amen! O lebe ruhig, meine Ida! lebe froh! sagte er seine Hand aus ihrer ziehend. Denn der Vater trieb ihn. Ida

flog auf die Spitze des Weinbergs, wo sie die lange Aussicht auf den Weg hatte nach Winterthur. Da saß sie allein von dem Geliebten auf Monate, auf Jahre, auf immer vielleicht getrennt. Sie trocknete die Thränen aus den Augen, damit sie ihn sehen könnte, wenn er aus dem Hohlwege auf die Höhe hervorkam.

Da kam er hervor, und schaute zurück, und trocknete das Auge, und ging, und schaute wieder zurück, und sie sagte mit gepreßter Stimme: o geh nicht, du Geliebter! Nicht Berge, nicht Thäler, nicht Seen, nicht Flüsse treten zwischen unsere Herzen; sondern das dunkele Schicksal, was keine Thräne erweicht, was keine Liebe versöhnt. O das Leben ist ja nur der Athemzug eines Seufzers vor dem letzten Athemzuge. O gehe nicht! Kehre zurück, und schaue noch einmal in dieses Auge, das der harte Schmerz bald zudrücken wird. O wie eilst du! O schaust du nie mehr zurück? O hast du mich so früh vergessen?

Aber da kniete er betend auf der Höhe, und sie kniete auch und weinte sehr, und die Hoffnung floß tröstend in ihre Brust, und da sie aufsah, war er hinter der Höhe verschwunden. Sie ging von nun an alle Tage auf die Höhe, wo er gebetet hatte. Da weinte sie um ihn; aber sie glaubte immer mehr mit jugendlicher Stärke, daß das Schicksal in ihrem Herzen wohne, und sie hoffte.

Gustav kam nach Winterthur mit einem Gesicht voll wunderbarer Heiterkeit. Glauchen kam endlich. Er kündigte sich mit dem ersten Worte sogleich als der künftige Verlobte von Henrietten an. Er gab die Briefe des Ministers an die Mutter ab, und reiste dann wieder nach Frankreich.

Gustav fuhr denselben Tag mit seiner Mutter und Schwester den Weg nach Deutschland. Die Mutter ermahnte den Sohn sanft und viel. Ach, Mutter, sagte er: Sie wissen nicht, wie viel ich dem Oheim verzeihen kann! Seyn Sie ruhig! Und sie kamen vor dem Pallaste des Oheims an.

Fegefeuer und Hölle.

Gustav fuhr mit der angenehmsten Empfindung durch die beiden Obelisken, die den Eingang bildeten, und an deren Fuße er oft mit Ida gespielt hatte, dem Pallaste zu. Ein Heer Bedienten stürzte an den Wagen. Oben auf der Freitreppe stand der Minister, den großen Orden auf der Brust, ganz schwarz gekleidet, in einer majestätisch aufrechten Stellung, auf dem Gesicht einen höflichen Ernst, zum Empfange bereit. Er empfing die Damen freundlich; dann verbeugte er sich gegen den Neffen, mit den Worten: Sie sind das Bild Ihres edlen Vaters, mein ritterlicher Neffe. Ich war ein glücklicher Mann, wenn der Prinz Emil mir von Ihnen erzählte.

Der Minister wieß selbst seiner Schwägerin und Nichte ihre Zimmer an. Dann führte er sie zu seiner Gemahlin zum ersten Besuch. Gustav erneuerte indeß seine alten Freundschaften wieder, im Hause, auf dem

Hofe und im Garten, und seine zutrauliche Freundlichkeit gab ihm alle alte Freunde wieder, und viele neue.

Dann lief er durch den Park und suchte alle Stellen auf, wo er mit Ida gesessen. Das erweichte ihn, auch sogar gegen seinen Oheim. Das Haus, wo Dillingen gewohnt hatte, war verschlossen. Er fragte einen Arbeiter, wer es jetzt bewohnte. Niemand, sagte der. Es steht noch so, wie Herr von Dillingen es verließ. Es kommt Niemand hinein, als zuweilen der Herr.

Aber die Geisblatttapete an den Wänden des Hauses, Idas Blumenstück um das Haus her, waren mit Fleiß erhalten. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung, und Gustav sagte muthig: Liebe soll retten, wo Tapferkeit weicht!

Mit dieser freudigen Empfindung flog er zu seiner Mutter. Sie saß allein, das Schnupftuch auf die Augen gedrückt, die sie zu erheitern suchte, wie ihr Sohn eintrat.

Schon jetzt Thränen, meine Mntter? fragte er unwillig, das ist früh! sehr früh!

Hier ruht die Asche deines Vaters, hier, mein liebster Sohn, soll dein Glück aufblühen. Es sind Thränen einer sanften, beinahe schönen mütterlichen Empfindung.

Die Mutter sagte die Wahrheit nur halb. Es waren sorgende Thränen. Der Minister war allein bei ihr gewesen.

Ihr Sohn, sagte er, hat meinen Beifall. Er sah mir offen, freundlich, darf ich sagen, kindlich? ins Auge.

Kindlich, Herr Minister, kindlich. So sollen Sie sagen! dann wird der Oheim und der Vater ja auch verzeihen —

Alles, was der Jüngling fodern darf. Glauben Sir mir. Ich habe nur einen Wunsch, eine Bitte, wenn er es fodert, einen Befehl, als Oheim und Vater, an Ihren Sohn, nur Eine, und die wird er nicht versagen.

Der Mutter Herz bebte. Sie wagte nicht zu seufzen, nicht zu fragen. Sie schwieg.

Aber ich hoffe, fuhr er ernst fort, der Jüngling soll nicht auf den Wunsch, nicht auf die Bitte warten. Er selbst soll wünschen, er soll mich bitten. Ich werde Ihnen heute Abend das Fräulein von Glauchen vorstellen, die Tochter meines Busenfreundes, des Oberstallmeisters. Er ist der Günstling des Fürsten, und seine Tochter ist sein einziges Kind.

Die Baronin verbeugte sich. Sie wissen, wie oft die unbesorgte Jugend über so etwas wegsieht.

Eben darum, Frau Baronin, soll sein Herz meinen Wunsch erfüllen, und ich bitte Sie zu schweigen.

Da stand das Gespenst vor der Mutter Augen, was sie schon längst gefürchtet hatte. Ihres Sohnes Herz war zwar noch frei. Das hatte er ihr ja versichert, da sie von Haus abreisten. Aber die Tochter

dieses Mannes, dieses Glauchens. Sie mußte in Thränen ausbrechen, denn was konnte sie hoffen? was?

Mit Zittern hörte sie die Schloßuhr schlagen, denn immer mehr näherte sich die Stunde, wo ihr das Fräulein, das sie zu hassen anfing, vorgestellt werden sollte. Die Stunde der Gesellschaft schlug. Sie ging in den hohen Saal. Sie stellte sich der Flügelthür gegenüber, um bei jeder hohen, stolzen Gestalt, bei jedem buhlerischen Blick, der durch die Thür drang, ihr Herz schmerzlich schlagen zu fühlen. Die Fenster erhellten sich von den Fackeln, welche die rollenden Wagen begleiteten. Die Flügelthüren öffneten sich, und Orden und Edelgesteine, geschminkte Wangen, buhlerische Augen, und Zungen, die Verläumdung schon mit dem Anfang der Erzählung in den offnen Lippen, die Spielsucht, die den Spieltisch früher aufsuchte, als den Wirth, die blöde und stolze Gesellschaftswuth, die schon vor der Thür über Nichts lachte, Gimpel, Männlein und Fräulein, denen die Freude aus den Augen

blitzte, wo ein Kronleuchter brannte, Hofleute, die gähnten, weil sie nie etwas anderes sahen als Kronleuchter, gebückte Gestalten, die hinauf wollten, aufrechte, die hinauf waren, rauschten durch die Flügelthüren ein.

Schöne Gesichter, und schöne Gestalten traten ein; ein junges Mädchen, das neben Gustavs Mutter stand, nannte die Eintretenden, noch war das Fräulein Glauchen nicht da. Nach ein Paar sanften, bescheidenen und doch geistreichen Gesichtern fragte die Baronin. Sie waren nicht das Fräulein Glauchen.

Da ging leise die Thür auf, und herein schwebte ein Mädchen, sich auf der Schwelle tief verbeugend und hoch erröthend, denn sie war gar nicht gekleidet, wie die Übrigen. Sie trug ein schneeweißes Musselinkleid, ohne alle Schleppe, einen Strohhut, der ihre beschämte Wange halb verbarg. Sie blieb, sich tiefer verbeugend, an der Thür, obgleich der Begleiter, ein Kammerherr, ihr Muth einsprach.

Ach,

Ach, das Fräulein Glauchen, riefen zwanzig Stimmen, und zwanzig Menschen gingen ihr entgegen. Sie wurde mitten in den Saal geführt, wo ihr der Minister freundlich entgegen kam. Ich wußte nicht, sagte sie mit einem Erröthen, als ob ein Rosenwölkchen sie verhüllte, daß hier Gesellschaft war, und so — sie schwieg voll Beschämung, schnell das rothe Band des Hutes unter dem Kinn festbindend. Der Kammerherr erklärte mit lautem vornehmen Lachen, daß das Fräulein so eben vom Gute, wo sie den Frühling empfangen hätte, käme, und daß sie erst an der Thür von ihm erfahren hätte, hier wäre große Gesellschaft.

Der Minister lächelte, zog die rothe Schleife unter dem Kinn auf, gab den Hut einem Bedienten, und da wallten die blonden Locken regellos über die schöne Stirn, und über die Schultern herab, und sie erhob die Veilchenblauen, großen Augen bittend zu jedem, der sie anredete.

Der Minister führte sie zu seiner Schwägerin, und nannte ihren Namen. Ich war mitten im Frühlinge, sagte das liebliche Mädchen, und dachte an nichts.

Sie haben uns den Frühling mitgebracht, Fräulein, sagte die Baronin, und stand holdlächelnd vor dem Engel, verloren in dem unschuldigen Lenze ihrer Schönheit und ihrer Unschuld. Gustav trat herzu, und begrüßte sie mit der Freundschaft schönen Stimme. Meine Gnädige, ich habe heute so viele schöne Erinnerungen der schönsten Zeit des Lebens gehabt. Diese ist die schönste. Sie sah ihn ein wenig schüchtern an; aber da sie seinen Namen Gustav hörte, da hob sie das frohe Auge zu ihm empor, mit dem Glanz einer unschuldigen großen Freude.

Mit einer schönen Lebhaftigkeit war sie sogleich in der Vergangenheit, und erinnerte ihn, wie er mit dem Minister auf ihres Vaters Gute gewesen war, den ganzen Frühling. In der Lebhaftigkeit ihres Gesprächs strich ihre Hand ungeduldig die

Locken von der Stirn, die ihr bis auf das Auge hingen. Dann hob sie die Locken zusammen, und befestigte sie, immer fort redend mit einem goldenen Kamme auf dem Scheitel.

Die Mutter, die daneben stand, legte den ganzen reichen Segen ihres Mutterherzens auf diese erste Unterredung ihres Sohnes mit der Geliebten. Sie lächelte dem Minister zu, der von Zeit zu Zeit, aber nicht lächelnd, sondern ernst, den Blick auf die beiden Redenden warf.

Liebliches, fröhliches Geschöpf, sagte Gustav, da sie mit einem andern jungen Mädchen weghüpfte, Gott erhalte dir deinen frohen, unschuldigen Muth. Aber sie kam bald zurück, um mit Gustav noch weiter über ihre Kindheit zu reden. Sie hatte ihren Anzug, sie hatte alles vergessen. Und Gustav war in einem Zweifel, den er nicht lösen konnte. Sidonie, so hieß sie, mußte achtzehn Jahr alt seyn. Auch war ihre Gestalt hoch und edel, obwohl schlank. Aber ihr Gespräch, so kindlich, so frei-

müthig, so vertraulich, gab ihr höchstens sechszehn Jahre, und das spielende, frohe, kindliche Wesen widersprach dem nicht. Im Gespräch legte sie die Hand auf seinen Arm, erhob Auge, Gesicht, die ganze Figur zu ihm auf, als hätte sie sein und ihr Geschlecht vergessen.

Er und seine Mutter folgten dem Mädchen mit den Blicken durch den Saal. Da beugte sie sich zu einem Paar Kindern nieder, und die Stellung, mit der sie da saß, halb knieend, die Bewegung der Arme, womit sie das eine Kind an die Brust drückte, dem andern den Arm um den Hals schlang, war ein Studium für den Mahler, der die Schönheit zeichnen wollte. Alle ihre Bewegungen, womit sie durch den Saal hierhin ein Lächeln schickte, dort einen Kuß auf dem Finger, wieder ein Zeichen an Jemand anders; die anmuthige Behendigkeit des Durchschlüpfens durch den Menschenkreis, die Theilnahme an allem, der Muthwillen, womit sie alles von sich abwehrte, und an sich zog, alles

das war der höchste Reiz weiblicher Schönheit und weiblicher Unschuld.

Gustavs Mutter bemerkte das gegen eine Verwandtin, die sie hier gefunden hatte. So sagt jeder, der sie sieht, antwortete die Frau, die das Herz kannte: und doch sagen manche Männer, das alles wäre eine schöne Larve und nicht sie selbst.

Larve? fragte die Baronin erschreckt. Das wäre ja kaum möglich!

Kaum! Kaum! und die wahre Sidonie wäre nicht weniger reizend als ihre Maske.

Wie verstehe ich das? fragte die Baronin.

Sidoniens Mutter war eine hochgebildete Frau. Sie hatte fast den ganzen Liebreiz ihrer Tochter, und die schöne Unschuld war bei der Mutter keine Maske, sondern das Wesen ihrer Seele. Der Herr von Glauchen fand sie, liebte sie, wurde geliebt und nach ein Paar Jahren einer

glücklichen Ehe von dem Manne verlassen. Oder fand die unglückliche Frau — denn unglücklich war sie — in dem Manne ein Wesen, das sie zurückstoßen mußte?

Genug, sie liebte ihn und mußte ihn hassen oder verachten. Sie zog auf ihr Gut und ihre ganze heiße Liebe wendete sich auf ihre Tochter. Sidoniens Erziehung war die vollkommenste, die ein Mädchen erhalten konnte. Aber der Haß, den die ungerecht verstoßene Mutter von dem Manne auf das ganze männliche Geschlecht geworfen hatte, hatte einen großen Einfluß, sagt man, auf die Erziehung der Tochter.

Bei dem Tode der Mutter kam sie zu dem Vater in die Stadt. Sie wurde die Zierde des Hofes und der Gesellschaft. Von dem Vater konnte sie jede Stunde die Meinung der Mutter von der Treulosigkeit der Männer bestätigen hören. Die ersten Männer des Landes beten sie an, und sie lächelt und spielt mit allen Männern, scheint mit allen vertraut, und ists mit keinem, selbst mit ihrem Vater nicht, obgleich

der Anstand über des Vaters und der Tochter Verhältniß einen recht hübschen Schleier gebreitet hat.

Gustavs Mutter hielt bei dieser Erzählung die Hände still gefalten vor Schmerz, denn ihre Freundin war eine ernste, edle Frau. Dennoch zweifelte sie. Sie trat in Sidoniens Nähe, und sie hörte doch in ihrem Gespräch mit einem Paar jungen Männern ein Paar Wendungen, die, obgleich leicht und reizend hingeworfen, auf so etwas zu zielen schienen. Die Baronin mischte sich hinein. Es ist ein Streit mit Worten um Worte, sagte Sidonie lächelnd, und brach das Gespräch ab.

Die Baronin hob von ihrer Mutter an. O, rief Sidonie, und die Wange färbte sich höher, nur nicht hier, Frau Baronin, nicht hier von der Frau, die Sie lieben werden; denn Sie lebten ja Ihren Kindern auch in des Lebens heiliger Ruhe. O ich weiß viel von Ihnen, Frau Baronin, recht viel Gutes und Seltenes. Welch eine glückliche Gattin Sie waren —

hier brach sie mit einem tiefen Seufzer ab. Aber nach einer Minute war sie wieder froh wie vorher.

Aber die Baronin, die ein Recht an Sidonien zu haben glaubte, sagte, das schöne Mädchen an ihre Brust drückend: Glauben Sie mir, Fräulein, es giebt Herzen, die das Glück des Lebens kennen und verdienen. Auch Männerherzen.

Es war, als ginge ein scharfer Schmerz durch Sidoniens Seele, dessen Wiederschein über ihr Gesicht flog. O still! still! sagte Sidonie: Engel erscheinen den Menschen selten, und dann nur weinend über das Leben, das sie verkennt. Aber nach fünf Minuten war sie wieder im fröhlichsten Geschwätz; behauptend, daß nichts einem Mädchengesichte übler stände als Empfindsamkeit.

Die Baronin drohete ihr mit einem Finger. Sidonie flog auf sie zu und sagte: ich meine das im heiligen Ernst. Die Baronin hielt dennoch ihren Sohn für

glücklich, daß ihm dieser Engel bestimmt war. Gustav redete mit Entzücken von dem lieblichen Mädchen. Die Mutter schwieg gegen den Sohn; denn der Baron hatte ihr untersagt zu reden; aber er war höchst zufrieden, da er hörte, Gustav wäre entzückt von dem Mädchen.

Gustav war bei dem Herrn von Glauchen, in großen Gesellschaften, in ganz kleinen Kreisen. Sidonie, ohne auf Gustav besonders zu merken, entfaltete ohne alle Anmaßung, ohne die kleinste buhlerische Kunst den ganzen Reiz ihrer Liebenswürdigkeit, den ganzen Reichthum ihres hochgebildeten Geistes. Sie sang mit Gustav, sie ging mit ihm. Gustav sehnte sich in ihre Gesellschaft, Sidonie in seine, aber bei dieser freundschaftlichen Achtung blieb es bei beiden. Die Mutter fürchtete, Gustav hätte wohl gar einen zu tiefen Blick in das Herz des Mädchens gethan.

Sie redete mit ihm über Sidonien. Mütterchen, rief er lachend: was die Frau Sidoniens Maske nannte, ist sie selbst,

und was sie von Sidonien sie selbst nannte, ist sie auch selbst. Ich habe wenig Mädchen gesehen, die so wenig scheinen als Sidonie. Heilige Unschuld ist ihr Wesen, und eine fromme Flamme ihres Herzens. Sie denkt über ihr Wesen, und dann scheint Eins des Andern Maske. Ob sie glücklich wird, das ist die Frage. Ob sie es ist? Fast sollte ich sagen nein! Aber das Unglück ihrer Mutter hat der Tochter Herz stark gemacht.

Der Minister fragte mit immer mehr Ungeduld bei der Mutter, ob Gustav nichts geäußert hätte. Die Baronin sagte: ich glaube, er wird nicht sagen, wenn er sie liebt. Ich dächte, Sidoniens Vater müßte mehr wissen als wir.

Sie kennen das Mädchen nicht, sagte er mürrisch. Aber nun ertrug er die Ungewißheit nicht länger. Er ließ seinen Neffen kommen. Haben Sie nicht gemerkt, lieber Neffe, daß Ihnen das Fräulein Sidonie bestimmt ist?

Ich kann mir die Antwort ersparen, gnädiger Herr Oheim, wenn ich Ihnen sage, daß das Fräulein Sidonie vollkommen gleichgültig gegen mich ist.

Das Fräulein kann ich Ihnen sagen, fühlt eine große Achtung gegen Ihren Charakter. Es wird auf Sie ankommen, ob aus dieser Achtung Liebe werden soll. Und da Ihnen des Fräuleins Hand bestimmt ist —

Das Fräulein ist ein Engel, und in der That, mein theurer Oheim, danke ich Ihnen, daß Sie mir dieses Mädchens Hand wünschten; aber dem Herzen läßt sich nicht gebieten.

Wollen Sie mir sagen, Baron, welche Vollkommenheit sie noch erwerben muß, um Ihre Liebe zu erhalten?

Mein gnädiger Oheim, Sie scherzen, und bei einer so ernsthaften Sache, wo ich einen Ihrer Wünsche unerfüllt lassen muß, thut mir Scherz weh.

Recht, mein Sohn, und es ist der Einzige Wunsch, den ich Ihnen thue. Der Einzige!

Könnte es mehr als ein Wunsch seyn, dürfte der Wunsch auch Befehl seyn, so —

Es ist Befehl! Gut denn, mein Herr Neffe, ich befehle also, dem Mädchen Ihre Hand zu geben.

Ohne Liebe? das können Sie nicht wollen, das kann das edle Mädchen nimmermehr wollen, nicht des Mädchens Vater, die ganze Natur setzt sich dagegen.

Und dennoch gab es Söhne, die ihre Väter genug achteten, um den Wunsch zu erfüllen.

Mein Oheim, ich liebe Sie zu sehr, als daß ich bei dem höchsten Unglücke des Lebens, dem häuslichen, an Sie zu denken wünschen könnte. Ich ehre meine Verhältnisse, gewiß ich ehre sie, mein Oheim; aber das —

Der Sohn des Fürsten muß gehorchen in diesem Falle. Sind Sie mehr als er?

Aber wenn er für das Glück der Liebe die Krone hingeben will; wer könnte ihn verdammen?

Jeder Lebende verdammt ihn, und die Stimme der Geschichte auch. Und so befehle ich —

Was? das Mädchen zu lieben oder zu betrügen? Lieben kann ich Sidonien nicht. Betrügen will ich sie nicht; ich ehre meinen und Ihren Namen zu sehr dazu.

Du gibst ihr deine Hand, oder du wirst als Fähnrich zu einem Garnisonregimente geschickt.

Mein gnädiger Oheim, bedenken Sie wohl — hat man Ihnen je etwas abdrohen können?

Hier warf der Minister einen seiner Blicke auf Gustav, womit er jeden zum Zittern brachte. Da aber Gustav ruhig dastand, so sagte er: es ist gut, mein

Neffe, wenn wir beide recht wissen, was wir an einander haben. Ich will durchaus, daß Sie das Fräulein heirathen. Durchaus will ich es. Ich setze alles daran, alles, und müßte hier einst ein Mann Herr seyn, der meinen Namen nicht führte. Und Sie, mein Neffe?

O gäbe Gott, Oheim, daß Ihr Sohn noch lebte, so wäre —

Das wünschest du nicht. Es ist nicht wahr.

Wie, Oheim? Sie heißen mich einen Lügner? Nun denn! Senden Sie mich in Ihre Garnison. Ich erlaube Ihnen ein Jahr lang, mein Herr zu seyn, da Sie mein Vater nicht seyn wollen. Aber merken Sie wohl, nur ein Jahr lang. Die Erde ist groß genug mich zu beherbergen, reich genug mich zu ernähren, und die Vorsehung ist gütig genug mich zu beglükken. Mit dem Frühlinge verlasse ich die Garnison, und gehe, wohin Ihre Macht nicht reicht. Mag Ihr Erbe seyn, wer

will. Ich werde ihn nicht beneiden; und dann, wenn ich das Glück des Lebens gefunden habe, dann wird es mir erlaubt seyn, meinen Oheim zu lieben.

O Verhängniß! Verhängniß!

Liebster Oheim, darf ich noch ein Wort sagen? Es ist Ihr Wille, nicht Ihr Verhängniß, was Ihr Leben verbittert.

Verwegner Knabe, du spottest? Geh auf dein Zimmer, und sei so lange ein Gefangener, bis du gehorchen lernst.

Ein Jahr lang, mein Oheim. Die erste Nachtigall wird mich frei machen, und dann sehen wir uns nicht wieder. Er verließ das Zimmer des Ministers und ging auf seines.

Der Minister tobte gegen Gustavs Mutter, gegen Henrietten. Die Mutter ging zu dem Sohne.

Was wünschen Sie von Ihrem Sohne, meine gute Mutter? Etwas andres, als

daß er glücklich wird? Nun denn, ich gebe Ihnen mein Wort: ich bin glücklich! Nach einem Jahre verlasse ich dieses Zimmer, dieses Haus, dieses Land, und baue mir ein Paradies, was allein mich beglükken kann.

Ein jugendlicher Troß kann erhaben scheinen, mein Sohn —

Wäre es nur Troß, nur der Jugend schöne Täuschung, o Mutter, Ihnen wollte ich sie gern zum Opfer bringen. Es ist mehr; es ist meines Lebens einzige Entscheidung. Ich muß, weil ich muß! Sie kennen mich ja, liebe Mutter. Sie wissen ja, wie viel ich ertragen habe. Sidonie ist reizend, sie ist ein edles Mädchen. Aber ich kann nicht anders. Wende ich den Blick in die Zukunft, ich sehe keinen andern Weg, als den ich gehe. Dort steht mein Ziel! Dort wehen die Lorbeerkränze meines Ruhmes, und der Myrthenkranz meines Glückes. Wahrhaftig! es ist so!

Ist

Ist es so, sagte die Mutter sich stolz emporrichtend, ist es wirklich so, so habe ich nichts dagegen, mein Sohn. So gehe deinen Weg, und deiner Mutter Segen folgt dir.

Ida an Gustav.

Deinen Brief haben wir bekommen, guter Gustav, durch Herrn Muhler, und mein Vater ist überzeugt, daß auf diesem Wege nie ein Brief in deines Oheims Hände fallen kann. Ach, mein Vater ist glücklicher als ich. Wenn er sieht, wie ich die wenigen Orte andächtig besuche, die deine Gegenwart geheiligt hat, die alte Kiburg, die Höhe, wo du auf die Kniee sankest um für deine Ida zu beten, so wünscht er oft, ach ich lese nur den Wunsch in seinen heitern Blicken, die er auf mich haftet — du möchtest schon hier seyn.

O lieber Gustav, wenn mein Vater mit dieser Ruhe von dem Augenblicke redet,

wo du kommst! Ach, ich kann nicht ohne Schauer daran denken. In der Zukunft dunkelm Schooße liegt unendliche Wonne, aber auch eine unendliche Quaal. Warum mußtest du gehen? O steht denn die Zukunft in der schwachen Menschen Gewalt, daß er so trotzig sagen kann: Geh jetzt, und komm dann wieder! O wärst du geblieben, und ruhte auch jetzt mein sterbendes Haupt an deinem Herzen; wir hätten doch die schönsten Monate des Jahres gehabt glücklich zu seyn. Wie viel tausend Augenblicke liegen nicht zwischen jetzt und dem künftigen Frühling, die alle nicht unser sind!

Sieh, die Nachtigall schweigt. Sie rief dich vergebens, und ich begleitete den schönen Gesang mit Thränen. Die Blumen sind verblüht, mit denen ich dein Haar kränzen wollte. Da steht der Aster. Ich hasse ihn, denn er erinnert mich an den Herbst, an den Winter, und wer weiß, ob uns ein neuer Frühling blüht?

Ich sitze am See, und eine Welle nach der andern bricht sich zu meinen

Füßen. Ich wende mein Auge von dem veränderlichen Elemente ab; weil es mich traurig macht, ich richte den Blick auf die hohen Gebirge, die ewig fest und ohne Wanken stehen wie unsre Liebe. O seid mir ein Zeichen, daß er gewiß kommt! rufe ich! Aber empor wogt sich der Herbstnebel, und verhüllt die Gebirge, und eine traurende Stimme in meinem Innern ruft: nichts ist fest in der Natur!

O wirst du kommen? wirst du kommen? O die Sonne kommt dort jenseits des Sees hervor, der stille Mond folgt ihr. Ach ich wünschte, sie kämen von dir, oder gingen zu dir; ich wollte ihnen meine Seufzer, meine Gebete mitgeben. Du wohnst in Norden, da wohnt er, sagte mein Vater: da wo der Stern unverändert, ohne Wanken steht, das Bild seiner Liebe.

Das Bild deiner Liebe, Gustav, und seitdem betrachte ich den Stern, und nenne ihn Gustav, und rede mit ihm, und sehe, wie die andern Sterne um ihn her gehen, wie Diener um den König. Er steht fest! sage ich und es tröstet mich sehr.

Ach, wenn er nun gehen will, und er sieht der Mutter Thräne, der Schwester Schmerz, seiner Väter Burg verödet, seinen Namen ausgestoßen: ach wird er seine Arme, seine Augen, sein Herz losreißen können, und was findet er hier? Nichts als ein Herz, das ihn liebt. O Gustav! Gustav! zittre nicht. Du sollst hier König seyn. Die Liebe soll dir einen Thron von Blumen bereiten. Mein Leben soll an deinen Winken hängen. O komm nur!

O du sagtest ja, noch ehe du deine Ida erkannt hattest, die Schweiz ist ein Eden, und deine Mutter stimmte ein. Sieh und in diesem Eden wartet die treueste Liebe deiner. O komm, komm, Gustav!

Sidonia! O schreibe mir in deinem nächsten Briefe mehr von dem Mädchen. O wie zitterte ich, da ich von deiner Hand las: sie ist schön wie ein Frühlingsmorgen! Ich habe sie als Kind gesehen. Ich strenge meine ganze Seele an, mir ihre Gestalt zu denken. Ach, Gustav, oft denke ich,

hättest du sie früher gesehen, als mich, wäre ich nicht deiner Mutter begegnet. — Ach, es betrübt mich unendlich. Dein Oheim liebte dich, deine Mutter wäre glücklich, alle wären glücklich. Nur — ich! ich? Ach Gustav, wärst auch du glücklich gewesen? Ich sage nein! und mein Herz schlägt in hoher Freude. Aber dennoch bleibt ein Stachel in meiner Seele: Ich schlage oft die Hände betrübt zusammen, und seufze: o mußte ich sie alle betrüben!

Du schreibst, es schiene dir, als nährte ihr Herz eine geheime Leidenschaft. O Gustav, wenn du mehr wußtest, warum schreibst du es nicht. O Gustav, der Himmel nehme mir, wenn du kommst, meine halbe Seligkeit, und gieße sie in Sidoniens Herz. Mir ist eingefallen, wärst du nun selbst das Ziel ihrer stillen Leidenschaft?

Ach, ich bitte dich, beruhige mein armes Herz, das unter Hoffen und Fürchten fast zerbricht.

Sei du nur glücklich, Gustav, und denke an deine Ida.

Gustavs Abschied.

Gustav wäre dieselbe Stunde gegangen, wo er Idas Brief las, wenn er nicht seinem Oheim sein Wort gegeben hätte, ein Jahr zu warten. Der Minister sah mit einem innern Grimm seinen Neffen ruhig auf seinem Zimmer bleiben. Er kam nur, wenn sein Oheim es ihm befehlen ließ.

Glauchen lächelte. Ich werde ein Mittel finden, sagte er, ihn zu bekehren. In der nächsten Gesellschaft war der Fürst. Er trat freundlich auf Gustav zu. Ich habe, hob er an, Ihren Oheim gebeten, Sie anzustellen, mein lieber Baron. Ihr Name ist meinem Lande und meinem Hause so theuer geworden, daß es mein schönster Wunsch ist, Sie meinem Sohne zu hinterlassen, wie mir mein Vorfahr Ihren Oheim hinterließ. Dann habe ich eine

Bitte an Sie, lieber Baron. Ihr Oheim wünscht eine Verbindung seines Hauses mit der Tochter meines Freundes, dem Fräulein Glauchen. Ich interessire mich ein wenig für diese Verbindung, denn von mir ist diese Idee zuerst ausgegangen.

Mein Oheim hat, muß ich glauben, diesen Wunsch aufgegeben. Das Fräulein selbst scheint keinen Gedanken an diese Verbindung zu haben. Ohne Zweifel haben Eure Durchlaucht nicht gewußt, wie unmöglich diese Verbindung war.

Nein, in der That, sagte der Fürst mit großen Augen, ich wußte nicht, daß eine Verbindung, die ich wünschte, unmöglich seyn könnte. Doch vielleicht finden Sie die Verbindung möglich von jetzt an, und dann will ichs vergessen, daß Sie sie einmal unmöglich fanden. Er drehete dem jungen Menschen den Rücken zu.

Der Fürst sagte zu Glauchen: Sie haben mich ausgesetzt, Glauchen. Auf ein andermal ersuche ich Sie, Ihrer Sache

gewisser zu seyn. Der junge Mensch hat kurz ab nein gesagt. Der Fürst ging.

Glauchen redete mit dem Minister. Nach der Gesellschaft ließ der Minister seinen Neffen rufen. Morgen, sagte er trocken mit einer Papierscheere Papiere zerschneidend, fährst du zum Fürsten, und kündigst deine Verlobung mit dem Fräulein Glauchen an, — — oder —

Ihr Oder, mein gnädiger Oheim.

Oder, rief er mit funkelnden Augen, du verläßt Morgen mein Haus, sagst nie, ich war dein Oheim.

Da brach der Freude reinster Strahl zugleich mit einem dunklen Schmerz in Gustavs Seele. Er bückte sich zu gehen.

Bleiben Sie noch. Wenn du denkst in jugendlicher Raserei, nun bist du deinem strengen Aufseher entronnen, so irrest du. Denn jetzt sehe ich wohl, troß der Versicherung deiner Mutter, daß eine unwürdige Liebe — Rechne nie auf meine Einwilligung

zu einer Ehe. Nie! Eher soll mein Name aussterben, eher — Jetzt geh!

Mein gnädiger Oheim, ich habe noch ein Paar Worte zu sagen. Doch nein — nein. Es ist besser so!

Rede! ich will Rede! Was hast du noch?

Sie verkennen mich, das wollte ich noch sagen. Ich verlasse Sie, und wahrlich auf immer. Jenseits der Gränze bin ich frei, oder jenseits des Meers. Dort kann Ihre Macht mir nicht verbieten, glücklich zu seyn. Sie waren es nicht. Glauben Sie, Ihr vorwurfsvoller Blick gen Himmel hat mich früh gelehrt, daß nicht Macht und Gold Glück ist. Wenn Sie mich verloren haben, so klagen Sie das Verhängniß nicht an, obwohl — hier flammten Gustavs Blicke voll Liebe und Mitleiden — obwohl es das schönste Verhängniß voll gütiger Vergeltung ist, das mich, das Sie führte. O dürften Sie wissen, mein Oheim, das stille versöhnende

Geheimniß der Vorsehung, Sie würden mich segnen.

Bösewicht, rief der Minister schnell auffahrend, du liebst Dillingens Tochter.

Gustav erblaßte. Der Minister zog die Schelle. Er ließ ein Paar Bedienten kommen. Ihr bewacht ihn diese Nacht auf seinem Zimmer.

Gustav ging lächelnd mit den Bedienten weg. Am andern Morgen kam der Minister auf sein Zimmer. Er hielt ihm ein Papier hin: das unterschreibst du, oder ich lasse dich auf die Festung bringen.

Gustav las ruhig das Papier durch. Dann sagte er: ja, ich liebe, mein Oheim; aber das Mädchen heißt nicht Dillingen. Das Papier unterschreibe ich nicht; denn das Mädchen, das ich liebe, und ihr Vater haben beide mein Wort, daß ich sie heirathen werde.

Du unterschreibst; oder in einer Stunde bist du auf dem Wege nach der Festung.

Und das wäre Ihr Ernst, Oheim?

Bei der Ehre meines Namens, du sitzest, bis du unterschrieben hast.

Nun denn, Eure Exzellenz, Sie haben mich jetzt freigesprochen von aller Verbindlichkeit gegen Sie, und ich bin gezwungen, mich zu wehren. Mit wem habe ich es zu thun? Mit dem Oheim, oder mit dem Minister? Der Oheim hat kein Recht, den Neffen in Ketten zu schlagen. Der Minister ist nicht beleidigt. Darf ich von meiner Mutter Abschied nehmen?

In meiner Gegenwart!

Die Mutter kam. Gustav sagte ihr: ich bin glücklich, liebe Mutter, sehr glücklich. Ich habe mein Ziel erreicht, was ich erreichen wollte. Ich bitte Sie, seyn Sie ohne Sorgen. Sie werden bald Nachricht von mir erhalten. Er nahm Abschied. Dann befahl der Minister, daß seine Kleider und Wäsche gepackt würden. Bei diesem Packen zischelte Gustav seinem Bedienten zu, sein Pferd bereit zu halten.

Der Wagen kam. Gustav ging rasch die Treppe hinab. Vier Polizeidiener umgaben den Wagen. Gustav pfiff und sein Pferd stand ein paar Schritte vom Wagen. Wie ein Blitz saß er im Sattel, und dahin flog er durch die Allee, und war verschwunden, ehe Jemand was wußte. Der Wagen und die Polizeidiener erwarteten noch immer den Arrestanten, bis der Minister endlich Gustavs Flucht vernahm.

Man setzte nach. Vergebens. Gustav hatte seinen Renner, der schnell war wie ein Vogel, und die Bedienten hatten keine Lust ihn einzuholen. Verdammtes Verhängniß! sagte der Minister. Gustavs Schriften wurden durchsucht. Der Minister fand Briefe die Menge, und keine sehr alte, worin aber der Name Dillingen gar nicht vorkam.

Wer war seine Geliebte? fragte der Minister die Mutter. Nannte er nie den Namen Ida Dillingen?

Nein, Herr Minister, nein, niemals.

Sie wollen ihn nicht verrathen. Sie sind seine Mutter.

Nein, verrathen würde ich ihn nicht. Sie haben Recht, Herr Minister. Aber bei Gott! schwör ich Ihnen, er hat den Namen Dillingen nie genannt in dieser Beziehung.

In welcher denn? fragte mißtrauisch der Minister.

Die Mutter stockte ein wenig. Dann sagte sie: Wie er zurück kam zu uns, da erzählten wir ihm alle kleine Begebenheiten seiner Bekannten, die ihn interessiren konnten. Auch den Tod des Herrn von Dillingen auf der Festung. Da fragte er mitleidig: wo blieben seine beiden Kinder? Er war höchst ergriffen, daß wir es nicht wußten, und das war ja ein Paar Tage vorher, ehe wir hieher reisten.

Der Minister ließ sich dasselbe von Henrietten erzählen. Er hatte ihn auf Reisen viel zu genau beobachten lassen. Er ließ den Gedanken an Ida fahren. Er gab Befehl,

ihm überall im Lande nachzuspüren; aber Gustav war verschwunden und nicht mehr aufzufinden.

Auf seinem Renner dachte Gustav an nichts als an seine Flucht, an die Ketten, in die ihn sein Oheim, und an die noch schwereren, in die der Fürst ihn hatte schmieden wollen. Sein Gesicht trug die Farbe des Zorns, und nach dem er eine Meile weit die bekannten nähern Pfade durch die Weinberge und Wiesen gallopirt war, ließ er den Renner in scharfen Trott austraben, fütterte in einer einsamen Schenke und war am Abend zehn Meilen von seinem Oheim entfernt, und jenseits der Gränze.

Sein Vermögen hatte er in zahlbarem Papier bei sich. Am folgenden Tage verkaufte er seinen Renner, und vertauschte seine Kleider für die Kleider eines Landmanns, und so zog er zu Fuß weiter. Aber noch immer wohnte die Farbe des Zorns auf seinem Gesicht. Da er aber am andern Morgen vor der Sonne auf war, und den Weg nach Westen langsam fortschritt, und

nun bedachte, wie arm das Leben seines Oheims war, wie das Geschick ihm erst die Liebe genommen, dann die Freundschaft, und dann den Glauben an die Vorsehung, und ihm nichts gelassen, als den schweren Zepter, womit er nur die Verbrecher züchtigen konnte, so wurde sein Herz weicher. Er ging langsamer, als wollte er ihn nicht zu schnell verlassen. Er sah oft seufzend zurück.

Aber da die Sonne hinter einem jungen Eichenwalde aufging, und die goldenen Lichtfäden die Wiese, auf der die Thränen eines kleinen Nachtregens lagen, in Juwelen verwandelten, da alle Vögel in dem Lichtmeer sich badend aufjauchzten, da er auf einem Hügel einen jungen Menschen in den Armen eines Mädchens sitzen sah, mit dem Tuche vor den nassen Augen, weil sie hier sich von ihm trennen sollte, da verschwand Zorn und Reue, und Idas Bild trat siegend vor seine Seele, und er dachte schnell, wie doch sein Herz sich gar nicht in seines Oheims Weise geschickt hätte.

Mit neuem Zorn aber auf Glauchen, dachte er, wie doch nur sein Oheim das Uhrwerk war, das Glauchen aufzog und erhielt, wie der Fürst selbst Glauchens Spielball war; und daß ein Engel ihm Ida zugeführt habe um das Unrecht wieder gut zu machen, was sein Oheim seinem Freunde gethan.

Am meisten kams wohl daher: er sah vor sich einen Hügel, der dem glich, von dem er zuletzt Idas Haus, Idas See gesehen hatte. Da dachte er, wie ihn Ida empfangen würde. Er mahlte sich das lange Paradies seines Lebens mit den rührendsten Begebenheiten aus. Er weinte traurend und wußte nicht worüber. Er lief, er stand wieder. Er dachte sich Ida todt, um nur den Strom der Seligkeit, der sein Herz zerdrückte, von seinem Herzen abzuleiten.

Aber sein Herz zerfloß doch in dem Strome der Liebe. Er grüßte jeden, der ihm begegnete, mit einem Gesicht voll liebender Freundschaft. Er ließ keinen, auf

dessen

dessen Gesicht ein Zug der Sorge lag, vorübergehen, ohne daß er ihn fragte: was quält dich? und ohne daß er ihm gegeben hätte, Geld oder ein gütiges Wort. Meist beides.

Es war ihm die zweite Minute nicht genug; er gab noch einmal und tröstete noch einmal mit höherer Liebe.

Er konnte nicht in einem Hause essen. Es war ihm zu eng. Er nahm seine Flasche Wein mit ins Freie, und hatte er die Lippen mit ein Paar Tropfen benetzt, so gab er Wein und Brodt dem ersten Wanderer, oder dem Arbeiter im Felde.

Und doch zogen durch seine selige Brust Stürme, daß er nicht alles beglücken konnte, daß es noch Herzen geben mußte, die unter schweren Seufzern schlagen. Und alles Vergessene wurde in diesen seligen Minuten wieder neu. Er weinte um seines Oheims Sohn, dessen Seele so gern der seinen und Wilhelms Seele nachfliegen wollte, und das bleiche Gesicht sah ihn jetzt sanft an

und sagte: du bist glücklich, und ich bin zu Staub geworden. Und Gustav weinte ihm jetzt noch neue und wärmere Thränen nach, und er sagte: o lebtest du noch, ich wäre ja noch seliger!

Sein nasses Auge sah den Weg nicht mehr. Er legte sich in einen versunkenen Aufwurf, wie in ein Grab. Und das Leben ging finstter an ihm vorüber, und er fragte: o warum starb er und nicht ich? Und wohnt nicht vielleicht der Tod schon in dieser seligen Brust oder in Idas Busen?

Vor einer Rinne, die frisches Quellwasser an die Straße leitete, stand er und kühlte sein heißes Angesicht, und die ermattete Brust. Langsam stieg er den steilen Weg hinan, um nicht Menschen zu erreichen, die vor ihm gingen; denn er mußte allein seyn. Da er auf der Höhe war, und eben sagte: so gehts hinab in das Thal des Todes, da fiel sein Blick auf ein Seegel, das still dahin zog hinter den Bäumen. Da goß die Glut der Liebe sich über seine Wangen; es war der Rhein,

der das Seegel trug. Er sah links die Thürme von Stein in der Abendröthe. Aber er ging noch durch Stein bis Frauenfeld; denn er war entschlossen mit dem frühen Morgen in Idas Armen zu seyn.

Am andern Morgen war er vor der Sonne auf, und mehr fliegend als gehend, schritt er durch die Gefilde, die blaue Höhe vor Geroldswil im Gesicht. Sein Herz war unendlich voll. Da hatte er den Fuß der Höhe erreicht, die ihn Idas Haus verbarg. Er ging zwischen den Haselnußstauden die Höhe hinan, immer höher. Er sah schon in der Sonne den See seitwärts glänzen. Nun hatte er die Höhe erstiegen. Er wollte aufjauchzen; denn da lag Idas Haus; aber da sah er — o Himmel! — seine Brust hielt den Athem an — ist sie's? ists Ida? —

Sie schlief auf dem weichen Moos eines Felsen, so süß, so schön. Er kniete neben sie. Er küßte nur ihr Gewand. Er wollte sie nicht erwecken. Er schrieb auf ein Blatt aus seinem Taschenbuche die Verse:

Die Liebe bricht Ketten,
Wie Kränze, so leicht.

und legte ihr das Blatt auf den Schooß.

Dann verbarg er sich hinter dem Felsen. Aber sie erwachte bald von den Glocken einer tiefer vorüberziehenden Heerde. Sie sah umher, sie erblickte das Blatt. Sie las, und schrie laut auf: er ists! er ists!

Er ists Ida! rief Gustav, und sie sanken einer in des andern Arme. Sie gingen hinab zu Dillingen.

Gustav erzählte aufrichtig, wie alles gekommen war. Wir dürfen hier nicht bleiben, sagte Dillingen. Auch habe ich dafür gesorgt. Mein Gut hier ist verkauft. In einer schönen Wildniß am Walenstädter See habe ich ein Gut gekauft bei Mols. Dahin wollen wir ziehen. Es führt nur ein steiler Weg dahin, den nicht leicht ein Fremder geht.

Es wurde sogleich ausgeführt. Sie reisten von Geroldswil ab. In einem

Kloster unterwegs wurde Ida und Gustav kopulirt als Baron von Staig und Ida von Dillingen. Sie kamen in ihrer Wildniß an. Ein schönes Haus in einem sonnigen Thal, nahe am See, nahm sie auf. Die Aussicht rings umher war erhaben. Aber erhabener und ruhiger war die Gegend nicht, als die Herzen dieser Familie. Die Wildniß war ein Paradies.

Alexander an Wilhelm Dillingen.

Notte.

Während du, mein ehrlicher Kamerad, unsern Landsmann nach Sani leitest, will ich hier versuchen, ob ich dir die Frage, wer ich bin, beantworten kann. Das Papier dazu sind die leeren Blätter hinter dem Lebenslaufe des hiesigen Dorfheiligen. Die Feder habe ich einem Gänserig abgejagt, und das Schreiben habe ich fast verlernt. Daß ich dich hier in Notte traf, nahm ich sogleich als ein gutes Vorbedeutungszeichen an. Die Nacht ist meine

Göttin. Vor ihr geht die liebliche Abendröthe, dann kommt sie und deckt das sanfte Licht des Mondes und ihren Sternenschleier über die abgemattete Welt, und über alle gequälte Herzen, und liebliche Träume voll Wunder, an die der bessere Alte als an die Stimme der Gottheit glaubte, geben dem armen Menschen seine glückliche Kindheit wieder, machen aus der Gegenwart ein Paradies, und erleuchten die dunkle Zukunft. Was ist das Leben denn anders als der Gang des Galeerensklaven an der langen Kette durch den Sand bis an die Galeere des Todes?

Da du daherschrittest mit dem deutschen Gesange, der mir wie eine Götterstimme erklang, da du auf das Geschrei: Mörder! dem Geschrei zuflogst, wie ich, und wir nun den Landsmann vor den Messerstichen der Bravos gerettet hatten. Lumpengesindel! Ich fürchte den Krieg mit ihnen nicht, den Frieden fürchte ich, und den versteckten Dolch, wie ich den Teufel am meisten fürchte, wenn Friede und Ruhe

und Glück in meiner Brust herrschen. — Da drückt ich dich an meine Brust, und wir hatten uns für das Leben aufgefunden.

Meine Schramme im Knie hindert mich am Schreiben nicht, deine im Arm dich nicht am Geleiten. Fahr wohl. Ich harre deiner Rückkehr, guter Wilhelm.

Wer ich bin? Ich muß lächeln. Verstehst du den innern Alexander? ich kenne ihn nicht. Wenn der Mensch im Mutterschooße zu empfinden anfängt, so stellt er sich auf den Kopf. Nimm für gewiß an, daß ich recht oft noch jene frühe Stellung habe. Ich ertappe mich oft auf so seltsamen Wünschen und Hoffnungen und Gelüsten, die so jämmerlich klein, und dann wieder so erhaben sind; ich thue so wenig von dem, was ich will, und so viel von dem, was ich nicht will; in meiner Brust rasen Sturmwinde auf einmal durch eine heilige fromme Stille, so um nichts. Der April ist beständig gegen mich, das Meer hat nicht so viele Stürme, wie mein Herz. Ich habe so viel Jahrszeiten als Tage im

Jahre. Die Erde ist mir heute zu klein, Morgen ist mir das Thal, wo ich dich fand, zu groß. Ich suche den Ruhm, den ich verachte; ich fliehe die Liebe, nach der meine Brust sich sehnt. Ich schelte alles, weil es nicht ewig ist, und ich selbst bin wetterwendischer und unbeständiger als die Zeit, die nie ruht.

Sieh, da hast du mich, eine Pyramide mit heiligen, unbekannten Hieroglyphen beschrieben, und innen ist nichts als das Grab und ahnende Träume.

Willst du den Bauriß meines Lebens? Es ist ein Zickzack wie es der Zufall nur geben kann. Ich habe mich seit sechs und zwanzig Jahren, so gut wie der ruhmsüchtige Macedonier, mit dem Namen Alexander, begnügen lassen müssen; denn ich habe keinen andern. Denn der mir den Namen Alexander gab, ein General von Oppeln, sagte zu seinem Feldprediger, der nach meinem Zunamen fragte, wenn der Junge erwachsen ist, mag er sich selbst einen wählen. Seit zwanzig Jahren lese ich

alle Pränumerantenverzeichnisse durch, die Weltgeschichte, die mir nicht anders vorkommt als ein Pränumerantenverzeichniß, um mir einen Namen zu suchen, und ich bin so närrisch ernsthaft bei diesem Handel gewesen, daß ich jetzt noch zu keinem Namen gekommen bin. Du siehst also, ich bin ein Sohn Amors und einer glücklichen Nacht, und von eben so altem Geschlecht, wie die alten Götter vom ersten Range.

Ich kenne weder Vater noch Mutter. Denn der General Oppeln, ein braver, edler Soldat, der Vaterstelle bei mir vertrat, war mein Vater nicht. Denn oft, oft nahm der alte Mann mich in seine Arme, drückte mich an seine Brust, und rief: o Kind, Kind, wärst du doch mein Sohn!

Ich wurde bei einem alten Schulmanne erzogen, auf Befehl des Generals, hart wie ein Spartaner, und ich brachte meine Kindheit in Athen, in Rom, in Sparta, und mit meinem Namensvetter, dem großen Alexander, auf seinen Wunderzügen zu, bis ich funfzehn Jahr alt war.

Hinter das Buch taugt der nicht, sagte mein edler General, obwohl ich viel gelernt hatte, obwohl Livius und Plutarch meine Welt war, in der ich lebte. Der General brachte mich zu einem Oberförster, und eine neue schönere Welt ging mir auf, da ich auf dem wilden Hengste des Oberförsters saß, da ich den ersten Wolf im ritterlichen Kampfe erlegte; denn er hatte mich zu Boden gerissen, und wir kämpften um das Leben, bis ich ihm das Jagdmesser ins Herz rannte.

Alexander! ich war stolz auf den Namen. Ich hatte es nie gefühlt, daß ich Niemanden angehörte. Ich meinte, ich gehörte jedem großen Manne an, meinem Namensvetter, dem General, dem Oberförster, der mich wie seinen Sohn liebte, wegen meiner blutigen, ritterlichen That, die das Gebirge von dem wilden Thiere befreiete.

Ein Offiziant im nahen Bergwerk lehrte mich Mathematik, mein Gewerbe das Horn, und die Einsamkeit in der schönen dunkeln Gegend, und das erwachende Herz die

Flöte, und die Dichtkunst. Aber mein Sinn stand hinaus in die Welt.

Du sollst hinaus! sagte der General, sei ruhig; sobald du zwanzig Jahre bist.

Ich war achtzehn Jahre. Ich ging träumend im Dikkigt, ob ich erst die Pyramiden der Natur in der Schweiz, oder die Orangewälder Italiens, oder, dahin zog mich meine Phantasie, die Palmenhaine Indiens sehen wollte. Mein Hund schlug an, und ich sah auf, und vor mir standen Armidens Gärten und Armide. Ein schönes Mädchen, um dessen Stirn die Nacht reicher Locken schwebte, die großen schwarzen Augen furchtsam auf mich geheftet, in der Hand den Strohhut voll Erdbeeren. Ach, sagte sie ängstlich, und die Hand ließ Hut und Erdbeeren fallen, ich bin im Walde verirrt, seit zwei Stunden, und fast verschmachtet vor Durst. Gottlob, daß endlich ein Mensch mich findet.

Ein Bach in der Nähe rauschte ihren Durst zu löschen, sie hörte des Getöse der

Holzschläger, um ihren Weg zu finden. Mir that diese Hülflosigkeit wohl, sie gab mir den Muth, das Mädchen anzureden. Ich nahm ihre Hand, und da ich sie hielt und drückte, bebte es durch mein innerstes Wesen. Ich führte sie entzückt an den nahen Bach, und gab ihr aus meiner Tasche meinen Becher.

So nahe war die Hülfe! sagte sie lächelnd, den Becher in die klare Flut tauchend. Ich beneidete den Becher, den sie mit den Lippen berührte. Ich trug ihren Hut wie ein Heiligthum. Dann führte ich sie zwanzig Schritte von dem Bache den Holzschlägern vorüber.

So nahe Menschen! sagte sie wieder; aber freudig setzte sie hinzu! fanden Sie doch mich!

Wir gingen weiter. Aber wir mußten uns ein wenig setzen, denn sie war zu ermüdet. Ich kann dir nicht sagen, wie mir wurde, da sie mir erzählte, sie sei des neuen Predigers in Waldennak Tochter.

Heute habe sie sich zum erstenmal in den Forst getraut, weil ihr Vater ihrer Furcht gespottet. Ich folgte ihren Worten, ihrer Erzählung, ihren Schritten mit einer Empfindung, als belauschte ich die Natur bei dem geheimsten Gange ihrer Wunder.

Aus dem dunklen, stillen Meer meiner Sehnsucht in die Ferne hob sich leise die Insel der Glücklichen, ein kleines Paradies, Eine Hütte mit Einem Altar in sich schließend, empor, und ein Strahlenstrom von hellem Licht senkte sich vom Himmel in das kleine Paradies, und ich wurde selig, ich wußte nicht warum, und der Ort, wo das Mädchen saß, wurde die glückliche Insel, und ich verwechselte die Empfindungen in mir mit den Gegenständen außer mir, und der Ewigkeit fiel die Maske ab, wohinter sie sich dem sterblichen Auge verbirgt, die Zeit. Ich fühlte die Ewigkeit in dem seligen Gefühl meines Herzens.

Und im weitern Gespräch setzte sie spielend mein Jagdhorn an die Lippen, und bat mich zu blasen, und ich blies: Im

Felde schleich ich still und wild. Sie sang leise dazu, die Melodie erst, dann die Worte, und mir war als ruhete die Natur, als stände der Puls der Schöpfung, ihrer Stimme zu horchen, wie mein Herz, wie mein Athem stockte.

Sie sah mich starr, bittend, freundlich an; denn über meine Wangen strömten die Thränen, da benetzte auch ihr Auge sich, und ich wendete mich ab. Denn meine Seele zerriß vor Wonne. Sie stand, da ich wieder zurück blickte. Ich begleitete sie, bis an den Ausgang des Waldes. Sie reichte mir die Hand zum Abschiede. Ich kehrte, ohne ihr weiter ein Wort zu sagen, zurück.

Sieh, Wilhelm, noch jetzt — ich liebe die Nacht um des Mädchens willen; denn jeder schöne Traum hat ihre rührende Gestalt. Ihre Stimme klingt durch jede stille Nacht. Adieu.

Mein Horn, meine Flöte ertönte am Rande des Waldes. Sie erschien. Die Natur trieb ihr schönes entzückendes Spiel. Nach vier Wochen hieng sie, mich umschlingend, an meinem Herzen, und schwor mir ewige Treue und ewige Liebe. Ich war einen Moment glücklich.

Da ich durch die Schweiz Italien zu ging, lagen vor mir die Eispyramiden, die Gletscher. Die Morgenröthe warf in das zarte Weiß ihren schönen Farbenzauber, das warme Flammenroth der Liebe, das helle, schöne Himmelsblau der Treue, das sanfte Grün der Hoffnung. O wie eilte ich ihm entgegen. Da ich näher kam war alles ein erstarrter, zerrissener Eisberg. Ich erstarrte mit. O Wilhelm!

Das Mädchen fragte nun: wie heißt du denn, Alexander?

Alexander.

Und dein Vater?

Ich habe keinen Vater. Sie lächelte, und ich erzählte. Sie schwieg nachdenkend,

Felde schleich ich still und wild. Sie sang leise dazu, die Melodie erst, dann die Worte, und mir war als ruhete die Natur, als stände der Puls der Schöpfung, ihrer Stimme zu horchen, wie mein Herz, wie mein Athem stockte.

Sie sah mich starr, bittend, freundlich an; denn über meine Wangen strömten die Thränen, da benetzte auch ihr Auge sich, und ich wendete mich ab. Denn meine Seele zerriß vor Wonne. Sie stand, da ich wieder zurück blickte. Ich begleitete sie, bis an den Ausgang des Waldes. Sie reichte mir die Hand zum Abschiede. Ich kehrte, ohne ihr weiter ein Wort zu sagen, zurück.

Sieh, Wilhelm, noch jetzt — ich liebe die Nacht um des Mädchens willen; denn jeder schöne Traum hat ihre rührende Gestalt. Ihre Stimme klingt durch jede stille Nacht. Adieu.

Mein Horn, meine Flöte ertönte am Rande des Waldes. Sie erschien. Die Natur trieb ihr schönes entzückendes Spiel. Nach vier Wochen hieng sie, mich umschlingend, an meinem Herzen, und schwor mir ewige Treue und ewige Liebe. Ich war einen Moment glücklich.

Da ich durch die Schweiz Italien zu ging, lagen vor mir die Eispyramiden, die Gletscher. Die Morgenröthe warf in das zarte Weiß ihren schönen Farbenzauber, das warme Flammenroth der Liebe, das helle, schöne Himmelsblau der Treue, das sanfte Grün der Hoffnung. O wie eilte ich ihm entgegen. Da ich näher kam war alles ein erstarrter, zerrissener Eisberg. Ich erstarrte mit. O Wilhelm!

Das Mädchen fragte nun: wie heißt du denn, Alexander?

Alexander.

Und dein Vater?

Ich habe keinen Vater. Sie lächelte, und ich erzählte. Sie schwieg nachdenkend,

und ging. Am andern Tage erhielt ich von dem Vater einen langen Brief, worin er bedauerte, und wieder bedauerte, daß der Mensch von Vorurtheil abzuhängen gezwungen sey. Seine Tochter liebte mich; aber — und wieder ein Aber mit einem höflichen Zorn gemildert. Ein Dennoch kam hart hinterher, ein sanftes Obwohl im Gefolge. Kurz das Mädchen hatte einen Junggesellen, im ehrlichen Ehebett erzeugt, geliebt, und keinen Bastard, und so hatte ich, zwar mit Thränen; aber dennoch meinen Abschied.

Ich haderte mit dem Mädchen, mit dem Vater, mit mir, mit dem Teufel, mit dem Verhängniß, und zuletzt, wie das immer so ist, mit den Menschen. Treuloses Geschlecht! wetterwendischer als das Wetter, treuloser als das Meer, fühlloser als der Marmor, hochmüthiger als der Teufel, der von Gott abfiel, und doch ist er besser als ihr, denn er hat doch keine Thränen, womit er uns betrügt. Thränen sind nichts als Gifttropfen des Upasbaums.

Der

Der Teufel erfand die Lüge, die freundliche Heuchelei, den Menschen zu betrügen. Dummer Teufel! rief der Mensch, und er erfand die Thräne, die falsche Thräne, genommen von dem falschesten Elemente, dem Wasser.

Da aber ein Jüngling, dem das Geschick die eine Hälfte seines Glückes nimmt, die andre Hälfte trozig hinterher wirft; und da mir das Geschick das nahm, worin der Anker meiner Liebe haften konnte, das Leben meines Generals, meines theuren Pflegevaters: so stand ich auf einmal unter dem Menschengedränge ganz allein. Abgestoßen von allen, ein Fremder überall, ohne Vaterland, ohne Verwandte, ohne Namen stand ich da, der Erbe der Natur, und ich fühlte mich glücklich, daß Niemand von mir etwas zu fodern hatte. Ich foderte nichts mehr von ihnen.

Das Testament des Generals wieß mich an einen Mann, der mir die letzten Befehle des Generals geben sollte. Ich ging zu ihm. Er eröffnete mir, daß er mir von dem General jährlich eine Summe zu

zahlen hätte, oder wenn ich mich besetzen wollte, das Kapital.

Mein Erbtheil lag in holländischen Banknoten auf dem Tische. Während er noch Papiere suchte, las ich des Generals Befehl, daß ich im Nothfall Herr über das Kapital sein sollte, wenn ich wollte. Ich schrieb dem Manne eine Quittung über alles, steckte die Banknoten ein, gab ihm die Quittung und ging.

Nach einem Besuche an des Generals Grabe, an dem Orte, wo ich das Mädchen fand, verließ ich die Gegend, die ich kannte, zwei Pistolen im Gürtel, einen Säbel an der Seite, einen treuen Jagdhund vor mir her springend, eine Büchse und Jagdtasche auf dem Rücken, und ging den geraden Weg nach der Schweiz.

Laß einen jungen Kerl einmal erst so stehen, wie ich stand, so ist er feiger als ein Weib, wenn er nicht wenigstens ein Jahr lang ein König ist. Das unermeßliche Leben, die unermeßliche Erde lag vor

mir wie mein Reich. Kein Wegweiser zeigte mir mit seinem befehlenden, ausgestreckten Arm den Weg, den ich gehen sollte. Ich war meine eigene Parze. Mein Geld war länger wie mein Leben, wenn ich entbehren wollte. Das wollte ich. In meiner Brust glänzte ein Himmel, blauer und heller, als das dunkelblaue Gewölbe über den Alpen.

Ich schloß mit jedem Reisenden einen Freundschaftstraktat. So irrte ich durch die Schweiz, durch Thal und über Berg, zwei Sommer, und suchte in Neapel den Winter durch den Frühling. Überall fand ich eine Hütte, wo ich meinen Thron aufschlug, bei dem Sennhirten im Gebirge, oder bei dem Weinbauer im Süden.

Ich vertauschte in Neapel meine Büchse mit einer Guittarre, und sang mich mit fröhlichen Liedern durch die singende Weinlese Italiens. In Florenz zeichnete ich, in Rom las ich den Livius, und mit jedem Monate wurde ich durch die süßen Bande

der Menschlichkeit enger wieder an den Menschen geschlossen. In Rom fand ich Deutsche. Sie waren meine Verwandte. Ich fand die Liebe wieder, und sie betrog zum zweitenmal mein Herz. Ich zog mit einem Engländer auf seine glückliche Insel. Ich ließ mir in Hochschottland die melancholischen Lieder Ossians vorsingen, und sang sie nach.

Aber ich fühlte mit Grausen endlich, daß ich allein stand. Ich erbat von dem Himmel eine Hütte mit Weib und Kind, oder einen Freund, oder — Krieg.

Da fand ich den Freund, da fand ich dich, Wilhelm! O bleibe mir treu! dein Händedruck, womit du mich empfingest, da ich vor dir stehen blieb, und Landsmann! lieber Landsmann! dich anredete! das muthige Auge, das in meinem den Freund, den Gesellen suchte und fand; die Umarmung, wo wir beide zugleich riefen: nun bleiben wir immer beisammen! und wie die Zeit, die wir von Rotte aus das

schöne Gebirge durchstreiften, unsrer Liebe nichts hinzusetzen konnte, als die Gewißheit, wir liebten uns brüderlich! und daß wir früher die Herzen austauschten und unsre Seele, als unsre Namen und unsre Begebenheiten: o das alles! das alles! Wilhelm bleib mir treu!

Und wenn ich zurückkomme, sagtest du, sollst du mir sagen, wer du bist. Hier hast du, wer ich bin!

Unser alter Wirth will dir den Brief in die Hände geben. Er geht nach Sani, um Wein einzukaufen, und seiner Tochter Ohrengehänge. Er denkt nicht daran, daß sie ohne Schuhe geht. Aber sind wir denn anders? Will nicht jeder dem Leben die Freude abgewinnen, statt die Noth abzuwehren.

Wenn du zurückkommst, so frage ich dich: Wer bist du? Warum seufzest du, mein Bruder, mein Wilhelm?

Antwort.

Sani.

Warum ich seufzte? ich habe nicht geseufzt? Lächeln waren meine Seufzer! Jetzt seufze ich! Jetzt brülle ich, wie ein blutgieriger Tiger! O könnte mein Seufzer wie ein Sturmwind rasen; meine Stimme wie der Donner tönen! Würden meine Blicke zu Blitzen! O daß ich hier am Ende der Erde jauchze, vor Freuden rase, und dort röchelt der letzte Seufzer meines ermordeten Vaters, und meine Schwester irrt hülflos über die sündige Erde.

Auf, Alexander! Auf! Dein ist die Rache so gut als mein! Den sie ermordet haben, war mein Vater, aber dein Retter; denn er war der Lebensretter des Generals. Dein Vater, der edle General, war der Oheim meiner Mutter.

Glauchen heißt der Bösewicht. Und lagerte die Heerschaar der Engel sich um sein Leben her, und risse die Natur unersteigliche Gebirge aus dem ewigen Abgrunde zu

seinem Schutze um ihn empor, umringten ihn stürmende Meere und brennende Flammen, so will ich hindurch. Hindurch will ich, und an diesem Dolche, den ich dem Mörder entriß, winde sich sein höllisches Herz! Ja, o Himmel! o Himmel! und stände seine Tochter, die ich liebe — denn von nun an will ich meine heiligsten Geheimnisse der Luft anvertrauen, der Verläumdung — in meiner Brust soll nichts wohnen, als die Rache, meine Hand soll nichts berühren, als diesen Dolch eines Mörders! — Ja, stände seine Tochter zu seinem Schutze vor ihm, und böte sie ihre Brust dem Dolche dar — Himmel! Himmel und Erde! Und risse ihr Geschrei die Furien aus dem dunklen Abgrunde hervor, und sie hielten mir die zischenden Schlangen entgegen, und der Raserei irre Wuth, und den Selbstmord im lachenden Wahnwitz, so rufe ich wie Orest: was Tochter! Er ermordete meinen Vater! Ermorden? Mord ist Tugend! Nein, er ließ ihn hinsterben tausendmal in der Ketten furchtbaren Gerassel!

Sieh, o sieh, Alexander, meinen armen Vater! wie er mit dem langen, Monate langen Tode ringt. Er will das gebrochene Auge zum letztenmale zu dem Himmel emporschlagen. Vergebens! das kalte Gewölbe des dunkeln Kerkers verdeckt den Himmel und das Licht. Und doch, doch ist es mitleidiger als dieser stahlharte Teufel von Mörder. Es gießt aus seinen Fugen kalte Wassertropfen auf meinen sterbenden Vater herab, und täuscht ihn mit mitleidigen Thränen. Sieh, o sieh! Er will die Hände zum Gebet erheben für seinen Sohn, für seine Tochter. Aber schwere Fesseln halten seine Hände. Er muß ohne Gebet sterben. Alexander, du hattest keinen Vater, aber schwillt deine Seele nicht auf zur blutigen Rache? —

Und auf das Grab meines Vaters legte der Bösewicht des Verbrechens unaustilgbare Schmach. Landesverräther! Der Name steht auf seinem Leichenstein! Ich durfte meinen Namen nicht nennen! Das waren meine Seufzer. Meine arme

Schwester muß die Sehnsucht, jeden Wunsch, jedes Verlangen, die Liebe in ihr verödetes Herz verschließen; denn wer wird der Tochter des Landesverräthers die Hand bieten? O wehe! wehe! O wo finde ich dich, Elektra, meine verstoßene Schwester?

Er deckte in höllischer List eine siebenfache Nacht auf das schreckliche Verbrechen. Er behing den blutigen Mord mit dem schneeweißen Kleide milder Gerechtigkeit. Ich flog nach Deutschland, da meines Vaters Briefe ausblieben, und der dunkle Brief eines Jugendfreundes mir meines Vaters Schande und Tod mehr verhüllte als sagte. Mein Vater war öffentlich von edlen Männern verhört und verurtheilt, als Landesverräther. Ehe ich mein Unglück erfuhr, führte mich mein dunkles Schicksal zu des Mörders Tochter. Der Liebe heißer Pfeil drang durch mein innerstes Dasein. Ihr edler Geist, die Gewalt, womit sie den Vater beherrscht, die Ruhe, mit der sie auf des Lebens reiner Himmels-

bahn fest wie ein Fels steht, gab mir Hoffnungen, in dem Augenblick, da ich sie aufgeben mußte.

Ich entfloh. Denn Niemand war schuldig als mein Vater. Ich suchte meine Schwester, vergebens. Niemand wußte, wo sie hingerathen war. Ich — ich, da ich hoch stand wie ein Mann, sank tief zu Boden. Aber da richtete das rächende Geschick mich gräßlich empor. Es warf das Geheimniß des Mordes vor des Sohnes Augen, und der blutige Dolch lag zur Rache bereit auf den enthüllenden Papieren.

Höre! Der Deutsche, den wir aus den Händen der Mörder retteten, den ich nach Sani begleitete, wurde hier von seltsamen Zufällen ergriffen, deren Ursach die kleine Wunde nicht seyn konnte. Der Arzt rieth auf einen vergifteten Dolch. Diese Vorstellung ergriff des Menschen Einbildungskraft mit großer Gewalt. Die Zufälle vermehrten sich, die Zeichen einer Vergiftung wurden gewisser. Er bat mich,

seine Papiere aus seinem Koffer hervorzuholen, und ihm die Addressen von den Briefen, die ich finden würde, vorzulesen, und er wolle mir die bezeichnen, die nach seinem Tode vernichtet werden sollten.

Ich lese: an den Herrn von Dillingen in Santen. Es war meines Vaters Namen, es war meines Vaters Gut.

Das wird zernichtet, wenn ich todt bin.

Kannten Sie diesen Herrn von Dillingen auf Santen? frage ich. Und wie kommt ein Brief an ihn in Ihre Hände?

Er wurde ängstlich. Das ist ein Geheimniß, sagte er, das nur mich betrifft.

Ich nehme den zweiten Brief, der offen war. Er war unterschrieben: Glauchen. Aber im Briefe stand der Name Dillingen einige Male, und einmal mit dem Zusatz: Dillingen geht gewiß in die Falle, wenn Sie ihm die Briefe des Ministers zeigen, dem er noch immer traut.

Herr Landsmann, sagte ich ängstlich ahnend, was ich erfahren könnte: diese Briefe gehen mich näher an als Sie. Denn ich bin der Sohn dieses Herrn von Dillingen, der in eine Falle gelockt werden soll.

Der Landsmann erblaßte. Er machte eine Bewegung sich empor zu richten. Er war zu matt. Indeß las ich weiter. Sie fürchten etwas tragisches, hatte Glauchen weiter geschrieben: davon ist nicht die Rede. Es ist wahr, ich hasse diesen Dillingen. Das wissen Sie. Aber Sie wissen auch, daß in meiner Natur nichts Grausames liegt. Wie sollt ich auch? denn Sie könnten ja den ehrlichen Schweizer, für den Sie so besorgt sind, mit der Vorzeigung dieses Briefes retten, wenn ich ihn zu verderben die Lust hätte.

Höllische, treuflische Bosheit! rief ich; denn ich übersah auf einmal das Gewebe der Betrügerei. Ich faßte den Dolch, den ich auf die Briefe gelegt hatte, daß sie die Luft nicht wegführen sollte.

Mein Landsmann schrie vor Entsetzen auf, da er in meiner Hand, den Dolch sah. Lesen Sie nur weiter, liebster Herr von Dillingen, rief er: und Sie werden sehen, daß ich unschuldig bin. Ich las, Alexander, und was ich nicht verstand, erklärte mir der sterbende Spitzbube, der sich hatte zur Falle für meinen edlen Vater gebrauchen lassen. Sieh, Glauchen läßt meinen Vater durch diesen Menschen durch Briefe von dem Fürsten, von dem Minister, überreden, ein Staatsgeheimniß der Schweiz mitzutheilen, und dann läßt er ihn als Staatsverräther ermorden.

Der erkaufte Spitzbube muß schweigen, weil Glauchen ihn in seiner Gewalt hat. Glauchen glaubt, alle Briefe sind verbrannt, Dieser Thalerschurke aber behält sie, um sie einmal in Geld bei Glauchen umzumünzen.

Ich legte jeden Brief, wie ich ihn gelesen hatte, unter den Dolch. Dann hielt ich den Dolch hoch gen Himmel, und mit der andern Hand die Briefe, und schwur, schwur mit furchtbaren Eiden meinen Vater

zu rächen an dem höllischen Mörder. Diese Eide, der erhobene Dolch schienen dem Schurken vor mir die Blitze der ewigen Gerechtigkeit.

Er schrie: Erbarmen! Er erblaßte, er zuckte, er starb, und mich — mich hat die himmlische Gerechtigkeit zum Erben seines Geheimnisses gemacht.

Ich komme Alexander, sobald sie hier die Leiche bestattet haben, wobei ich als Zeuge bleiben muß. Dann auf, Alexander, dann auf! Nach Deutschland! wir wollen wie die Eumeniden unser Wild hetzen, von Land zu Land, von Angst zu Angst, von Verzweiflung zu Verzweiflung, durch tausend Tode, in den Tod! O Himmel, daß ich dem Geiste nicht jenseit dem Grabe nachfliehen darf! Wohlauf! Alexander, wohlauf! Da hast du dein Tagewerk! Und dann laß uns wie Brüder, wie gute Söhne, einer in des andern Armen sterben!

Der Geburtstag.

~~Wilhelm~~ erhielt von seinem Freunde aus Deutschland den Brief in Italien, der ihn seines Vaters Tod als eine Sage und nicht als eine Wahrheit ankündigte, und das Verbrechen des Landesverraths hatte er so verhüllt, daß Wilhelm alles auf die Ungewißheit von seines Vaters Tode bezog. Er flog aber doch so schnell wie möglich nach seinem Vaterlande.

Da er durch Mailand in seinem Wagen rollte, rief ihm ein Bekannter: Glück auf! in den Wagen. In Komo riefen ihm die Matrosen ihr Glück auf! von der Barke, die er besteigen wollte, entgegen, und da er in Riva ans Land stieg, kam ihm eine Fischerhochzeit entgegen, die ihn mit Musik umringte, und ihm unter lauten Glückauf! wünschte: eine Braut, jung und schön, wie diese, empfange dich, in deinem Lande!

Mein Vater ist nicht todt! rief er, den frohen Zuruf als eine Götterstimme be-

grüßend, und er flog fröhlich über den Splugen die rauhen Pfade. Er begrüßte die Rheinquelle und überall kamen ihm heitre Vorbedeutungszeichen entgegen, die er als Zeichen gewünscht hatte.

So erreichte er bei Zurzach den Rhein, fröhlich gewiß, er werde seinen Vater lebend treffen. Er ließ sich hier mit einem Nachen über den Rhein setzen, weil jenseits schon deutscher Boden war. Aus den hohen Linden jenseits sah ein schönes Landhaus hervor, und auf dem breiten Strome lag die Morgenröthe, die er durchschnitt. Neben ihm zogen leise zwei Schwäne mit ihm dem jenseitigen Ufer zu.

Er hatte seine Guitarre hervor genommen, und sang dem Vaterlande, das ihm schon entgegen kam, das begeisterte Lied des großen deutschen Dichters. Ich liebe dich mein Vaterland! sang er laut, und er streckte ihm die Hand und den flammenden Blick entgegen.

Da stieg er aus, und er versank mit seinem vollen Herzen in die Nacht der

blühen-

blühenden Linden, in deren Kronen der Morgenwind säuselte, und die doppelte Morgenröthe auf dem Flusse und am Himmel machte sein Herz noch voller, und er sog die überfüllte Brust voll Athem, und ehe er Athem genug zum Gesange hatte, irrte die Hand in den Saiten, und holte leise, sanfte Akkorde hervor. Dann sang seine Lippe nur die wenigen Worte:

Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Thränen,
Sing ich traurig allein dieß wehmüthige Lied.

Dann stockte die weiche Stimme in noch weicherer Empfindung, und die Hand vollendete nur mit der Geisterstimme der Musik das Lied.

Aber hinter ihm in der Morgenlaube saß Sidonie allein. Sie war früh hieher gegangen. Es war ihr Geburtstag, den Niemand feierte als sie allein. Ihre Tante, die sie mütterlich liebte, kannte ihn nicht. Sidonie haßte das kalte Gepränge, an dem

feierlichen Tage. Sie hatte es sogar anzustellen gewußt, daß ihre Tante auf einige Tage sie und das Gut verließ.

Sie war vor der Sonne auf, und empfieng den schönen Tag mit ihrer Harfe. Dann sah sie durch das Laubenfenster, aus dem man ungesehen den Strom übersah, den Jüngling in den Nachen steigen. Seine Stimme scholl herüber; dann unterschied sie die Worte. Sie erkannte das erhabene Lied des Dichters; aber sie erkannte auch die tiefe Empfindung des Sängers. Sie kannte auch den Gesang an die künftige Geliebte, das nur zarte Töne vollendeten.

Welch ein seltener Zufall gerade an diesem Tage! Aber eben darum fiel ihr jetzt kräftig ein, daß es mehr als ein Zufall seyn könnte. Wußte sie doch, daß ihr Vater sie dem Neffen des Ministers bestimmt hatte. Er hatte es allen seinen Freunden gesagt, nur ihr selbst nicht; denn er achtete seine Tochter, deren reines, weiches, und starkes Herz er kannte, mehr als alle Menschen, die er kannte. Sie wußte,

daß man den Baron von Staig von seinen Reisen zurück erwartete. Sie wußte, welch ein edler Mann er war.

Ihr schien es unbezweifelt, der junge Mann, der von Jenseits, wo keine Überfuhr war, so gerade an dem Orte landete, wo ihre Lieblingslaube stand, sei der Baron.

Gut! gut! sehr gut! sagte sie das reine Auge gen Himmel hebend: so, wenn ich meine Rolle nur halb so gut spiele wie er, so kann ich wissen, wer er ist. Sie nahm ihr Arbeitskörbchen am Arm, zog den Strohhut tief in die Stirn, und ging auf einem kleinen Umwege das Ufer entlang, mit einem harten Herzpochen über seine und ihre Täuschung — es war die erste ihres Lebens — auf den Jüngling ein, der eben wieder in die Saiten griff.

Wilhelm sprang auf. Lassen Sie sich nicht stören, sagte sie leicht, nicht betroffen von der Natürlichkeit, womit er seine Rolle spielte. Sie schob seine Bestürznng

auf den Eindruck, den sie, schlimm oder gut, auf ihn machte.

Ich sah, sagte Wilhelm: ich sah zu spät, da ich schon hier am Ufer war, ich war auf fremdem Gebiet. Und doch, da ich hier in den Blüthenduft trat, fand ich mich so einheimisch.

Sie kommen aus der Schweiz?

Aus Italien, aus den Orangewäldern Neapels, unter dem wärmeren Himmel her; aber stärkend weht mich der kräftige Athem des Vaterlandes an, der Duft der Linden, ach, das schöne Grün der Wiesen hier —

Und die schönen Erinnerungen der Jugend, die nur wie Geister auf dem geweihten Boden der Vatererde erscheinen, die wie Schweizerkuhreigen die Brust mit süßem Heimweh füllen. Ich kenne das auch ein Wenig.

Ja, rief er, die Hand auf die Brust, doch mit Ängstlichkeit, legend: das heimische Dach, und des Vaters frohe, heiße

Umarmung, und der Schwester, weil man sie als Kind verließ, erstes Anrühren, und der fremde Ton in dem: willkommen Bruder! Und die wachsende Sehnsucht auf dem langen Heimwege, als wohnte Frieden und Glück nur in der lieben Heimath.

Sein Auge füllte sich mit Thränen. Er dachte an den dunkeln Brief des Freundes, und an das Grab des Vaters. Und Sidonie wendete ihr Auge ab; denn sie dachte der Stunde, da sie das erste mal nach einer Reise das Grab ihrer Mutter wieder fand. Und wenn man geht, sagte sie sanft, und man fände statt der bekannten Freudestimmen —

Ein Grab! sagte er, seine Augen nach Osten wendend. Sie schlugen nach einer sanften Pause, die Augen in Einem Momente zusammen. Ich finde eins, sagte er dann zitternd: Das Grab einer theuern Mutter.

O Sie erinnern mich zu hart, sagte sie halb unmuthig; denn seine Mutter starb ja nicht, dachte sie.

O der Tod erinnert uns noch härter, antwortete er unschuldig, und doch ist kein Schmerz schöner, himmlischer, edler, frömmer, als wenn das Herz unter der geliebten, segnenden, erstarrenden Hand zerbricht.

Ach, sagte sie, ihre Vermuthung vergessend, bei dem ersten gebrochenen Auge, das man zudrückt, bekommt man noch eine Heimath, die himmlische, und das Leben erstarrt zu einem fremden, rauhen Lande.

Er trocknete wild, sie sanft, ihr Auge. Er dachte an das Grab der Mutter und an die schreckliche Nachricht. Aber dann sagte er, ihre Hand sanft an seine Lippen legend: Thränen sind ja der treueste Bürge der Freundschaft. Er nahm seine Guitarre auf, und spielte eine traurige Melodie. Sie bat ihn nur mit einem stummen Kopfneigen, zu singen, und er sang nur die Worte zu dem Ende der Melodie:

Dann ruht das Herz von Mühe, Schmerz
und Leiden!

Thränen sind auch eine schöne Feier des heutigen Tages, sagte sie; es ist heute mein

Geburtstag, setzte sie lächelnd hinzu. Da erst schauete er ihr in das blühende Gesicht, in das helle, lichtvolle Auge. Der Windstoß von dem Strome hatte ihr den Strohhut weit über die Stirn in die Höhe gehoben. Er bückte sich gegen sie mit einer natürlichen Ehrerbietung, und sang, ohne das Haupt wieder emporzuheben, zu der Guitarre:

Ein ganzer Frühling blüht um diesen Tag!

Den Sie mir feiern helfen sollen, antwortete sie ihm lächelnd, um ihm das Bleiben leichter zu machen. Sie wollte die Erscheinung näher kennen lernen, die so freundlich aufgetreten war.

Er hing seinen rothen Italiänischen Mantel um seine Schultern. Die blonden Locken waren in ein seidenes Netz gefaßt. Er ging mit ihr den breiten Kiesweg dem Hause zu. Ein Mädchen trug ihr die Harfe nach. Sie setzte sich vor dem Hause zwischen die Orangerie in den Schatten des Hauses. Er nahm dem Mädchen die

Harfe ab, und hing sie an einen blühenden Granatenbaum, während Sidonie Frühstück und sein Gepäck vom Ufer zu holen befahl.

Die Leichtigkeit, womit er zu bleiben annahm, auch daß er nicht nach ihrem Namen fragte, überzeugte sie noch mehr, er sei der Baron. Ihrem Sinne gefiel der Mann in der fremden Kleidung, mit diesem stolzen Anstande, als sei er selbst eine Götterstatue aus Rom. Der ruhige Blick seines Auges, der schöne Mund, und vor allen die bescheidene Schamröthe, die oft seine Wangen mit einer höhern Gesundheit, als die des Körpers färbte, drang in ihr Herz; aber die schöne Dreieinigkeit des Sinnes, des Geistes und der Tugend herrschten gleich in des Mädchens Haupte. Sie wurde ruhiger, je mehr er ihr gefiel.

Beider Gespräch wurde mit jeder Minute ruhiger, freundlicher und zutraulicher. Sie nahm die Harfe, die er ihr reichte, und spielte und sang. Ihr Gesang war ihr Triumpf, das wußte sie selbst; auch

sah sie, wie ihre Stimme siegend in sein Herz drang. Er ehrte schweigend ihr Talent. Das Gespräch unterbrach die Musik, die Musik das Gespräch, und sie fand, ihr Vater hätte ihr an dem Geburtstage keine schönere Unterhaltung geben können.

Sie wurde immer freier und anmuthiger und kindlicher, weil sie so am natürlichsten war. Er wurde offner, und muthiger und stolzer. Und er sagte ihr mit strahlenden Augen, warum er das jedesmal würde in der Nähe eines edlen, unverstellten Menschen.

Aber gegen Abend schaute er oft nach Osten mit unruhigem Blick. Sie fühlte, daß er nun aufbrechen müßte. Sie sagte leicht: Der Abend ist der schönste Theil meines Geburtstages, und der Himmel feiert ihn heute mit. Wir haben heute eine Mondsfinsterniß, die sollen Sie abwarten, wenn Sie wollen; denn seltsam, die Finsterniß gerade heute — kurz, sie bewegt mein Herz wie die Ahnung eines Unglücks. Sie werden lächeln.

Ich lächle, weil es so natürlich ist, so zu fühlen. Auf dieser Reise war mir ein schöner Morgen, eine Hochzeit, die mir am Ufer des Sees entgegen jauchzte, eine Stimme, die Glück auf rief, wenn ich vorüberging, ein himmlischer Bürge der Erfüllung meiner Wünsche. Auf dem Splugen war ich ein Augur. Ein Adler zog rechts vor mir durch den blauen Himmel, und jetzt wohnt in meiner Brust die schönste Hoffnung.

Sie zog es auf sich, und er meinte seinen Vater. Sie wurde sehr bewegt; denn zwei Thränen hingen an seinen Augen bei den Worten.

Hoffen heißt beten, sagte sie, denn wer könnte hoffen ohne Gott? Und da jedes Herz hofft, so ist kein Herz ohne Gott? Kommen Sie, fuhr sie fort, ihren Arm in seinen legend, ich will auf jener Höhe meiner Zukunft hoffend, und muthig entgegen sehen, und geht der Mond rein aus dem irdischen Schatten hervor, so soll mir es ein Zeichen seyn —

Sagen Sie nichts, rief er schnell, und faßte drückend ihre Hand. Eine Wolke könnte den Mond und ihre Hoffnungen zugleich verhüllen, und meine dazu. Denn von heute an, mein Fräulein, ist es eine meiner schönsten Hoffnungen, Ihr Leben wird so heiter seyn als dieser Abend. So habe ich eine Hoffnung mehr, die mich erfreuen kann; o man darf die Himmelskörper nicht zu Propheten machen. Ich war heute wie Kassandra mein eigner Prophet. Ich sang mein eigenes Schicksal.

Schnell wendete Sidonie ihr Gesicht der Abendröthe zu, damit diese Röthe die Glut ihres Gesicht verbergen sollte; denn sie verstand, was er sagte. Er sang ja auf seinem Nachen: die künftige Geliebte.

Da er es gesagt, schwieg er lange. Er zürnte mit sich, daß er, wenn sie auch nichts errathen konnte, geredet hatte.

Sidoniens Seele durchlief indeß das prophetische Lied, und da sie an die Worte kam:

Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen
Liebe bezwungen,
Wie mit der Dämmerung Stern mir an die
bebende Brust?

da fürchtete sie, sie möchte wie Kassandra auch ihr eigener Prophet geworden seyn. Ach, sie hatte die beiden Verse schon auf den Lippen sie herauszusagen in der schönen Zerstreuung, und da sie das irre Auge gen Himmel schlug, so blitzte der Abendstern über der Abendröthe hervor, als sagte er: hier bin ich! fall an seine bebende Brust.

Schweigend gingen sie weiter die Höhe hinan, und da sie die Felsenbank erreicht hatten, fand sie seine Guitarre schon, die sie selbst hatte hinauftragen lassen. Sie setzten sich, der Mond stieg höher, dem unsichtbaren Schatten der Erde näher.

Warum sehen wir den Schatten der Erde nicht, ehe er den Mond erreicht? fragte Sidonie, um mit einem Gespräche ihr erweichtes Herz von dem prophetischen Liede abzuziehen.

O ist es nicht die sorgende Liebe des Schicksals, daß so viele Schatten des dunkeln Lebens unsichtbar an uns vorüberziehen! daß von den vielen so wenige das sanfte Mondenlicht unserer Freude verhüllen! O wie freue ich mich, Fräulein, daß der Himmel so rein ist, Ihr Himmel! Da gab unten im Dorf die Glocke das Zeichen zum Anfang der Finsterniß, und wie der äußerste Rand des Mondes dunkel wurde, da zog sich am Himmel ein kleiner Nebel zusammen, der schneller als der Schatten des Mondes wuchs, sich gegen den Mond hinüber zog, und ihn und den Schatten der Erde ganz verhüllte.

Sie sagten beide nicht ein Wort; aber still hob Wilhelm die Guitarre vom Boden, und sang mit weicher Stimme, Italiänisch — Sie verstand jedes Wort —

Auf mein Haupt wende du des dunkeln
Schicksals Pfeile!
Hier ist mein Herz, Apoll! triff, nur verschone sie!

Da hielt sie sich nicht länger. Lassen Sie, sagte sie, seine Hand in ihre drückend: er wird noch wieder hell. Aber die Wolke wurde immer dunkler, und schlug dichter den schwarzen Trauermantel um den Mond, und reichte bis an den Abendstern, und verhüllte auch den.

Es ist seltsam, sagte sie, die Augen immer auf die dunkle Wolke gerichtet, gerade heute! Wessen Hoffnungen werden verdunkelt? Die schwerste Last, die das Schicksal auf mein Herz legen konnte, habe ich überlebt, den Tod meiner Mutter. Was ich jetzt verlieren kann, habe ich nicht gehabt. Meiner Mutter Herz kannte ich. Das alles sagte sie mit einer heftigen Bewegung. Kein Gebet kann die Pfeile aus meinem Herzen ziehen, glauben Sie mir. Ich trage sie, wie einen alten Schmerz, lächlend und hoffend. Sehen Sie, das Dunkel hat auch den Abendstern bedeckt. Lassen Sie uns gehen.!

Aber ihre Erschütterung hatte auch seine Seele innerlich erschüttert. Er faßte

ihr Hände. Er rief: o mögen alle Sterne untergehen. Ist denn ein treuer Mensch, ein treues Herz nicht mehr als eines Sternes trügliches Licht? O Fräulein, ich gehe nun; aber die Wolke war mein Prophet, nicht Ihrer. Denn überall, wo ich von heute an bin, werde ich nach dem heutigen Tage mich zurücksehnen, und bei jedem Glücke, was mir aufblüht, werde ich rufen: o wenn kehrt der Tag zurück, wo ich fand, was die heilige, liebende Muse träumte, und nicht fand?

Er drückte die heißen Lippen auf die zitternde Hand Sidoniens. Da öffnete sich des Mädchens bewegtes Herz. Sie konnte einen unschuldigen Wunsch ihres Vaters erfüllen — es war der erste unschuldige, den sein Herz hatte — und sie konnte ihn erfüllen, die wenige hatte erfüllen können. Sie sagte, ihren Blick von dem verdunkelten Sterne auf Wilhelms strahlendes Auge richtend: das treue Herz ist mehr als alle Sterne. Und wenn Sie gehen, mein theurer Freund, so werde ich erst glauben,

daß mein heutiger Tag ein dunkler meines Lebens war.

Da lag er ihr zu Füßen, den Mund und die überfließenden Augen auf ihre Hand gedrückt. Meine Freundin, rief er, nimmer will ich Sie verlassen, bis der Schatten des Todes mein Leben verhüllt, und das treue, liebende, ewig liebende Herz. Da warf der Mond sein Licht auf einmal durch die gebrochene Wolke, und sie sagte mit den schimmernden Thränen im Auge, ich erfülle ihn gern den Wunsch meines Vaters. O an diesen Wunsch dachte ich mit Zittern, und jetzt wanke ich vor Freuden. Sie reichte ihm die Hand, die in seiner bebte.

Er drückte die Hand an sein schlagendes Herz. Ihr Vater, Fräulein? sein Wunsch sagen sie? Ich verstehe Sie nicht. Sein Wunsch?

Nun ja denn. Es war sein Wunsch so gut wie Ihres Oheims.

Meines Oheims? Ich verstehe Sie noch immer weniger. Wer ist Ihr Vater?

Der

Der Oberstallmeister Glauchen, des Ministers Busenfreund.

Sidonie! rief er aufjauchzend. O wo ist das schöne Bild aus meiner Kindheit geblieben? Ich sah sie einmal bei dem Minister. Einmal sah ich Sie, und jetzt wieder, und niemals wird das theure Bild aus meinem Herzen kommen. Meine Sidonie! Sie aber kennen mich nicht. Denn Sie waren ein Kind. Ich heiße Dillingen, des Schweizers Sohn.

Der Name betäubte Sidonien wie ein Donnerschlag, als senkte sich die dunkle Wolke vom Monde dicht auf ihr Auge, als ständen im gräßlichen Dunkel noch dunklere Gespenster, die mit Unheil weissagenden Blick sie anstarrten. Sie legte nicht, nein, ihr Haupt sank matt auf Wilhelms Schulter, und immer mehr erblaßend rang sie mit einer Ohnmacht, die immer wieder mit der kalten Hand über ihr Leben und über ihre Besinnung erstarrend fuhr.

Ach, Sidonie kannte ja den glühenden Haß ihres Vaters gegen Dillingen; sie wußte ja, daß der Herr von Dillingen das Opfer seines Hasses geworden war.

Sie verbergen mir etwas, Sidonie, sagte er, da sie das Haupt empor richtete, etwas, was mein Geschick angeht, und, meine theure Sidonie, ich will von jetzt an nur von Ihren Lippen erfahren, wie glücklich, wie unglücklich ich seyn soll.

Das sollen Sie, Dillingen; aber nicht in diesem Augenblick, wo ich unruhig bin. Drum Morgen früh! hier! jetzt lassen Sie uns gehen.

Sie ging mit ihm hinab, ihn immer auf Morgen vertröstend, wenn er fragte: was sie so bewegt hätte. Sie setzte sich sogleich in ihrem Zimmer mit der Harfe an die schwerste Sonate; dann, da das ihre Bewegung nicht hemmte, an ein geliebtes Buch; dann an die Briefe ihrer vortrefflichen Mutter, die sie für sie geschrieben, und die sie ihr auf dem Sterbebette erst gab.

Zu diesen Briefen nahm sie wie zu einem Heiligthum ihre Zuflucht, wenn sie über eine wichtige Wendung ihres eigenen Geschicks entscheiden sollte.

Ihr fiel zuerst ein Brief in die Hände, worin sie die Stelle las: Laß dich nicht irre machen, liebste Sidonie, über das, was die kalte Welt Romanenempfindung nennt. In jedem jungen Herzen, selbst in dem verwahrlosesten, erhebt sich einmal mächtig der schöne Glaube an alles Ewige: an den hohen Ewigen, an Gott, an das ewige Leben, an die ewige Liebe, an die ewige Freundschaft, an die ewige Tugend, an die ewige Wahrheit. Dieser erhabene Glaube bricht wie der Nil aus der unbekannten Quelle unsres Innern hervor. Die Welt belächelt ihn; aber widerlegen kann sie ihn nicht. In ihrer Ermattung von dem Freudenrausche sehnt sie sich ja selbst nach dieser frohen, frommen Zeit zurück; aber, auf ewig verbannt aus diesem Paradiese, spottet sie der erhabenen Empfindungen, der Freundschaft, der Liebe. Sie

lächelt über die Unsterblichkeit, über Gott selbst. Sie spottet der Wunder Gottes, weil sie eine Sonnenfinsterniß, weil sie die Bahnen der Weltkörper berechnet, und vergißt des Wunders, das die Weltkörper hervorrief, und der Welt die Bewegung gab. Was ist denn das ewige Leben anders, als eine ewige Liebe? und welche Liebe verdient mehr ewig zu seyn, als die unendliche Elternliebe und die Wunderliebe der Gatten? Instinkt! rufen sie stolz. Nun, ist der Instinkt nicht von Gott? O betrachte das Leben, Sidonie. Es ist ja nichts heiliger und großmüthiger als die erste Liebe, das erste Streben nach Wahrheit.

Ich habe die Liebe im Leben nicht gefunden, Sidonie, du findest sie vielleicht auch nicht, armes Herz; aber laß dir den Glauben an die Liebe nicht nehmen. Dein Mutterherz wird dir einst sagen, daß sie kein Mährchen, kein Traum, keine Narrheit der Jugend ist. Sie ist! Und ich werde sie mit allem Ewigen einst finden. Und wäre Liebe auch nur der schönste Traum

des Lebens, was bieten sie dir dafür? Zerstreuung und Eitelkeit in der Jugend, Verläumdung, Eitelkeit und Verachtung im Alter, wenn auch nicht Verbrechen. Laß dich nicht irre machen, Sidonie!

Das las sie; dann las sie weiter, und fand die Stelle: ist dein Herz rein, Sidonie, so entscheide du muthig in dem Augenblick der Begeisterung über alles Himmlische, über Wahrheit, Recht und Pflicht. Über deine Verhältnisse mit der Welt, über Anstand, Rang entscheide mit Ruhe und in Ruhe, so über das Glück.

Es ist eine Vorsehung, Sidonie, die unsre Schicksale leitet. Bedenke das oft, Sidonie, daß ohne Vorsehung Gott zu einem Mährchen wird!

Das las Sidonie. Dann sah sie in die ewigen Sterne hinaus, um den Glauben an Gott lebendiger zu fassen. Dann hob sich ihr Geist auf den leisen Tönen ihrer Harfe über das Leben, über die Erde weg zu den Sternen der Zukunft empor. Es ist eine Vorsehung! sang sie triumpfirend.

Die Vorsehung, sagte sie leise, führte den Sohn des ermordeten Vaters zu mir, zu der Tochter des Mannes, der ihn ermordete. Meine Liebe soll den Haß meines Vaters verhüllen. Und vielleicht soll ich der versöhnende Engel zwischen beiden seyn! Ich will es seyn.

Sie legte sich zur Ruh, und heilige Träume schwebten um die reine Seele.

Am andern Morgen ging sie ruhig, aber entzückt von ihrem Entschlusse, auf die Höhe, wo Dillingen war. Sie reichte ihm die Hand mit einem Blick voll stiller Hoheit. Es giebt eine Vorsehung, Dillingen —

Und ihre Hand, Fräulein, führte uns sanft zusammen.

Das weiß ich mehr als Sie, Dillingen. Und eben, weil ich es weiß, und nicht wie Sie, es nur ahne, gebe ich Ihnen meine Hand zum ewigen Bunde der Liebe.

Wilhelm wollte vor ihr knien; aber sie zog ihn empor in ihre Arme. Sie sagte dann immer mehr aufgelöst und fürchtend vor der nahen Zukunft: o mein theurer, geliebter Freund, denk an diesen Augenblick, an gestern, da uns der Liebe schönes Band auf ewig verknüpfte, ohne daß wir uns kannten. Jetzt kennen Sie mich, theurer Dillingen; aber nur mich, und m e i n Herz. Liebst du mich wirklich? treu? bin ich dein?

Sidonie, wie können Sie so schrecklich fragen? Dein bin ich, wie etwas dein ist. Mit deinen Freuden will ich mein Leben kränzen, mit deinem Schmerz will ich mich betrüben; mit deiner Empfindung will ich hassen, lieben, hoffen, fürchten. Ich bin dein! dein!

Gut! wenn kalte Schneeflocken des Hasses, der Rache auf die Blüthe unserer Liebe fallen, Geliebter, so schmelze sie meine und deine Liebe zu Thränen der Verzeihung! Wenn in deiner Brust ein Gewitter des Zorns aufsteigt, so laß meine

treue Liebe der Regenbogen der Hoffnung seyn, der ewig versöhnend über dem dunkeln Gewitter steht! Du weißt wohl nicht, daß mein Vater den deinen haßte? Ich aber liebe dich! Wir haben den Bund der Liebe geschlossen, wir beide allein und der Himmel mit uns.

Dein Vater haßt mich?

Die Tochter aber liebt dich, vergiß das nicht, Dillingen. O ich bitte dich, vergiß das nicht!

Ich muß schnell gehen, Sidonie. Deine Bitte erschreckt mich.

Gehen? Vergiß es nicht, den Sommer bleibe ich hier. Dich kennt Niemand, denk ich. Ich bin frei. In meines Vaters Hause, wie hier, darf Jedermann zu mir kommen.

Ich komme! rief er, und er flog hinab. Er zitterte vor seines Vaters Schicksal, vor Sidoniens räthselhaften Worten. Sidonie war längst erblaßt. Sie konnte ihm

nicht sagen, daß sein Vater todt, daß ihr Vater sein Mörder war. Vergiß es nicht! rief sie ihm nach. Er hörte es nicht mehr.

Er flog nach Santen, seines Vaters Gute. Er hörte von einem Schäfer bei der Heerde, den Tod seines Vaters im Gefängniß, und daß das Gut in andern Händen war. Er kam bestürzt zu seinem Freunde in der Residenz. Er hörte hier das Verbrechen seines Vaters.

Er faßte die letzte ersterbende Kraft seiner Brust zusammen, und sagte: Glauchen!

Was meinst du mit dem Namen? Nein, Dillingen, die deines Vaters Urtheil sprachen, waren redliche Männer, waren seine Freunde sogar. Der Himmel mag deinen Vater unschuldig sprechen; denn es war Liebe zu seinem Vaterlande. Die Gesetze mußten ihn verdammen. Glaube mir. Ich kenne den ganzen Gang des Prozesses. Er erzählte ihm.

Also nicht Glauchen? fragte er ruhiger.

Gewiß nicht. Er mochte deinen Vater nicht lieben noch von seiner Heirath her, sagt man. Er mochte sich seines Falls freuen, vielleicht Eurer Güter wegen, die vielleicht einmal an ihn fallen müssen. Aber das Gesetz hat deinen Vater verdammt, nicht er! glaube mir.

Dem Himmel sei Dank! rief Wilhelm, fiel in seines Freundes Arme, und ging. Er kehrte zurück nach Santen; er erkundigte sich nach seiner Schwester, hörte, sie wäre abgereist: Wohin wußte Niemand. Dann ging er den Weg nach Sidonien. Er schrieb in dem nächsten Dorfe einen Brief, gab den dem Mädchen des Fräuleins, das er traf, ging über den Rhein, nach Italien zurück. Er irrte Gedankenlos ein Jahr in Italien umher, bis er endlich Alexandern, den Freund erhielt, und das schreckliche Geheimniß, das Sidoniens Vater der Mörder des seinigen war.

Sidonie erhielt seinen Brief.

Sidonie, du bist mein! Um dieses Wort wendet sich mein verödetes Leben!

Die Liebe gab mir dein Herz, der Himmel, die Unschuld, die Tugend, und ich verdiente es. Erröthe nicht, Sidonie! Es war ein Mann, dem du deine Liebe gabst. Er hätte seine Krone mit dir getheilt,! und deine arme Hütte. Er hätte sein Leben für deines dahin geworfen. Ich war ein Mann! Sidonie!

Jetzt verstehe ich dich, Sidonie, großmüthige Seele! Du wolltest alles, alles mit mir theilen, das Leben des flüchtigen Bettlers, des heimathlosen Fremden, des namenlosen Geächteten — meine Schande! da steht es das fürchterliche Wort, das wie ein Brandmark an meiner Stirn steht. O du überirdische Treue!

Mein edler Vater — so darf ihn der Sohn mit der himmlischen Gerechtigkeit nennen — starb in Fesseln als ein Verbrecher. Er wagte den gefährlichen Schritt für sein nie vergessenes Vaterland. Er warf sein Leben hin, seinen Namen, seine Kinder. Er drückte auf des Sohnes Stirn das unvergängliche Siegel der Schande. Was

er im Gefühl ewiger Liebe wagte, darf ich nicht tadeln. Aber ich darf nicht kleiner seyn, als mein Vater. Was er anfing, muß ich vollenden. Ich entsage deiner Hand, Sidonia. Ich war sein Sohn; ich muß seine Schande tragen. Aber nicht du!

O glaube nicht, du Einzige, du Einzige, die größer seyn wollte als ich, die mich fester lieben wollte, als ich dich, glaube nicht, daß ich prahlen will, oder daß ich dich nicht liebe. Was an dem Leben das Schönste ist, das giebst du mir ja mit in das öde Leben, in das ich kalt und stolz eintrete, das Gefühl deiner großmüthigen Liebe, die mich nicht verlassen wollte in der öden Wüste, und dieses Gefühl wird in meinem Leben eine schöne, stille Geisterwelt ausbreiten. Ich werde dennoch mit jedem Augenblick sagen: das schönste Herz ist mein!

Ich habe dir entsagt. Das Opfer ist gebracht! Und nun mag ich mein Leben stellen, mahlen, wie ich will, wie die wil-

deste Phantasie es kann, ich trete stolz hinein und muthig. Es kann mir keinen Schmerz geben, der nicht schon vorüber ist. Es schaut mich an, wie eine bloße Maske der Gleichgültigkeit. Das höchste Glück war mein, und der höchste Schmerz. Das Leben ist ja für Millionen nichts als Erscheinen, und ich habe ja in meiner Vergangenheit einen schönen Tag, dessen himmlische Strahlen, wie eine ewige Morgenröthe der Hoffnung, mich begleiten.

Hier wollte ich enden, Sidonie; ich kann es nicht. Aber wie fange ich es an, daß du freundlich deinem Freunde nachsiehst? Wie? Wie kann der unglücklich seyn, der einmahl an deinem Herzen lag? Ich schwöre dir, Sidonia, wie ein Mann, daß deine Worte, die du mir scheidend sagtest, wahr sind. Wenn die kalten Eistropfen des öden Lebens auf mein Herz fallen, so schmilzt sie deine Liebe in schöne Thränen des Andenkens.

Sidonie sah, daß Dillingen ihres Vaters Schuld an dem Tode seines Vaters

nicht wußte, das goß einen Tropfen Freude in ihren Schmerz. Sie konnte nicht begreifen, warum er ihrer Hand entsagte. Aber muß ich fühlen, wie der Mann fühlen mag, der entsagt, wo ich verzeihe? Sie rechnete es ihm hoch an, daß er ihr den Schmerz verschwieg, den die Trennung von ihr in seine Seele werfen mußte. Sie verkannte sein einfaches Herz wieder; denn die Entsagung hob ihn über das Leben und gab dem Andenken an ihre Liebe eine überirdische Hoffnung.

Sie ging zu ihrem Vater zurück, und lebte einsam auf dem Lande mit einem immer unvollendeten Entschlusse und mit dem schüchternen Gedanken, seine Liebe sollte dennoch seine Tugend überwachsen. So lebte sie still unter den Tugenden des häuslichen Lebens, bis ihr Vater ihr ankündigte, der junge Baron Gustav sey angekommen.

Obgleich er sie unendlich liebte, so hielt er es doch nie lange bei ihr aus. Ihr stiller Blick, ihr weicher Ernst machte seine Philosophie zu Schande, und obgleich

er sie, und nur sie allein, für keine Heuchlerin hielt, so wagte er es dennoch nicht, die Brecheisen seiner Aufklärung an ihren Aberglauben zu legen. Er hatte sie beständig im Auge; aber sie stand immer wie ein Engel des Lichts vor ihm. Er ehrte sie so, daß er ihr nie etwas befehlen konnte. Aber sie that alles, was ihm lieb war. Darauf verließ er sich. Sidonie verließ sich auf ihres Vaters fremde Achtung. So konnte sie, ohne einen festen Entschluß zu fassen — welchen hätte sie fassen können? — in die Gesellschaft, wo der Baron war, mit einem heitern Herzen gehen. Sie konnte sogar hoffen, er würde seiner Kindheit und seiner Kindheit Gespielen gedenken. Sie wurde noch heiterer, da sie das drittemal sah, wie kalt er gegen sie blieb.

Ihr Vater lobte den jungen Menschen; das war alles. Und so konnte sie der Zeit überlassen, was so verworren, so zweideutig, so dunkel vor ihr lag. Sie war nun fest entschlossen, sich von aller Theilnahme rein zu erhalten, bis sie gezwungen sey,

ihre Liebe und das Glück des geliebten Jünglings zu vertheidigen.

Es ist eine gütige Vorsehung, sagte sie mit nassen Augen. Vergebens führte sie ihn und mich nicht zusammen. Aber doch, setzte sie mit beklemmter Brust hinzu: wenn das Geschick nun Vergeltung an meinem Vater suchte, und ich und er müßten die Opfer seyn? Nein, Rache will der Himmel nicht; nur Versöhnung.

Da verließ der Baron des Ministers Haus, und die Hoffnung, daß Dillingen ihr nicht verloren sey, stieg beglückend in ihr stilles Herz.

Sie verbarg sich wieder auf das Land ihrer Gesundheit willen, das bestätigte der Arzt. Der Vater schüttelte unmuthig den Kopf. Es war ihm wenigstens gewiß, daß seine Sidonie keine geheime Liebe hatte. Er rechnete auf ihr Herz. Sie war der einzige Mensch, den er nicht zu einer Stufe höher hinauf zum Throne gebrauchen wollte, wenn es nur möglich wäre.

Die Rache.

Aber in den Alpen, in einem furchtbaren Thal, wo der reißende Strom Felstrümmer hinabstürzte in die wilde Zerstörung, lagen die beiden Jünglinge Alexander und Wilhelm, und des unglücklichen Sohns Zorn tobte heftiger, als die Natur.

Ich bitte dich, Bruder Wilhelm, rief der Andre: nimm Vernunft an. Warum zuckt deine Hand wieder das scharfe Stilett? Was willst du? Drücke dem Buben in der Nacht, wo noch die giftige Freude der ausgenossenen Wollust in dem Herzen zittert, die scharfe Spitze in das Herz, er stirbt in einer Freude. Das Leben stockt. Du ersparst ihm ein schmerzliches Alter, zum Teufel! eine lange Krankheit, die ihn hinabfoltert ins Grab. Und statt Rache hat er eine Wohlthat.

O mein Vater!

Recht! recht! Darum stelle dich mit dem Todtengesichte der Rache vor den

Buben hin, zieh langsam das blinkende Eisen. Ich hefte ihm ein papiernes Herz auf die Brust. Wir zielen und lassen ihn fahren mit der Todesfurcht. Hat denn dieser höllische Satan nichts, was er liebt, als nur das arme Leben? Ich wollte, der Mörder hätte hundert Köpfe wie jene Schlange, und in jedem ein Leben, so wäre es etwas. Denn was ist der Tod? Du beleidigter tugendhafter Sohn? Er hat dir in das Leben tausenb Tode gethan, und dennoch mußt du sterben. Ja, hätte das Grab Träume, Gefühl, Rache? so — warum ereiferte sich denn der Mensch über etwas? warum gäbe es denn Beile, Blutgerüste? warum wäre das Wort Rache so süß? warum m u ß denn ein Sohn den unschuldig ermordeten Vater rächen? Weißt du, ob im Grabe ein Rachengel wohnt? Was ist der Tod? Nichts als Einschlafen!

Ach, mein Vater! mein Vater!

Recht! Und denke, Wilhelm, denke, wie dein alter Vater mit den Fesseln klirrt,

und dazu: Sohn! Sohn! Rache! ruft. Laß mich, ich bitte dich, Wilhelm. Sieh, schon lange bin ich rachsüchtig unter den kaltherzigen Schurken umhergegangen, die das Volk zu Kohlen brauchen um ihre Kastanien daran zu braten, und aus der Religion und dem Gesetz das Pfötchen machen, die Kastanien zu holen, die fest glauben, wir Millionen wären um ihretwillen da, und so keltern sie uns mit ihren Füßen, und schnüren dem armen Teufel, der zu laut schreit, die Kehle zu. Du willst mit deinen Papieren vor den Thron treten und Gerechtigkeit fodern. Armer Gesell! Sie halten da oben auf der Engelsloge des Lebens zusammen, weil sie müssen, glaube mir, weil sie müssen. Ein Kerl, der dicht am Throne eine Mordthat begeht, ist gerade wie ein Bravo in Rom, der dicht an der Peterskirche, am Hause Gottes, eine begeht. Er flüchtet zum Schutze hinein.

Mein Vater! Ich will — o beim Himmel! beim ewigen Richtstuhl des

Himmels! ich will nie einen andern Namen nennen, als den Namen; Vater — O Sidonie!

Hier legte Alexander sein Haupt nieder auf den Felsen. Es quält dich, Wilhelm. Laß uns schlafen. Fest mußt du seyn!

Fest bin ich, Alexander! Fest, wie der Felsen! auf dem die Alpen, auf dem die Erde ruht. In jener furchtbaren Nacht, da das Erdbeben unter unsern Füßen wegrollte, da schwur ich ja, alles, alles wegzuwerfen, auch sie! Ich bin fest!

Nun denn, so laß uns gehen! Aber sieh, dahin werfe ich den Dolch in den Strom. Ich will meinen Dolch nicht für das Herz erfinden, sondern damit ich das Leben Zoll für Zoll abgebe. Laß uns gehen. Und laß mich handeln. Uns beide hat das Leben von sich ausgestoßen. In Mailand will ich mich adeln, und damit gut!

Sie gingen. In Mailand besuchte Alexander den Kardinal del Monte, der in

Rom des muthigen Jünglings Beschützer und dann sein Freund wurde. Er bat ihn um Empfehlungen nach Deutschland an den Hof, an dem Glauchen war.

Wie soll ich Sie nennen, mein Freund ohne einen Namen? fragte der Kardinal lachend.

Ich habe jetzt einen, Ihro Eminenz; denn ich fand das Leben, und die Freuden des Lebens auf dem Wege nach Neapel in einem Dorfe Notte.

Eine Geliebte?

Ja, nur ohne Geschlecht, mein Freund. Seitdem heiße ich Alessandro di Notte. Wollen Sie noch hinzusetzen, ein junger, sehr würdiger Edelmann aus Palermo, der jedem Hofe Ehre machen wird, der die Kunst liebt, gut zeichnet, die Guitarre recht schön spielt, ein witziger Kopf ist, so will ich Gott für Euer Eminenz im nächsten Konklave bitten.

Der Kardinal lachte und schrieb. Er hatte den Fürsten in Mailand persönlich

kennen gelernt. Alexander ging mit seinem Freunde und mit seinen Briefe über die Alpen. An der Gränze der Schweiz ließ er seinen Freund in einem Dorfe zurück, nahm Extrapost und kam in der Residenz an.

Er übergab sein Empfehlungsschreiben, und der Fürst empfing ihn im Antikensaale. Der Fürst selbst liebte die Kunst, so daß er sogar zuweilen — selbst zeichnete. Der Fürst redete mit Entzücken von dem Vaterlande des Fremden. Alexander, der eine tiefe Kluft zwischen sich und dem Fürsten befürchtet hatte, wunderte sich über des Fürsten einfache Begeisterung.

Sie kamen von der Kunst auf die Sitten, von den Sitten auf das Glück der Völker. Alexander sagte alles mit kräftigem Ausdruck, zuweilen scharf und verwundend; aber die Italiänische Sprache, in der er redete, milderte alles, und so fand der Fürst den Fremden nur originell. Alexander fand den Fürsten besser, als er je einen in seinem freien Umtreiben des Lebens sich gedacht hatte.

Da Alexander ein Ausländer war, und ein feiner Kenner der Kunst, so galt sein Urtheil dem Fürsten; und da weiter Alexander sein Leben hier nur als eine Rolle ansah, so gab er sich alle mögliche Mühe, dem Fürsten noch mehr zu gefallen, und die Eitelkeit versüßte ihm die halbe Arbeit. Der Italiäner redete so freimüthig, und seine Art sich auszudrücken hatte so viel Originelles und Seltsames, daß der Fürst es ihm der Neuheit wegen übersah. Und da er ein so unermüdeter Jäger und Fußgänger war wie der Fürst selbst, der sich nicht wenig auf diesen Vorzug einbildete, und ein witziger Unterhalter auf den langen Jagden, so trug ihm der Fürst eine Jagdstelle an, die aber Alexander mit der Antwort: ich könnte leicht den Menschen über den Fürsten verlieren! ablehnte. Und diese Antwort hob ihn noch höher in der Gunst des Fürsten.

Da Alexander sich ein Paarmal eines Unterdrückten mit der Wärme eines schönen Herzens, mit der Freiheit eines Ausländers und mit dem Vorwande für des Fürsten

Ruhm besorgt zu seyn, annahm, und dem Unglücklichen Gerechtigkeit verschafft hatte; hing er sich mit einer wahren Begeistrung an den Fürsten. Und da er das konnte, entschlossen ihn zu verlassen, wenn seine Rolle geendigt war, so war diese Begeistrung für den gerechten Fürsten so wahr geworden, daß der Fürst ihm froh, wie niemals sagte: ich glaube, ich habe heute zum erstenmal ein Lob gehört, das keine Schmeichelei war.

Ich bedaure Sie, mein gnädigster Herr, sagte der Italiäner: denn Sie verdienen die Wahrheit immer zu hören, als wären Sie ein so armer Privatmann wie ich bin.

Er war arm, das wußte der Fürst, denn der Fürst, dem der Fremde eine so seltene Erscheinung war, hatte ihm nachspüren lassen. Aber Alexander hatte ihm erklärt, und mit der trotzigen Stirn seiner Freiheit, die sich nicht in dem Netze der Rolle, die er spielte, verwickeln wollte: das erstemal daß ich etwas von Ihnen nehme, mein gnädigster Herr, ist auch das letzte mal,

daß ich Sie sehe. Ich habe gerade so viel wie Sie, um so frei zu seyn wie Sie, und das ist genug.

Das zog den Fürsten zweifelnd näher an das Wunderthier, das allein von allen, die ihn umgaben, nichts wollte als Achtung. Er stellte ihn auf hundert Proben; aber Alexander stand allen Proben, und so hing sich der Fürst fest glaubend, er sei doch freier und stärker als Glauchen, näher an ihn.

Glauchen lächelte über den neuen Günstling, seit er ihn kannte, und über die Grundsätze seiner Freiheit, die der Italiäner nicht verbarg. Der alte Günstling bat den neuen zu sich in sein Haus. Man redete von dem Italiänern, daß sie rachsüchtig wären. Der Italiäner gab das zu; aber er warf einen finstern Blick während des ganzen Gesprächs auf Glauchen. Glauchen fragte lächelnd, warum er ihn angesehen.

Ja, sagte Alexander, ihn aufs Neue betrachtend: das Gespräch von der Rach-

sucht meiner Landesleute erinnerte mich — Kannten Sie einen Herrn von Dillingen? Waren Sie mit ihm in irgend einem bedeutenden Verhältniß?

In dem Verhältniß eines Freundes, könnt ich sagen. Der unglückliche Mann war mein Verwandter.

So? Das ist etwas andres. Er bückte sich abbrechend. Kennen Sie einen Herrn von Glauchen, der in einem andern Verhältnisse mit dem Herrn von Dillingen — Er starb auf einer Festung?

Ganz recht! Nun, was wissen Sie davon?

Nichts, als daß ein Deutscher sehr wohl wie ein Römer den Dolch auf seinen Feind zucken könnte. Der Sohn dieses Herrn von Dillingen, ein Deutscher, den ich in Rom kennen lernte —

Was ists mit dem? fragte Glauchen eilig.

Es war eine furchtbare Scene, so furchtbar, wie jemals mein Auge eine

gesehen hat. Er war auf dem Wege nach Neapel. Der junge Schweizer, dafür gab er sich aus, obwohl er einen ganz andern Accent hatte, als die Schweizer, die ich kenne, reiste mit mir eine Strecke von Rom ab. Ein kräftiger Mensch! ein sehr kräftiger Mensch! Auf seiner Stirn lag ein großer Schmerz, ein tiefer Schmerz, den er von sich vergebens abwehrend trug. In einem Thal der Apeninen, nachdem wir drei Tage lang zusammengereist waren, hörten wir ein fürchterliches Geschrei. Wir stürzten beide von unsern Mauleseln dem Geschrei zu, und fanden unter den Händen von ein Paar Mördern einen Fremden.

Der Schweizen riß den einen zu Boden mit der linken Hand, mit der Rechten entriß er dem andern den blutigen Dolch. Der Fremde war befreit; aber schwer verwundet. Unser Maulthiertreiber war mit seinen Thieren zurück geflohen. Der Schweizer begleitete den Fremden zur nächsten Stadt, die eine Miglia vor uns lag.

Ich kehrte zurück, unsre Maulthiere nachzubringen.

Die furchtbare Hitze, der lange Weg, der Verlust des Bluts hat den Verwundeten so abgemattet, so erschöpft, daß er kaum das nächste kleine Dörfchen erreicht. Ein Arzt kömmt aus der nächsten Stadt, der erklärt die Wunde für tödtlich. Er ist ein Deutscher. Er übergiebt seinem Landsmann, dem Schweizer, seine Sachen zur Besorgung an seine Familie, und der Schweizer findet, da er durchsieht, was wichtig ist, Papiere, die beweisen, daß ein Herr von — Und doch ist mirs jetzt, als wäre es ein andrer Name als der Ihrige. Kurz findet in den Papieren die allerklarsten Beweise, daß ein Herr von — ja Glauchen dochwohl — der Mörder seines Vaters ist.

Vielleicht errathen Sie, da Sie den Vater kannten —

In der That nein, sagte Glauchen bestürzt, aber fahren Sie doch fort.

Nun, er findet Briefe von dem Minister, von dem Fürsten sogar, die seines

Vaters Unschuld in das hellste Licht setzen. Der Sterbende gesteht, gesteht alles, gesteht, wie ein Herr — ja Glauchen, wenn mich nicht alles trügt, — den Herrn von Dillingen, den er tödtlich haßt, mit eben diesen Briefen, durch eben diesen Sterbenden hatte verleiten lassen, irgend ein Geheimniß des Staats zu verrathen.

Sie erblassen, Herr Oberstallmeister. Wenn Sie die Sache angeht — nein, ich kann es kaum glauben. Es wäre zu gräßlich. Aber was ich sah, war noch gräßlicher.

Was sahen Sie? fragte Glauchen lächelnd.

Ich sah, da ich ankam, den jungen Schweizer, mit bleichem Gesicht, mit morderfüllten Augen, von den Landleuten umringt, vor dem Altare der Madonna in einer Kapelle knieen. Er hielt den blutigen Dolch, der den Deutschen ermordete, hoch empor, und rief mit Grausen erregender Stimme: wenn ich nicht dieses Mordeisen, das den Helfershelfer des Mörders tödete, in

des Mörders Herz tausendmal bohre, so hat meine edle Mutter mich im ehebrecherischen Bette erzeugt, so vergifte die Natur jeden Tropfen Bluts in meinem Herzen, so rufe der Himmel, so rufe die Erde, so rufe jeder Mund: Vatermörder! über mein Haupt, so finde ich an keinem Altare, das Heilige! Gnade! so wende in meinem Tode jedes Auge fluchend sich von mir ab! So sei mir die Thüre des Paradieses ewig verschlossen! So wende die göttliche Barmherzigkeit sich von mir im Leben und im Tode weg!

Herr Oberstallmeister, die Scene war erschütternd, so erschütternd, daß sie mir durch das Mark meiner Seele brennend drang. Das Volk schrie laut um ihn her vor Entsetzen und Lob. Ich flog zu ihm, ich nahm ihn in meine Arme. Ich bat ihn, sich zu besinnen.

Besinnen? sagte er, mich fremd ansehend: ich bin kalt wie Eis. Ich bin glücklich, wie ein Sohn seyn muß, von dessen Haupte die Hand eines Engels die

Schande des Verraths genommen hat. Mein Vater starb unschuldig, und sein Mörder lebt. Was meinst du? was ein Sohn thun soll? Verzeihen?

Ich glaubte ihn beruhigen zu können. Ich ging mit ihm in das Haus, wo der Sterbende lag. Er erzählte mir verwirrt die Begebenheit. Er zeigte mir die Papiere. Des Sterbenden Mund bestätigte alles.

Überlegen Sie, mein Freund! sagte ich.

Ich will überlegen! sagte er, mich überzwerg ansehend. Ein Jahr lang will ich um ihn herschleichen, um den Mörder, und entgeht er diesem Eisen, so mag ihm Gott verzeihen! und mit den Worten stürzte er fort.

Der Schmerz des armen Jungen rührte mich. Ich kehrte in des Kardinals Legaten Gesellschaft von Neapel zurück. Ich hoffte ihn in Rom zu finden. Er war fort. Wir hatten halb und halb verabredet, mit

einander nach Deutschland zu gehen, wohin ich gehen wollte. Ich fand ihn nicht wieder. Heute erst hörte ich Ihren Namen Glauchen, da man Ihre Tochter anredete. Sonst hörte ich nur Ihren Titel. Der Name Glauchen fiel mir schwer auf.

Und was enthielten die Papiere denn eigentlich?

Was ich Ihnen sagte. Ich verstand nicht alles. Ich las; aber das Lesen Ihrer Buchstaben, geschrieben, fällt mir schwer. Ich denke, es soll besser seyn, als alles scheint. Aber — Ihnen rathen darf ich, daß Sie vorsichtig sind. Ihre Unruhe — Ihr Zittern. Der Schweizer ist —

Ein junger Mensch — ich kenne das — das — Seyn Sie unbesorgt.

Er ist ein Mensch von einem heftigen, stolzen Charakter. Ich rathe Ihnen, nicht es darauf ankommen zu lassen.

Das Gespräch war geendigt. Der Mörder ging lächelnd zur Gesellschaft.

Aber

Aber die trockne Lippe, die er oft mit Wein benetzte, die Zerstreuung, in die er von Zeit zu Zeit verfiel, bezeugten dem Italiäner, daß er erschüttert war. Sonst wohl hatte schon ein schneller Schrecken, oder eine ruhende Angst das Herz des Bösewichts ergriffen, wenn er nach einer Gesellschaft den Abend allein war; aber der Schlaf verjagte Schrecken und Angst, oder Sidoniens Harfenspiel und Gesang.

Er ging zu Sidonien, er bat sie, Musik zu machen; aber etwas recht fröhliches, rauschendes. Aber unter den Tönen nahm die Angst zu. Er ging stumm von ihr. Pah! rief er zehnmal, ein Knabe! Mord ist kein Spiel! Und das Blutgerüst dahinter macht den festesten Entschluß wankend. Pah! Er suchte hier den Muth; aber er fand ihn nicht. Der Schlaf stellte ihn in gräßlichen Träumen dem Dolche des Jünglings entgegen.

Doch sprang er muthiger aus dem Bett. Aber kaum heftete er die Blicke auf die Maaßregeln, die er zu nehmen hatte, so

stand die Angst wieder wie ein langsam wallendes Meer fest auf dem Grunde seiner Seele. Eine Welle der Angst rollte nach der andern daher. Sie trieb ihn von dem Zimmer in den Garten; aber er wagte es nicht in den dunkeln Theil des Gartens zu gehen. — Sie trieb ihn ins Zimmer, dann zu Sidonien und zu ihrer Harfe, und immer kehrte sein Blick gezwungen von den Wellen der Angst auf den Jüngling zurück, der am Altare der Mutter Gottes seinen Tod schwur.

Zu dieser Angst gesellte sich eine neue. Wie, wenn der Italiäner dem Fürsten das erzählte? Die Angst betäubte ihn: wie, wenn der Italiäner mit dem Schweizer im Bunde wäre? Jedes Verbrechen seines Lebens wachte auf und starrte ihn wie ein Gespenst an.

Da trat Henri ins Zimmer. Ihr Gnaden, sagte er eilig — Ihr Gnaden erschrak heftig vor der Eile, womit er anhob — der Herr, dem Euer Gnaden die Briefe anvertrauten, und die er nicht her-

ausgeben wollte, ist nicht mehr fürchterlich. Er ist todt, ermordet in Italien. Nein, Ihr Gnaden, die Sache ist gewiß. Sein Nachlaß ist angekommen mit den Zeugnissen seines Todes. Glauchen wendete sich ab. Sehen Sie, fuhr Henri fort, wie das alles sich zusammen fügt, sich in einander paßt, als wäre es im Himmel so beschlossen.

Verdammter Kerl, ich glaube, du — Er trieb ihn fort.

Wie die Richterstimme vom Himmel war ihm Henris Bemerkung, und die Wellen der Angst hoben sich höher.

Er setzte sich an Dillingens Papiere, die in seinen Händen waren, ob er nichts finden könnte, was Dillingen verdächtig machte. Er fand nichts als die Beweise eines tugendhaften und glücklichen Lebens und — o neue Schrecken! — ein Paar Briefe des Sohnes aus Italien, aus denen der wilde, entschlossene Geist des Sohnes drohend ihm entgegen sah. Du hältst,

schrieb er, meinen Muth, dem Leben nicht nachzugeben, für unbändige Wildheit, Vater! O glaube mir, es ist der Glauben, der feste Glauben an Gott, der aus dem Herzen meiner Mutter, ihr schönstes Vermächtniß, in meine Seele sanft überging. Warum soll ich denn zittern vor Menschen, da ich herrschen kann? Ich zittre nicht vor der Zukunft, und darum weiche ich nicht einen Zollbreit vor dem Bösewichte zurück. Nein! ich kämpfe mit ihm auf Leben und Tod. Muß ich nicht erwarten, mein Leben mit jedem Augenblicke wegwerfen zu müssen, an eine Krankheit, an eine fallende Schneelauvine, an einen fallenden Dachziegel, an die Rettung eines Kindes, das die Fluth wegreißt, und ich sollte es nicht wagen, einen Bösewicht, der das Leben, wie einen Dolch der Mörder, mißbraucht, das Leben zu entreißen? Glaube mir, die Zahmheit der Guten, die sich unterdrücken lassen, macht den Teufel so dreist.

Das las Glauchen, und die Wogen der Angst stiegen höher und höher.

Er ließ sich beim Fürsten krank melden, und er wars halb. Aber denn, rief er auf einmal: gut denn! gut! Leben denn gegen Leben! Kraft gegen Kraft! Wohlan denn! Laß sehen, ob ich dich nicht aus deinem Winkel herausfinde, und habe ich dich gefunden, so —

Hilft doch alles nicht; das steht zu fest! rief ein Arbeiter vor dem Fenster, wo ein Baum ausgehoben werden sollte.

Glauchen erstarrte vor dem Zufalle. Er fluchte. Er sendete seinen Henri zu einem alten Bedienten des Generals, der mit ihm in der Schweiz gewesen war, und glücklich wußte der Alte den Namen des Fleckens, wo Dillingen gewohnt hatte, Geroldswil, nicht weit von Winterthur.

Henri bekam Befehl dahin zu reisen und, was es kostete, den jungen Dillingen auszuspüren. Er reiste ab, und brachte bei seiner Zurückkunft die Nachricht, daß — des Ministers Neffe Dillingens Tochter geheirathet habe; aber wo sie jetzt wohnen,

Ihr Gnaden, das bringt kein Mensch heraus.

Ida? rede, Henri! Ida?

Henri erzählte, wie er es angefangen, dahinter zu kommen. Sie haben den Namen Dillingen abgelegt, und nennen sich Rudeli. Nur ein alter Landmann, ein Nachbar des alten Dillingen, wußte noch, daß Rudeli nur der Taufname des Alten gewesen; Dillingen aber sein Familienname.

Und wie weißt du Staigs Namen?

Den Namen weiß ich nicht. Nur hat ihn Ida Gustav genannt. Die Zeit seiner Ankunft trifft mit der Zeit seines Verschwindens hier aufs genaueste zusammen.

Sieh da, rief Glauchen, hatte ich nicht Recht? O das Schlimmste, was die Verläumdung erfinden kann von dem Menschen, ist Wahrheit. Aber der Sohn? der Sohn? Wo ist er? War er da? Wohin ging er?

Von dem weiß Niemand etwas. Ohne Zweifel ist er bei seiner Schwester. Ich

ging jeder Spur nach, sie aufzufinden; aber vergebens. Aus den Anstalten, die der Vater gemacht hätte — der Vater? fiel Stauchen ein.

Der Vater! Ja! der Vater! Wer aber dieser Vater eigentlich ist — Idas Vater sagten alle Stimmen. Das war unmöglich.

So ist die ganze Sache eine Täuschung, Henri! Du fängst jetzt an, oft meinen Dienst zu vernachlässigen.

Sie thun mir Unrecht. Wer der Vater war, weiß ich nicht; wenn aber diese Rechnung mit dem Namen Gustav Rudeli unterzeichnet die Hand des Barons ist, so ist eine Ida seine Frau. Ein Vater ist da; aber Niemand hatte Idas Vater gesehen, als bis er mit seiner Tochter in Geroldswil angekommen war. Da ich gar nicht nachlässig in Euer Gnaden Dienst bin, so hörte ich die Leute zehnmal ab, und von einem alten Arbeiter des Vaters, der nun einmal da ist, hörte ich, daß der junge Rudeli, Idas Ehewirth, schon ein-

mal in Geroldswil gewesen ist. Ich frage wenn? Ein Jahr vorher. Gerade im Mai. Denn ich hackte zum zweitenmal im Weinberge, wie er da vor dem Hause saß und lange in einem Papiere las.

Es war ja, nicht wahr Eure Gnaden? gerade im Mai, da der Herr Baron mit seiner Frau Mutter und der Schwester ankam? Und so weiß vielleicht die Frau Baronin mehr? Nachlässig bin ich nicht, Euer Gnaden.

Wahrhaftig nicht Henri! Aber lauf, flieg. Ich habe Ursach zu fürchten, daß der junge Dillingen hier in der Gegend, oder in der Stadt ist. Durchsuche jedes Wirthshaus, jeden Winkel. Findest du ihn auf, so ist dein Glück gemacht. Und hier ist ein Zettel an den Polizeidirektor. Du kennst Dillingen. Beschreibe ihn dem Direktor. Und gehe selbst. Ich fahre zum Minister.

Ich bringe dir Nachricht von deinem Neffen, so trat Glauchen mit erkünstelter Fröhlichkeit ein.

Der Minister sah ihm kalt entgegen. Ich wollte, Glauchen, ich wäre immer meiner innern Stimme gefolgt, mich dünkt, es würde vieles anders seyn. Dillingen brachte meinem Herzen immer Ruhe.

Und betrog dich immer, mein Freund.

Den Beweis bist du mir immer schuldig geblieben; denn die Handlung, die dem patriotischen Schweizer das Leben —

O das mein ich nicht. Hast du ihn nicht entschuldigt? Ich nicht? Das mein ich nicht. Aber daß er seine Hoffnungen aus deinem Unglück zog, daß er dich zurück stieß und deinen Neffen an sich zog, das ists! das ists! Ich wollte er lebte noch, oder seine Ehre wäre nicht auf immer dahin, so stände es noch in deiner Hand die Verbindung deines Neffen, des Erben deines Namens, mit Ida zu billigen.

Wie? rief der Minister, und das bleiche Gesicht, das die lange vergebliche Riesenarbeit des Amts gebleicht hatte, färbte sich mit der Farbe des Zorns: Verbindung, sagst du? Nicht möglich?

Dein stiller Kummer jammerte mich. Ich sann, deinen Neffen aufzufinden. Er floh von hier nach Geroldswil, wo Dillingens Tochter lebte, und er legte seinen Namen ab, und Ida wurde seine Frau.

Da stützte der stolze Minister seine Hand, sich unter der entehrenden Nachricht zu halten, auf den Tisch. Seine Frau? seufzte er, die Tochter eines Entehrten, eines Verräthers, meines Neffen Frau? Nun denn, so will ich noch einmal mein Ansehen gebrauchen, den Unmenschen zu bestrafen, und dann dieses zerschlagene, vor der Zeit grau gewordene Haupt in das Grab legen. Er hob die zitternde Hand an die Schelle.

Halt, lieber Freund, du hast noch mehr zu hören. Er ist mit seiner jungen Frau von Geroldswil weggezogen, wohin, weiß Niemand, als seine Mutter.

Entsetzlich! O Glauchen, zuletzt traue ich mir selbst nicht mehr. Ist denn die Luft, die ich athme, gegen mich im Bunde? Die Frau, die ich liebte wie meine Schwester, die mit Eiden versichert — O weh!

O kennst du unter den Tausenden, die ich regiere, denen ich wohlthue, einen Unglücklicheren? Ich verlor die Geliebte, den Freund — Ja er war es! — den Sohn, den Namen der Ehre, das Leben und die Hoffnung auf ein anderes.

Hast du mich nicht behalten?

Dich! antwortete der Minister leise, tiefsinnig zu Boden sehend. Aber es sei. Er griff an die Schelle. Die Mutter soll kommen.

Glauchen hielt seine Hand. Du mußt noch mehr hören. Dillingens Sohn, du kennst ihn, ein Teufel von Bosheit, ein gefährlicher Narr, hält dich und mich für seines Vaters Feinde. —

Wir waren es, Glauchen. Denn hätte ich ihn noch geliebt, ach, hättest du meine Brust nicht mit dem Gifte des Mißtrauens gefüllt, ich wäre nicht eher von des Fürsten Füßen aufgestanden, als bis ich Gnade für ihn erhalten hätte. Ich unterschrieb mit seinem Urtheil mein eigenes des ewigen Grams.

stand die Angst wieder wie ein langsam wallendes Meer fest auf dem Grunde seiner Seele. Eine Welle der Angst rollte nach der andern daher. Sie trieb ihn von dem Zimmer in den Garten; aber er wagte es nicht in den dunkeln Theil des Gartens zu gehen. — Sie trieb ihn ins Zimmer, dann zu Sidonien und zu ihrer Harfe, und immer kehrte sein Blick gezwungen von den Wellen der Angst auf den Jüngling zurück, der am Altare der Mutter Gottes seinen Tod schwur.

Zu dieser Angst gesellte sich eine neue. Wie, wenn der Italiäner dem Fürsten das erzählte? Die Angst betäubte ihn: wie, wenn der Italiäner mit dem Schweizer im Bunde wäre? Jedes Verbrechen seines Lebens wachte auf und starrte ihn wie ein Gespenst an.

Da trat Henri ins Zimmer. Ihr Gnaden, sagte er eilig — Ihr Gnaden erschrak heftig vor der Eile, womit er anhob — der Herr, dem Euer Gnaden die Briefe anvertrauten, und die er nicht her-

ausgeben wollte, ist nicht mehr fürchterlich. Er ist todt, ermordet in Italien. Nein, Ihr Gnaden, die Sache ist gewiß. Sein Nachlaß ist angekommen mit den Zeugnissen seines Todes. Glauchen wendete sich ab. Sehen Sie, fuhr Henri fort, wie das alles sich zusammen fügt, sich in einander paßt, als wäre es im Himmel so beschlossen.

Verdammter Kerl, ich glaube, du — Er trieb ihn fort.

Wie die Richterstimme vom Himmel war ihm Henris Bemerkung, und die Wellen der Angst hoben sich höher.

Er setzte sich an Dillingens Papiere, die in seinen Händen waren, ob er nichts finden könnte, was Dillingen verdächtig machte. Er fand nichts als die Beweise eines tugendhaften und glücklichen Lebens und — o neue Schrecken! — ein Paar Briefe des Sohnes aus Italien, aus denen der wilde, entschlossene Geist des Sohnes drohend ihm entgegen sah. Du hältst,

stand die Angst wieder wie ein langsam wallendes Meer fest auf dem Grunde seiner Seele. Eine Welle der Angst rollte nach der andern daher. Sie trieb ihn von dem Zimmer in den Garten; aber er wagte es nicht in den dunkeln Theil des Gartens zu gehen. — Sie trieb ihn ins Zimmer, dann zu Sidonien und zu ihrer Harfe, und immer kehrte sein Blick gezwungen von den Wellen der Angst auf den Jüngling zurück, der am Altare der Mutter Gottes seinen Tod schwur.

Zu dieser Angst gesellte sich eine neue. Wie, wenn der Italiäner dem Fürsten das erzählte? Die Angst betäubte ihn: wie, wenn der Italiäner mit dem Schweizer im Bunde wäre? Jedes Verbrechen seines Lebens wachte auf und starrte ihn wie ein Gespenst an.

Da trat Henri ins Zimmer. Ihr Gnaden, sagte er eilig — Ihr Gnaden erschrak heftig vor der Eile, womit er anhob — der Herr, dem Euer Gnaden die Briefe anvertrauten, und die er nicht her-

ausgeben wollte, ist nicht mehr fürchterlich. Er ist todt, ermordet in Italien. Nein, Ihr Gnaden, die Sache ist gewiß. Sein Nachlaß ist angekommen mit den Zeugnissen seines Todes. Glauchen wendete sich ab. Sehen Sie, fuhr Henri fort, wie das alles sich zusammen fügt, sich in einander paßt, als wäre es im Himmel so beschlossen.

Verdammter Kerl, ich glaube, du — Er trieb ihn fort.

Wie die Richterstimme vom Himmel war ihm Henris Bemerkung, und die Wellen der Angst hoben sich höher.

Er setzte sich an Dillingens Papiere, die in seinen Händen waren, ob er nichts finden könnte, was Dillingen verdächtig machte. Er fand nichts als die Beweise eines tugendhaften und glücklichen Lebens und — o neue Schrecken! — ein Paar Briefe des Sohnes aus Italien, aus denen der wilde, entschlossene Geist des Sohnes drohend ihm entgegen sah. Du hältst,

schrieb er, meinen Muth, dem Leben nicht nachzugeben, für unbändige Wildheit, Vater! O glaube mir, es ist der Glauben, der feste Glauben an Gott, der aus dem Herzen meiner Mutter, ihr schönstes Vermächtniß, in meine Seele sanft überging. Warum soll ich denn zittern vor Menschen, da ich herrschen kann? Ich zittre nicht vor der Zukunft, und darum weiche ich nicht einen Zollbreit vor dem Bösewichte zurück. Nein! ich kämpfe mit ihm auf Leben und Tod. Muß ich nicht erwarten, mein Leben mit jedem Augenblicke wegwerfen zu müssen, an eine Krankheit, an eine fallende Schneelauvine, an einen fallenden Dachziegel, an die Rettung eines Kindes, das die Fluth wegreißt, und ich sollte es nicht wagen, einen Bösewicht, der das Leben, wie einen Dolch der Mörder, mißbraucht, das Leben zu entreißen? Glaube mir, die Zahmheit der Guten, die sich unterdrücken lassen, macht den Teufel so dreist.

Das las Glauchen, und die Wogen der Angst stiegen höher und höher.

Er ließ sich beim Fürsten krank melden, und er wars halb. Aber denn, rief er auf einmal: gut denn! gut! Leben denn gegen Leben! Kraft gegen Kraft! Wohl- an denn! Laß sehen, ob ich dich nicht aus deinem Winkel herausfinde, und habe ich dich gefunden, so —

Hilft doch alles nicht; das steht zu fest! rief ein Arbeiter vor dem Fenster, wo ein Baum ausgehoben werden sollte.

Glauchen erstarrte vor dem Zufalle. Er fluchte. Er sendete seinen Henri zu einem alten Bedienten des Generals, der mit ihm in der Schweiz gewesen war, und glücklich wußte der Alte den Namen des Fleckens, wo Dillingen gewohnt hatte, Geroldswil, nicht weit von Winterthur.

Henri bekam Befehl dahin zu reisen und, was es kostete, den jungen Dillingen auszuspüren. Er reiste ab, und brachte bei seiner Zurückkunft die Nachricht, daß — des Ministers Neffe Dillingens Tochter geheirathet habe; aber wo sie jetzt wohnen,

Ihr Gnaden, das bringt kein Mensch heraus.

Ida? rede, Henri! Ida?

Henri erzählte, wie er es angefangen, dahinter zu kommen. Sie haben den Namen Dillingen abgelegt, und nennen sich Rudeli. Nur ein alter Landmann, ein Nachbar des alten Dillingen, wußte noch, daß Rudeli nur der Taufname des Alten gewesen; Dillingen aber sein Familienname.

Und wie weißt du Staigs Namen?

Den Namen weiß ich nicht. Nur hat ihn Ida Gustav genannt. Die Zeit seiner Ankunft trifft mit der Zeit seines Verschwindens hier aufs genaueste zusammen.

Sieh da, rief Glauchen, hatte ich nicht Recht? O das Schlimmste, was die Verläumdung erfinden kann von dem Menschen, ist Wahrheit. Aber der Sohn? der Sohn? Wo ist er? War er da? Wohin ging er?

Von dem weiß Niemand etwas. Ohne Zweifel ist er bei seiner Schwester. Ich

ging jeder Spur nach, sie aufzufinden; aber vergebens. Aus den Anstalten, die der Vater gemacht hätte — der Vater? fiel Glauchen ein.

Der Vater! Ja! der Vater! Wer aber dieser Vater eigentlich ist — Idas Vater sagten alle Stimmen. Das war unmöglich.

So ist die ganze Sache eine Täuschung, Henri! Du fängst jetzt an, oft meinen Dienst zu vernachlässigen.

Sie thun mir Unrecht. Wer der Vater war, weiß ich nicht; wenn aber diese Rechnung mit dem Namen Gustav Rudeli unterzeichnet die Hand des Barons ist, so ist eine Ida seine Frau. Ein Vater ist da; aber Niemand hatte Idas Vater gesehen, als bis er mit seiner Tochter in Geroldswil angekommen war. Da ich gar nicht nachlässig in Euer Gnaden Dienst bin, so hörte ich die Leute zehnmal ab, und von einem alten Arbeiter des Vaters, der nun einmal da ist, hörte ich, daß der junge Rudeli, Idas Ehewirth, schon ein-

mal in Geroldswil gewesen ist. Ich frage wenn? Ein Jahr vorher. Gerade im Mai. Denn ich hackte zum zweitenmal im Weinberge, wie er da vor dem Hause saß und lange in einem Papiere las.

Es war ja, nicht wahr Eure Gnaden? gerade im Mai, da der Herr Baron mit seiner Frau Mutter und der Schwester ankam? Und so weiß vielleicht die Frau Baronin mehr? Nachlässig bin ich nicht. Euer Gnaden.

Wahrhaftig nicht Henri! Aber lauf, flieg. Ich habe Ursach zu fürchten, daß der junge Dillingen hier in der Gegend, oder in der Stadt ist. Durchsuche jedes Wirthshaus, jeden Winkel. Findest du ihn auf, so ist dein Glück gemacht. Und hier ist ein Zettel an den Polizeidirektor. Du kennst Dillingen. Beschreibe ihn dem Direktor. Und gehe selbst. Ich fahre zum Minister.

Ich bringe dir Nachricht von deinem Neffen, so trat Glauchen mit erkünstelter Fröhlichkeit ein.

Der Minister sah ihm kalt entgegen. Ich wollte, Glauchen, ich wäre immer meiner innern Stimme gefolgt, mich dünkt, es würde vieles anders seyn. Dillingen brachte meinem Herzen immer Ruhe.

Und betrog dich immer, mein Freund.

Den Beweis bist du mir immer schuldig geblieben; denn die Handlung, die dem patriotischen Schweizer das Leben —

O das mein ich nicht. Hast du ihn nicht entschuldigt? Ich nicht? Das mein ich nicht. Aber daß er seine Hoffnungen aus deinem Unglück zog, daß er dich zurück stieß und deinen Neffen an sich zog, das ists! das ists! Ich wollte er lebte noch, oder seine Ehre wäre nicht auf immer dahin, so stände es noch in deiner Hand die Verbindung deines Neffen, des Erben deines Namens, mit Ida zu billigen.

Wie? rief der Minister, und das bleiche Gesicht, das die lange vergebliche Riesenarbeit des Amts gebleicht hatte, färbte sich mit der Farbe des Zorns: Verbindung, sagst du? Nicht möglich?

Dein stiller Kummer jammerte mich. Ich sann, deinen Neffen aufzufinden. Er floh von hier nach Geroldswil, wo Dillingens Tochter lebte, und er legte seinen Namen ab, und Ida wurde seine Frau.

Da stützte der stolze Minister seine Hand, sich unter der entehrenden Nachricht zu halten, auf den Tisch. Seine Frau? seufzte er, die Tochter eines Entehrten, eines Verräthers, meines Neffen Frau? Nun denn, so will ich noch einmal mein Ansehen gebrauchen, den Unmenschen zu bestrafen, und dann dieses zerschlagene, vor der Zeit grau gewordene Haupt in das Grab legen. Er hob die zitternde Hand an die Schelle.

Halt, lieber Freund, du hast noch mehr zu hören. Er ist mit seiner jungen Frau von Geroldswil weggezogen, wohin, weiß Niemand, als seine Mutter.

Entsetzlich! O Glauchen, zuletzt traue ich mir selbst nicht mehr. Ist denn die Luft, die ich athme, gegen mich im Bunde? Die Frau, die ich liebte wie meine Schwester, die mit Eiden versichert — O weh!

O kennst du unter den Tausenden, die ich regiere, denen ich wohlthue, einen Unglücklicheren? Ich verlor die Geliebte, den Freund — Ja er war es! — den Sohn, den Namen der Ehre, das Leben und die Hoffnung auf ein anderes.

Hast du mich nicht behalten?

Dich! antwortete der Minister leise, tiefsinnig zu Boden sehend. Aber es sei. Er griff an die Schelle. Die Mutter soll kommen.

Glauchen hielt seine Hand. Du mußt noch mehr hören. Dillingens Sohn, du kennst ihn, ein Teufel von Bosheit, ein gefährlicher Narr, hält dich und mich für seines Vaters Feinde. —

Wir waren es, Glauchen. Denn hätte ich ihn noch geliebt, ach, hättest du meine Brust nicht mit dem Gifte des Mißtrauens gefüllt, ich wäre nicht eher von des Fürsten Füßen aufgestanden, als bis ich Gnade für ihn erhalten hätte. Ich unterschrieb mit seinem Urtheil mein eigenes des ewigen Grams.

Seine Tochter ist deine Nichte.

Das ist sie nicht. Nein! das nicht!

Und sein Sohn dein Meuchelmörder.

Meuchelmörder? O was die Zeit, was Verführung, was das Schicksal aus dem Jünglinge hat machen können, einen Meuchelmörder gewiß nicht. Nein, Glauchen, mein Amt hat den Menschen nicht in meinen Augen gehoben; aber ruhig will ich in einem Walde neben Dillingens Sohn einschlummern, und sähe ich ihn den Dolch aus der Scheide ziehen.

Nun denn, der Rachengel seines Vaters also. Er glaubt, wir beide haben seinen Vater aus Haß verdammen lassen. Er hat an dem heiligsten Altare geschworen, seinen Dolch mit unserm Blute zu färben.

Laß ihn kommen, den Jüngling, mich mordet er nicht.

Glauchen widerholte Wilhelms furchtbare Schwüre. Er erschütterte sich selbst damit, aber den Minister nicht.

Aber seine Schwester ist deine Nichte! rief er.

Ja, das ists! Das ist die fürchterliche Nachricht. Und stände Dillingens Schatten zwischen meiner Macht und seiner Tochter, so reiße ich sie weg von der Hand des Menschen, der meinen Namen führt. Das habe ich zu thun, zu rächen nichts. Wo ist er, wo ist mein Neffe?

Das weiß seine Mutter. Aber laß mich deine Schwägerin fragen, denn sie wird leugnen, es zu wissen.

Weißt du auch, Glauchen? Ist es auch gewiß?

Hier, kennst du seine Hand? Der Minister las die Rechnung von seines Neffen Hand, mit der Unterschrift: Gustav Rudeli. Er ließ seine Schwägerin zu sich bitten. Glauchen machte ihn mit allen Umständen bekannt.

Wissen Sie nichts von Ihrem Sohne, Frau Baronin? fragte der Minister mit kalter Würde.

Seine Tochter ist deine Nic… …ur nichts!

Das ist sie nicht. Nein! … Mannes

Und sein Sohn dein Meu…

Meuchelmörder? O m… …ndmanns in
was Verführung, was das … könnte ich
dem Jünglinge hat machen … halten, aber
Meuchelmörder gewiß nicht. … ht er?
chen, mein Amt hat den … daß ich das
in meinen Augen gehoben;
ich in einem Walde neben …
einschlummern, und sähe i… …ten Euer Gna-
aus der Scheide ziehen.

Nun denn, der Na… Ihnen mag ich
ters also. Er glaubt, … Ihnen, dem
seinen Vater aus Haß …, dem Oheim
Er hat an dem heiligsten … ich: ich weiß
seinen Dolch mit unsern …

Laß ihn kommen, … Reise mit Ihrem
mordet er nicht. … sah er das Mäd-
… die Habsucht des

Glauchen widerho… und das — o Gott,
h… Schwüre. Er …n darum wissen. Ein
… aber den Mi… schön wie der Tag.

Der Zufall brachte mich ... nen Schweizer Landmädchen

...all? sagte Glauchen.

...on Glauchen, mein Sohn ist ...er. Und ich weiß sehr wohl ...on Verabredung zu unterscheiden. ...uß Sie bitten, sich nicht in unser ...h zu mischen.

...Wie war des Mädchens Name, ...wester?

Ida. Und ja jetzt erinnere ich mich. ... war etwas Seltsames bei dem Zusammentreffen des Mädchens mit meinem Gustav. Er kannte sie nicht, er nicht. Und ein Zufall, oder der Himmel führte sie zusammen. Verabredung nicht. Das schwöre ich Ihnen, Bruder, bei dem Glück meiner Kinder. Das Mädchen aber schien ihn erkannt zu haben. Das meinte meine Tochter. Gustav rieth auf ihre Bekanntschaft. Das Mädchen drang ängstlich auf ihre Abreise. Sie ging von uns. Gustav hat nicht ein Wort mit dem Mäd-

Nichts, mein Bruder. Gar nichts! Aber ich lese in den Augen jenes Mannes sein Unglück. O reden Sie!

Er hat die Tochter eines Landmanns in der Schweiz geheirathet. Das könnte ich der jungen Leidenschaft zu Gut halten, aber — doch — wo ist er? wo lebt er?

Das ist mein Kummer, daß ich das nicht weiß.

Von seiner Heirath wußten Euer Gnaden doch? sagte Glauchen.

Herr von Glauchen, Ihnen mag ich nicht Rede stehen. Aber Ihnen, dem Bruder meines Gemahls, dem Oheim meines Sohnes, antworte ich: ich weiß von Nichts.

Aber eben auf Ihrer Reise mit Ihrem Sohne durch die Schweiz sah er das Mädchen wieder, das ihm die Habsucht des Vaters bestimmte, und das — o Gott, Schwester, Sie müssen darum wissen. Ein Mädchen, freilich schön wie der Tag.

Seltsam. Der Zufall brachte mich mit einem schönen Schweizer Landmädchen zusammen.

Der Zufall? sagte Glauchen.

Herr von Glauchen, mein Sohn ist kein Lügner. Und ich weiß sehr wohl Zufall von Verabredung zu unterscheiden. Ich muß Sie bitten, sich nicht in unser Gespräch zu mischen.

Wie war des Mädchens Name, Schwester?

Ida. Und ja jetzt erinnere ich mich. Es war etwas Seltsames bei dem Zusammentreffen des Mädchens mit meinem Gustav. Er kannte sie nicht, er nicht. Und ein Zufall, oder der Himmel führte sie zusammen. Verabredung nicht. Das schwöre ich Ihnen, Bruder, bei dem Glück meiner Kinder. Das Mädchen aber schien ihn erkannt zu haben. Das meinte meine Tochter. Gustav rieth auf ihre Bekanntschaft. Das Mädchen drang ängstlich auf ihre Abreise. Sie ging von uns. Gustav hat nicht ein Wort mit dem Mäd-

chen allein geredet; obwohl sie einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte.

Wie kam das Mädchen zu Ihnen?

Der Vater des Mädchens —

Vater? Vater, Glauchen?

Vater, ja. Es ist ein Mann dort, den sie Vater nennt. Aber sie ist Ida, Dillingens Tochter.

Dillingen? fragte die Mutter nachsinnend. Freilich, es könnte wohl seyn. Aber hat sie mein Sohn wieder gesprochen, so wars ein Zufall, mein lieber Bruder —

Oder mein Verhängniß. Aber erzählen Sie weiter. Sie wollten noch etwas sagen.

Wenig mehr. Das Mädchen hatte einen tiefen Eindruck auf meinen Sohn gemacht. Ich erinnerte ihn an Ihre Pläne, und bei Gott! er gab seine Empfindung auf. Er wünschte abzureisen. Der Herr von Glauchen, den wir erwarten sollten, zeigte uns an, er könnte erst in acht Tagen kommen.

Mein Sohn lief in der schönen Gegend umher, und nun gestehe ich, daß ich unruhig um ihn wurde. Er kam unbeschreiblich unruhig von einer Streiferei in der Gegend zu Hause. Er war in der höchsten Bewegung. Den andern Tag ging er früh und am Abend kam er — so ruhig auf einmal, so überirdisch ruhig, und doch so wortarm zurück, so seltsam bewegt, so ernst, daß ich schon damals glaubte, es müßte ihm etwas Wichtiges begegnet seyn. Doch da er so ruhig mit uns reiste, so ging meine Unruhe vorüber. Er erzählte uns auf der Reise viel, sehr viel, und mit einer so innigen Bewegung, die mich entzückte, von seiner Kindheit, die er in Ihrem Hause zugebracht hatte, von seinen Spielen mit den beiden Kindern Dillingens.

Siehst du? da hast du ihn! Und von dem Vater? sagte Glauchen.

Daß das ein vortrefflicher Mensch gewesen wäre, leicht der Vortrefflichste und der Unglücklichste. Er redete davon mit einer so tiefen Begeisterung, daß ich sogar

auf die Frage kam: Hast du ihn hier gesprochen?

Er ist todt! war seine Antwort. So, lieber Bruder, daß ich fast glaube, Sie haben nicht geirrt. Das Mädchen hieß Ida, redete mit dem hiesigen Accente, und —

Und hatte an dem einen Augenliede eine kleine Warze.

Vollkommen richtig. Das ist alles, was ich weiß. Ich habe von meinem Sohne nie mehr als diesen Brief erhalten. Sie holte ihn aus ihrem Taschenbuche hervor. Er enthielt nichts als die Versicherung seines Glücks, und dte Bitte, sich über seine Verborgenheit zu beruhigen.

Und ich, und wieder ich! rief der Minister zürnend, führe ihn zu ihr. Ich durch mein Verhängniß.

Glauchen blieb in seiner immerwährenden Angst. Er that was er konnte, um Dillingen aufzufinden. Vergebens. Er

brachte wieder das Gespräch mit dem Italiäner auf seinen Mörder, um doch etwas Tröstendes zu hören. Der Italiäner versicherte kalt, er gäbe für sein Leben nicht einen Heller. Dabei hatte der Fremde Glauchen noch auf einer zweiten Folter.

Der Fürst fand immer mehr Wohlgefallen an des Italiäners freimüthiger Uneigennützigkeit. Er haderte mit Glauchen, der das Hohe in Nottes Charakter durchaus für eine Maske erklärte.

Wenn es denn eine Maske ist, rief der Fürst ärgerlich, wie kommts denn aber, daß Sie sich diesem Menschen so in die Augen fallend unterordnen. Sie sich selbst, Glauchen, ohne daß er es fodert oder einen Werth darauf legt. Sagen Sie mir etwas zweideutiges von ihm? Will er etwas? von mir, von einem von uns? Sucht er eine Parthei? Und bedarf denn dieser Mensch, der wie ein alter Ritter nichts bedarf zum Leben, als, möcht ich sagen, der Luft, bedarf der Unser? Er sagt mir die Wahrheit, und ganz unverholen, scharf

ausgeprägt, mit Bild und Überschrift. Das ist so selten, daß ich es schon darum mit ihm wagen will.

Habe ich Ihnen die Wahrheit je verweigert?

Nein, Glauchen; aber doch stand Ihr Münzzeichen darauf. Hie und da ein Buchstabe verwischt, zuweilen das ganze Bild.

Habe ich je etwas gefodert?

Nein, Glauchen; aber Sie haben genommen, was ich gab. Und dieser Mensch da sagt: sobald ich etwas von Ihnen nehme, so haben Sie mich zum letztenmal gesehen, das, das ists.

Er will nicht Gold. Er will Einfluß, wie der Bettelmönch, der ohne Schuhe geht, aber das Gewissen des Fürsten hat.

Er hat mir nie einen Menschen empfohlen.

Als sich selbst. Und ist es nicht das Höchste, dem Ersten eines ganzen Volks ein Gott scheinen, kein Mensch?

So will ich desto eher es mit ihm wagen. Denn wahrhaftig, des Menschen bin ich müde. Der Fürst brach ab.

Und zu dieser Stimmung des Fürsten gegen den Fremden kam noch, daß der Italiäner, war Glauchen und er allein um den Fürsten, im Gespräch fast jedesmal an dem Rande des Geheimnisses, daß Dillingen unschuldig ermordet war, wegließ, oder gar dabei stehen blieb, so daß Glauchen jedesmal in die fürchterlichste Angst gerieth: jetzt würde er hervorplatzen, jetzt, und wieder jetzt. So, daß Glauchen es nicht wagte, je anderer Meinung zu seyn als Alexander, um ihn nicht aufzubringen.

Was kann ein Fürst thun, nicht betrogen zu werden? fragte der Fürst im Gespräch.

Pah! rief Alexander, was kann der Mensch thun, nie zu fallen? Er ist ein Mensch; der Fürst ein Fürst.

Ich meine nicht, lieber di Notte, die kleinen Betrügereien, die —

Die meine ich auch nicht. Nein; aber daß unter dem Zepter des edelsten Fürsten, ein edler, unschuldiger Mann, von dem Munde der Gerechtigkeit verdammt, entehrt und ermordet wird. Das mein ich.

Das kann er verhüten! rief der Fürst eifrig, oder er muß nicht Fürst seyn.

Was meinen Sie, Herr von Glauchen? fragte der Italiäner, kann er das immer verhüten?

Wohl nicht immer! sagte Glauchen stockend und kleinlaut.

Wie, Glauchen? Das sagen Sie? Nein, bei Gott dem Allmächtigen! so steige er von dem Throne, den er entehrt!

Der Fürst ist ein Mensch. Aber wenn Teufel sich in ihre Freunde verstellen, rief lachend Alexander.

Auch denn. Warum prüfte er seine Freunde nicht? Glauchen saß athemlos da.

Er sollte gar keinen Freund haben, könnte man fodern. Dann wäre der Thron

ein Gefängniß. Aber er kann Eins, und das allein kann er. Er kann den Günstling für die grausam mißbrauchte Macht streng und öffentlich bestrafen, damit der neue Günstling zittre. Was sagen Sie, Herr von Glauchen?

Ich glaube nicht, daß je so ein Fall —

So ein Fall? Ich weiß einen solchen Fall.

Hier im Lande? Mag seyn. Unter der vorigen Regierung. Ich lernte selbst, was unschuldig leiden heißt!

So fodre ich denn Gerechtigkeit, rief Alexander aufspringend: gegen diesen Mann da, der da schon verurtheilt, nicht von seinem Gewissen, sondern von der Furcht, sitzt.

Sehen Sie, mein gnädigster Fürst, daß er einen Plan hatte? Aber jetzt fodre ich Gerechtigkeit gegen diesen Betrüger, den ich längst entlarvt habe! so rief Glauchen aus seiner Verzweiflung Muth schöpfend. Bist du ein Italiäner? Ist dein

Name di Notte? Rede! Es ist ein Deutscher. Ein Mensch ohne Namen, ohne Vater und Mutter, der sich durch die Welt stahl, von Betrug zu Betrug. Da haben Sie, edelster Fürst, den Mann, auf dessen Munde nichts als Wahrheit wohnt. Im Bunde mit dem Sohne jenes Dillingen und des entlaufenen Barons Staig, den Dillingens schöne Tochter an sich locken mußte, weil er Erbe des Ministers war. Ich verlange die Aussage des Ministers über diesen Punkt, damit die Wahrheit hervorgehe. Dillingen und Staig traueten sich nicht hieher, da sendeten sie diesen verschmitzten Betrüger. Er drängte sich mit seinem Empfehlungsschreiben von dem Kardinal, der einen verächtlichen Bastard zu einem Edelmanne log, in die Nähe, an den Hof des edelsten Fürsten, schmiedete ein Komplott gegen mich, weil ich der rechtmäßige Erbe der Güter, die Dillingen auf eben dem betrüglichen Wege stahl, bin, als hätte ich Dillingen als Landesverräther richten lassen. Ich dringe darauf, daß man dieses Betrügers Papiere in Beschlag nimmt. Es werden

sich Papiere vorfinden, selbst von Euer Durchlaucht und des Ministers Hand, deren ein Elender sich bemächtigt hat, um mich zu plündern.

Da die Lüge so gut von Statten ging, und der erstaunte Fürst seinen Blick auf Alexandern fest hielt, so bekam Glauchen einen freien Muth. Er log geschickt, er log die Wahrheit schon vorher weg.

Wer sind Sie? fragte der Fürst den Italiäner stolz.

Ein Deutscher, ein ehrlicher Bästard, in einer ehrlichen Fehde begriffen gegen den Satan da, der mehr von mir weiß als ich dachte. Aber einer von uns ist ein Betrüger, es wird sich finden, welcher.

Der Fürst schwankte. Er sah Alexanders Ruhe, und hatte Glauchens Zittern gesehen. Alexander erzählte, was er Glauchen erzählt hatte. Der Fürst ließ sich die Akten des Prozesses bringen. Glauchen war gar nicht erwähnt. Der Fürst ent-

schied für Glauchens Unschuld. Alexander zog die Aussage des Sterbenden hervor.

Wie kommen Sie aber zu diesen Papieren? fragte der Fürst. Was war Ihr Plan bei dieser Sache?

Der Sohn des ermordeten Vaters hatte nur einen Dolch für den Verderber. Der konnte mißlingen. Ich beschloß mein Vaterland, denn hier wurde ich gebohren — von dem Ungeheuer zu befreien. Gib mir die Papiere, Dillingen, sagte ich. Ich gehe dem Bösewicht deinen Dolch anzukündigen, und dann trete ich vor des Fürsten Thron, und werde seines Verbrechens Anklägers, und damit ich dich nicht verrathen kann, wo du bist, so wollen wir jetzt scheiden. Ich heiße di Notte, und du wirst von mir hören, guter Junge. Die Schande muß von deines Vaters Grabe, und von deinem Haupte genommen werden, bis dahin muß er leben und dann thu, was du willst. Wir gingen, ich hieher, er dorthin!

Sie wagten unter einem falschen Namen und Stand —

Wenn der Sohn stirbt, so habe ich versprochen der Erbe seines Dolchs und seiner Schwüre zu seyn.

Nun, und die Papiere? Alexander übergab sie, und Glauchen widerlegte sie.

Auch dieses? fragte Alexander, auch dieses, Bösewicht? Er gab dem Fürsten einen von Glauchens Briefen, der fast sein wörtliches Geständniß des Bubenstücks enthielt.

Mit flammenden Augen hielt der Fürst Glauchen den Brief hin. Gesteh jetzt! rief er: denn ich will einen Menschen kennen, der kein Betrüger ist, diesen, den du Bastard nennst. Gesteh, oder bring ich die Wahrheit heraus, so — Gesteh, und dein Leben soll sicher sein.

Da warf sich der Bube zu des Fürsten Füßen, und gestand, nicht die ganze Wahrheit, aber doch einen Theil.

Geh, Bösewicht! rief der Fürst. Geh! Geh! Und nenne nie meinen Namen wieder! Er verließ das Zimmer.

Und was mach ich mit Ihnen? fragte der Fürst nachdem er ein Paarmal auf und abgegangen war. Hatten Sie etwas gegen Glauchen, wie er sagte? Sie haben noch etwas, wie nenne ich Sie denn nun?

Ich fodere noch für den Unschuldigen Genugthuung, Herstellung seiner Ehre.

Das sei gewährt? Und Sie? Sie aber? was wollen Sie?

Nichts! Dann habe ich hier meine Rolle ausgespielt, mein gnädigster Herr und Fürst.

Nein! nein! das sollen Sie nicht. Sie haben viel gewagt, viel, was das Gesetz nicht billigen kann; was auch ich nicht gutheißen darf, den Plan zu einem Morde unterstützt, einen falschen Namen angenommen. Aber ich verzeihe Ihnen, und — es fehlt Ihnen nicht an Kenntnissen — Sie sind auf eine so ausgezeichnete Weise mit mir bekannt geworden — Ich möchte Sie dem Vaterlande und dem Bürgerleben gewinnen. Reden Sie.

Alexander schüttelte den Kopf. Seit ich hier bin, gnädigster Herr, seit ich Ihrer Gnade gewürdigt bin, fühle ich, daß ich kein Stein bin, der in den Staat vermauert werden kann. Minister kann ich nicht seyn, und wäre ich es auch — nein! ich muß fort. Denn ich kann mich nicht in den dichten Kreis der Menschen drängen, die dem Vaterlande dienen, und nichts als sich selbst lieben.

Junger Mensch, das wilde, unbändige Leben ists doch nicht, was Sie zieht.

Gewiß nicht. Aber Glauchen hatte Recht. Ich habe keinen Namen, keine Eltern. Ein Herz, das mich liebte, stieß mich von sich, weil ich meines Vaters Namen nicht nennen konnte.

Und haben Sie keine Vermuthung über Ihre Eltern?

Nein, sagte Alexander fest. Er mochte den General nicht nennen. Doch sagte er, wo er erzogen war.

Der Fürst bat ihn, noch einige Tage in der Stadt zu verweilen. Er sollte dem jungen Dillingen seinen Entschluß mitnehmen. Dann entließ er ihn sehr gnädig. Der Fürst fand in der That Wohlgefallen an dem juugen, muthigen Manne, und er wünschte, etwas für ihn zu thun. Der Fürst ließ sich erkundigen, ob man da, wo er auf Schulen gewesen, nichts von seinen Eltern wüßte.

Die Antwort war, der General Oppeln hätte ihn reichlich erhalten, und der alte Wachtmeister des Generals hätte alles besorgt. Der Wachtmeister, erfuhr der Fürst, war Kommandant des Schlosses * *. Er erhielt Befehl zu erscheinen. Der Fürst betrieb die Sache eifriger, weil er jetzt zwischen Alexander und Dillingen eine Verbindung sah, die den Schein eines Komplottes hatte. In den Akten war er auch darauf gestoßen, daß Dillingen ein Abentheurer gewesen, der sich den Adel, ja sogar den Grafentitel Kiburg angemaßt hatte.

Der alte Kommandant kam, fest entschlossen, nichts zu leugnen, wenn er wegen Dillingens verhört würde. Er stand vor dem Fürsten, und aus der Nebenthür trat Alexander in das Zimmer. Kennen Sie den jungen Menschen, Lieutenant?

Ihr Durchlaucht, rief der Greis lebhaft, Verzeihung! und er breitete die Arme nach Alexander aus. Alexander! Der junge Mann warf sich dem Alten in die Arme, und der Fürst sah sich lächelnd von einer menschlichen Freude übersehen.

Der junge Mann sucht seinen Vater, und Sie werden ihn kennen, Lieutenant.

Wohl kenne ich ihn; aber mit dem Vater haperts, Ihr Durchlaucht. Er ist ein vornehmer Mann im Lande. Aber wenn er ihn nicht anerkennen will, so hat ihn Gott anerkannt. Es ist der Oberstallmeister von Glauchen.

Alexander that den derbsten Fluch seines Lebens, und so laut als stände er hier allein. Der Fürst that einen Schritt zurück,

so wurde er ergriffen. Nicht möglich? sagte er.

Der Lieutenant hob an zu erzählen, wie Glauchen die Mutter Alexanders verführt, dann verlassen, wie er Mutter und Sohn ganz und gar verlassen, wie der General ihn nach Göttingen gesandt, um das Kind hieher zu holen, und dabei wickelte der Lieutenant, mit seinem ehrlichen Basse forterzählend, seine Schreibtafel auf, und übergab Alexandern ein versiegeltes Päckchen Schriften. Das sind die Beweise über deine Geburt, Alexander, die mir mein seliger Herr für dich anvertraut hat.

Höllenteufel, rief Alexander zornig den Boden stampfend: meine Mutter verführt! dann meine verführte Mutter verlassen! dann den Sohn verlassen! Und er ist mein Vater, dennoch mein Vater.

Er erbrach das Papier, und fand die gerichtlichen Zeugnisse aus Göttingen über die Aussagen seiner Mutter und Großmutter über seinen Vater; das Zeugniß des

Generals

Generals von dem Auditeur des Regiments mit Zeugen gerichtlich gemacht; einen Brief Glauchens an seine Mutter, worin er das Kind, das sie, in ihren Schooße trägt, sein nennt; dann einen kleinen Zettel von der Hand seiner Mutter, worin sie, die sterbende Mutter, Abschied von ihm nimmt, und da sein Vater so unmenschlich ihn verlassen hat, ihn der Hand Gottes anbefiehlt.

O meine Mutter! rief Alexander mit stürzenden Thränen, und kniete mitten ins Zimmer nieder und küßte die Zeilen von ihrer Hand: O meine geliebte Mutter! O ihr rührenden Worte, die ihr mit tausend Dolchen, mit allen Werkzeugen des Mordes mein Herz, meine Hände, meine Wünsche bewaffnet! O Ihr Thränen, die ihr noch nach sechs und zwanzig Jahren auf diesen Buchstaben hängt, und jedes Gefühl bei dem Namen Vater aus meiner Brust weglöscht, mein Herz mit Haß und Rache gegen den Unmenschen füllt, der dich zu diesen Thränen zwang! O laßt

mich in die Wildniß, in die Wüste, von Ungeheuern bewohnt und nicht von Menschen!

Es ist dein Vater, Alexander! rief zürnend der Lieutenant, und dennoch den Jüngling umarmend.

Seht, o seht, was sie schreibt, rief der Sohn, und hielt den Zettel hoch empor, als riefe er einen Höhern, als den Fürsten zum sehen an: seht, das schreibt sie. Ich liebte ihn unbeschreiblich und er gab mir den Tod. Ich gab ihm ein treues Herz und er giebt mir den fürchterlichen Namen der Schande dafür. Ich gab seinem Sohne das Leben, und er läßt mich sterben im hülflosen Gram über den höllischen Undank! — O Himmel! O Gott! Stelle mir keiner einen heiligen Namen in den Weg! der Name Mutter ist das heiligste auf Erden. Im Himmel sei es Gott! Und da Gott dem Menschen ewige Vergebung schwur, schwur ers unter dem Namen der Mutterliebe, nicht der Vaterliebe. O Mutter, ich schwöre dir —

Du sollst nicht schwören! rief der Lieutenant. Du sollst lesen, was dir dein Wohlthäter befiehlt, der General. O er sah das wohl voraus, und da er dieses schrieb, sagte er zu mir: sagen Sie Alexandern, Wachtmeister, er solle mir gehorchen, ließ ich ihm sagen.

Da las Alexander des Generals Brief. Den Namen Mutter hat die Natur geheiligt, und die Mutterliebe, den Namen Vater heiligte Gott! Du sollst ihm verzeihen, Alexander, ich befehle es dir. Nicht mit einem Vorwurf sollst du vor deines Vaters Angesicht treten, und ihm von mir die Papiere bringen, die du hier versiegelt unter seinem Namen findest. Verstößt er dich denn noch einmal, so sage: Leb wohl, Vater! und fluche ihm nicht. Das ist mein Wille, mein Sohn. Und war ich dein Vater, so gehorche!

Das las er laut. Siehst du, rief der Lieutenant: das befiehlt dir der General, und du sollst gehorchen, befehle ich dir, ohne Widerrede, ohne zu grübeln, und

müßte dir das Herz in der Brust darüber brechen. Siehst du! du sollst!

Ich will! sagte Alexander, aufgelöst und leise, sein Haupt an des Alten Busen legend.

Der Fürst stand dabei, wie einer der zum erstenmal ein Trauerspiel sieht. Der alte Lieutenant stand vor ihm mit der Majestät eines Königs. Er sah eine Würde in der steifen Gestalt des Soldaten, eine Hoheit in seinem Wesen, die er anstaunte. Er fühlte, warum der wilde, unbändige Jüngling, der mit der Würde des Ranges spielte, vor dieser Würde der Liebe sich beugte; warum der General ihm sagen durfte: gehorche! und warum der Jüngling gehorchte.

Alexander ging sogleich, den Befehl des Generals zu erfüllen.

Herr Lieutenant, sagte der Fürst in einem ganz andern Tone, ich habe noch etwas mit Ihnen. War Dillingen mit des Generals Nichte verheirathet?

Verheirathet? Es sind ja zwei Kinder aus der Ehe da.

Es wäre ja dennoch wohl möglich gewesen, lieber, ehrlicher Mann.

Möglich? Sie haben wohl den General so wenig, als das Fräulein, als den Herrn von Dillingen gekannt?

Wissen Sie es gewiß, Lieutenant?

So gewiß, als ich hoffe selig zu werden, und zu meinem alten Herrn zu kommen.

Und war Dillingen von Adel?

Von Adel, Ihr Durchlaucht; denn sonst hätte Dillingen das Fräulein nicht bekommen; denn wer den seligen General kannte, der wußte wohl, wie er davon dachte. Aber Ihr Durchlaucht, ich darf das noch hinzusetzen. Der Herr von Dillingen war von dem ältesten Adel in Deutschland. Seit 1264 konnte der Herr von Dillingen einen weit größern Namen führen; aber das ist ein Geheimniß.

Der Lieutenant glaubte, er würde von Frage zu Frage bis zu dem Tode Dillingens kommen. Aber der Fürst entließ ihn voll Gnade.

Vater und Sohn.

Alexander fuhr mit Grausen nach dem Gute Glauchens, wo er sich, ohne Jemand zu sprechen, seit seinem Falle aufhielt. Er bekam zur Antwort: der Herr spräche Niemand. Alexander ließ hinein sagen, er hätte wichtige Briefe abzugeben. Glauchen, der Dillingen immer mit dem Dolche in der Hand sah, ließ den Italiäner kommen.

Was wollen Sie? Ist Ihre Rache noch nicht befriedigt?

Ich habe gar nichts als einen Brief von dem General Oppeln an Sie abzugeben.

Glauchen nahm den Brief, erbrach, las ihn, erblaßte, las wieder, ging in ein Nebenzimmer, dann kam er zurück. Wissen Sie, was der Brief enthält?

Ja! antwortete der Sohn einfach. In seiner Brust war ein Sturm der entgegengesetztesten Empfindungen. Der Anblick des Vatergesichts, die Heiligkeit des Namens, der Tod der Mutter, der Mord Dillingens standen wie feindliche Geister in seiner Seele kämpfend gegen einander, und so stand er nur wie betäubt, die Rolle festhaltend, die ihm der General vorgeschrieben.

Ein Mährchen — Haben Sie es schon länger gewußt?

War das Mährchen? Die Wahrheit habe ich erst heute erfahren. Ein Brief von Ihnen an meine Mutter.

Glauchen schwieg, starr in seine Hände sehend. Nun denn, sagte er bitter: gründen Sie etwa darauf Ansprüche?

Nein; ich sollte den Brief übergeben. Weiter nichts!

Nun, der ist übergeben, sagte Glauchen aufstehend. Da sah der Sohn den Vater an, und dem Auge entfiel eine Thräne. Leb wohl Vater, sagte er dann mit erstarrter Gestalt, und erstarrter Stimme. Ich fluche dir nicht!

Er drehete sich um und ging. Glauchen machte eine Bewegung, ihn zu halten: aber erstarrend, nicht vor Schmerz, nicht vor dem Namen Sohn, sondern vor dem Gefühl, daß nun das ganze Leben ungenützt dahin war, blieb er stehen und hielt ihn nicht. Sieh da, wie ein Akt nach dem andern gespielt wird! Sie sind alle im Bunde gegen mich. Alle! alle! der Minister, wenn er erfährt, Dillingen ist unschuldig! Alle! nur meine Tochter nicht!

Alexander ließ den Wagen in die Stadt fahren. Er ging den nähern Weg, den der Kutscher ihm zeigte, durch den Garten, die Arme über die Brust gekreuzt, in tiefem

— nicht in Gedanken, in tiefem, Gedankenlosem Gefühl, das bleiche Gesicht mit den zerrütteten Blicken auf die Brust herabhängend.

In der wildesten Gegend, wohin sein irrer Fuß ihn geführt hatte, stieß er auf Sidonien. Er sah sie befremdend an, mit so seltsamen Blicken, daß sie sich scheuete. Aber dann ging er schnell auf sie ein. Sidonie, sagte er mit irren Blicken und gebrochner Stimme, sage deinem Vater, er darf den Dolch der Rache nach der heutigen Stunde nicht mehr fürchten. Sage ihm, das letzte Wort, was ich ihm gesagt habe, hat ihn befreit.

O mein Herr, Sie ängsten mich. Seit Sie hier sind — seit — Ist denn mein Vater in Gefahr?

Er wars. O Sidonie, Sidonie! laß mich, an diesem Tage, da ich wiederfand, was auf ewig verloren ist, o laß mich dich wiederfinden! laß mich deine Hand fassen! laß mich sagen meine — — Sidonie!

Mein Herr, sagte sie stolz zurück tretend, was berechtigt Sie zu diesem vertraulichen Tone?

Verkenne mich nicht, Sidonie; daß du Dillingen liebst, das weiß ich ja; daß er dich liebt, daß er —

Um Gottes Willen, was wollen Sie? wer sind Sie? Sie reden von einem Geheimnisse — Was wissen Sie?

Ich bin der Freund Dillingens, seines Herzens einziger Freund.

O mein Gott! — doch — sie faßte sich — Sie sein Freund? Geben Sie mir einen Beweis, daß Sie es sind.

Einen Beweis, Sidonie? Sieh, das Geschick hat uns alle verstrickt in unauflösliche, schwere Bande. Dein Vater hat Dillingens Vater ermordet. Der Sohn, der dich liebt, der dir auf ewig entsagte, war ja unglücklich genug. Da hört er auch das, und er floh über die Alpen, den Dolch deinem Vater ins Herz zu stoßen.

Barmherziger, gerechter Himmel! Aber Sie sagten: mein Vater dürfte die Rache nicht mehr fürchten? Ist es wahr?

Es ist wahr! Sidonie, denn — ich — ich bin dein Bruder!

O Gott, welch eine neue schreckliche Welt geht mir auf! Mein Bruder? wie wäre das?

Er sagte ihr in wenig Worten den Zusammenhang. Sie schlang ihre Arme um den Bruder, aber sie schwieg.

Ich kam hieher, deinen Vater zu stürzen. Ich stürzte ihn.

Du? o weh!

Dann erst erfuhr ich, ich war sein Sohn. Der Vater hat den Sohn zum zweitenmal verstoßen. Ich gehe zu Dillingen. Was soll ich ihm sagen?

Sag ihm, o sag ihm, mein Bruder! Was kannst du ihm sagen? Das Schicksal hat uns in ewige Noth verstrickt. Nur

der Tod kann den Knoten lösen. Sage ihm das; aber nicht der Mord. Will er noch Schuld auf das Unglück häufen? O mein Bruder! da er mir seinen Namen nannte, da stand die Zukunft dunkel vor mir, und doch seh ich einen Strahl Hoffnung in dem Dunkel.

Der Fürst wird die Schande von Dillingens Namen nehmen. Ist das Hoffnung, Sidonie?

Ist nicht Dillingens Vater todt? Ist nicht mein Vater sein Mörder? Auch wenn er es nicht wüßte, dennoch —

Er weiß es, Schwester. Dillingen erhält seines Vaters Güter wieder.

O ist nicht sein Vater todt?

Deine Hand versöhnt den Mord, deine Liebe versöhnt die Rache.

Nie! Nie! O mein Bruder, nie, nie! könnt ich ihm die Hand geben, wäre er der Mörder meines Vaters?

Der Fürst wird dazwischen treten, wenn ers hört.

Was hat der Fürst der Natur zu gebieten, Bruder. Der Tod kann nur den Knoten lösen, Menschen nicht. Sage ihm, ich lasse ihm ewig Lebewohl sagen. Bleib du ihm treu.

Was die Freundschaft darf, Schwester, darf das die Liebe nicht? Wenn er den Sohn fortlieben darf, darf er die Tochter nicht fortlieben.

Frage ihn, du wirst hören, er darf nicht. Lieben darf er mich wie dich; aber ein Glauchen darf nie seinen Namen führen. O ich glaubte ja, ich sei vom Geschick bestimmt, den Haß zu versöhnen, und doch blieb eine namenlose Angst auf meinem Herzen, bis sein Brief kam. Da sah ich, ich hatte ihn auf ewig verloren. Ach, noch mehr verloren, wenn er nun wüßte, sein Vater war unschuldig und mein Vater sein Mörder.

So meinst du, Sidonie, es sei vorbei.

Ich weiß es, mein Bruder. Ich weiß es.

So sage ich ihm denn: dein Feind, der Mörder deines Vaters ist mein Vater, und der Weg zu meines Vaters Herzen geht durch meins. Hier ist dein Dolch, und hier ist die Brust deines Freundes! Sage deinem Vater, Schwester, sein Leben ist von jetzt an sicher, denn er hat einen Sohn.

Was sagst du ihm mehr?

Sidonie liebt dich; aber sie hat dir auf ewig entsagt. Das furchtbare Geschick ist zwischen Euch getreten. Du siehst sie nicht wieder. Soll ich das sagen?

Das sollst du sagen, weil es seyn muß. Sage ihm, was er mir schrieb. Wenn die Schneeflocke der Trennung auf meinem einsamen Leben ruht, so wird sein Andenken sie in eine Thräne der Liebe zerschmelzen. Und nun lebe wohl! Wir sehen uns wieder. Leb wohl! Wohin gehst du?

Zu ihm! Sidonie, er sagte, du wärst ein edles Wesen. Dem Himmel sei Dank,

meine Schwester ist ein edles Mädchen. Man muß dem Schicksale trotzen, wenn man es nicht beugen kann. Er ging.

Sidonie trat zu ihrem Vater ins Zimmer. Er sah finster in eine Stelle. Sie war hinein getreten voll Muth; denn nach der Entsagung des Geliebten war ihre Liebe gegen ihren Vater gewachsen, und das Gefühl ihrer eignen tugendhaften Reinheit; aber da sie ihn dasitzen sah, den harten, erkälteten Blick nicht einmal gegen sie erhebend, da sie voll Liebe zu ihm trat, drang sich dennoch der Schmerz in schnellem Anfall durch ihre zärtliche Ruhe empor, und wurde dennoch wieder zu einer neuen Ruhe. Denn sie hatte ja so viel gefunden heute, die Nachricht, daß Dillingens Unschuld anerkannt werden sollte, und die Nachricht hatte sie aus dem Munde eines Bruders. Und welches?

Sie hatte die edle Gestalt des Fremden schon oft bewundert, wenn er bei ihrem Vater war, noch mehr die Freimüthigkeit, den hohen Sinn in seinen

Worten. Auf sie heftete er oft einen langen Blick, der, wie es ihr schien, mit einem geheimen Schmerz kämpfte, den sie nicht errieth. Er vermied es, sie anzureden; aber es war keine Nichtachtung. Sie errieth, daß ihr Vater ihn fürchtete. Sie dankte ihm für sein Schweigen.

Lieber Vater, der Fremde — sie hielt bei dem ungehörigen Worte inne, als wäre es eine Unwahrheit; ach! es war ein hartes Wort; aber die Wahrheit war noch härter — der Fremde läßt Ihnen sagen: Sie dürften den Dolch der Rache nicht weiter fürchten.

Hast du ihn gesprochen? Hat er dir gesagt —

Viel, Vater, viel, was aller Menschenherzen in Liebe und Thränen bewegen könnte. Er nannte mich — Schwester.

Hier stand der Vater auf, und ging ans Fenster. Und du? fragte er abgewendet.

Ach,

Ach, Vater, ich habe so wenig Liebe im Leben gehabt, daß ich die neue, freundliche Erscheinung eines Bruders fest an mich drückte. Ich fußte so fester ins Leben, das mir dunkel entwichen ist. Ein Bruder fehlte mir, Vater, fehlte meinem Leben, das ja alle Liebe aufgeben muß.

Dich, dich habe ich geliebt! rief er, sich schnell zu Sidonien umkehrend mit ausgebreiteten Armen. Aber er ließ die beiden Hände geballt sinken und sagte hart: weißt du, daß ich gestürzt bin? weißt du, daß eben dieser Mensch, der dich Schwester nannte, mich gestürzt hat? Er und Dillingen!

O Vater, ist es nicht eine Schuld, daß mein Bruder und mein Geliebter Sie stürzen mußten.

Geliebter? Wie verstehe ich das? Sidonie, wie? was meinst du? wen meinst du?

Den Herrn von Dillingen. O mein Vater, zürnen Sie nicht. Das höhere

Unglück ist eben, daß ich entsagen mußte, selbst wenn sie diese Liebe billigten. Ich habe entsagt.

Das mußt du, Sidonie! rief er entsetzlich. Hüte dich an die Stelle eines Herzens zu fassen, wo nichts als Gift und Haß ruht.

Ich habe entsagt, Vater! antwortete sie stärker.

Ihm! und auch dem Andern! sage ich dir. Verscherze die Liebe nicht, die ich für dich fühle! Auch dem Andern!

Dem nicht! dem nicht! Ich will dem freudenlosen Leben nicht nehmen, was mir die Natur, nicht meine Wahl, was Sie, nicht ich, mir gegeben haben.

Wie lerntest du Dillingen kennen? Die Tochter erzählte aufrichtig, wie sie ihr Herz leicht der Täuschung, er sei der junge Baron, hingegeben.

Wo ist er denn, liebste Sidonie? rief er freudig. Doch ich vergesse ja, wie

ohnmächtig ich geworden. Sie schwiegen beide.

Aber auf einmal sprang Glauchen giftig auf. Sidonie; rief er, an deine Tugend glaube ich, und darum liebe ich dich. Du liebst meine Feinde. Verlasse deinen Vater nicht, und tritt zu ihnen über, weil eine Leidenschaft dich dahin führt. Den Vorwand sollst du nicht haben, Sidonie, sie sind tugendhaft. Die Leidenschaft soll dich zu ihnen führen, nicht die Tugend, damit ihr gestehen müßt, ihr seid nicht besser als ich. So höre. Der dich Schwester nannte, ist mein Sohn. Diese Liebe zu seiner Mutter ist mein einziges Verbrechen! Dann liebte ich Elisabeth, des Generals Nichte. Dillingen, allen meinen Schritten nachspürend, erkaufte meine Briefe von der Mutter meines Sohnes, und schickte sie und meinen Sohn dem General, und er erhielt die Hand des Mädchens zur Belohnung, daß er den Jugendfreund verrathen hatte, des Mädchens, das ich unendlich liebte. Wer war der Schlechte? Ich nicht! Wer durfte hassen? ich!

Des Ministers Neffen, dessen Hand dir bestimmt war — es war schon der schönste Plan unserer Jugend — zieht er an seine Tochter. Der Minister war sein Freund; aber er nimmt dem edlen Manne den Neffen, die letzte Freude seines dunkeln Lebens.

Er, Vater? Er war ja todt! Dillingen war ja todt.

Er lebte noch, da diese Verbindung geschlossen wurde. Wer war der Schlechte? Dillingen. Er pflanzt seinen Haß gegen mich auf seine Familie fort. Ihn hat meine Rache erreicht, und ich war zufrieden. Aber seine Rache keimt erst treibend aus seinem Grabe auf. Meinen Sohn — o Gott! — der mich nicht kennt — ihn ziehen sie in Haß gegen mich auf.

Vater! Vater!

Höre nur! höre, Tochter! Höre du, die diese Menschen liebt. Mein Sohn ist der Busenfreund seines Sohnes.

Wie? Dillingen hätte meinen Sohn nicht gekannt, den er dem General sandte? Sein Sohn nicht? Der Busenfreund hätte dem Busenfreunde nicht gesagt: ich bin des Generals Pflegesohn? Sieh, mein Sohn wird erwählt, mich zu stürzen. Es ist gelungen das Werk der kalten, ruhigen Rache. Ich bin gestürzt, aber da stoßen sie dem gefallenen Manne den giftigen Dolch langsam in die Brust. Jetzt erst erfährt mein Sohn, daß es sein Vater ist, den er gestürzt hat. Jetzt erhält er des Generals Briefe, die ihm befehlen, vor des Vaters Gesicht zu treten, und wenn ich ihn noch einmal verstoße, mich zu verlassen, jetzt, da sie wissen, ich muß ihn verstoßen. Wer kannte, wer hatte denn die Papiere des Generals, als sie? Oder ist das Zufall? Ordnet der Zufall auf Zeit und Stunde? Die einzige Seite, wo ich noch nicht verwundet war, warst du!

Du erwartest des Ministers Neffen. Statt seiner erscheint Dillingen.

Nein, Vater! nein!

Ja, Tochter, ja! Denn der Baron, diese Ida, dieser Dillingen, die so verborgen leben, und aus ihrer Nacht her das verborgene Spiel meines Verderbens leiten — Wie fand denn der Baron, da er seinen Oheim verließ, die Geliebte? Er gab seines Oheims Güter nicht auf; denn mein Sturz war schon beschlossen, des Fürsten Gunst war schon gewonnen. Du fehltest ihnen noch; da umspannen die Fäden einer schönen Liebe dein weiches Herz, und der Schein einer großmüthigen Entsagung deinen hohen Sinn. Ich sollte alles verlieren! Ich habe alles verloren. Geh zu ihnen, Sidonie! geh zu ihnen! Geh! denn dir sandten sie den Bruder, nicht mir den Sohn! Ich bin fertig! Geh! Er sollte dich bereden, Dillingens Weib zu werden.

Vater, er hat mir entsagt.

Entsagt? Des Vaters Ehre ist wieder hergestellt; der Sohn hat die Güter seines Vaters wieder. Er heißt sogar von Dillingen. Da lies! Er gab ihr die Bekanntmachung des Fürsten. Sie las.

Er kommt, fuhr der Vater fort. Deine Hand will er, meiner Tochter Hand, und, gieb Acht, der Fürst ist der Freiwerber.

Gewiß nicht. Wie könnte der Sohn des Ermordeten der Tochter — — Sie hielt inne.

Des Mörders! fahre fort! die Hand bieten, denkst du?

Wenn er es thäte, Vater, sagte sie mit glühenden Wangen der schönen Erhebung, wenn er das thäte, Vater, so schlage ich seine Hand verachtend aus.

Sidonie, das thust du? Da hängt das Bild deiner Mutter, schwöre bei dem Bilde!

Wenn der Sohn des Ermordeten mir seine Hand bietet, so schlage ich sie aus, und er hat meine Liebe verloren: das schwöre ich deinem Schatten, theure Mutter. Aber, Vater, wenn er schweigt?

Dann, dann Sidonie, dann darfst du ihm deine Hand reichen, wenn es je

möglich wäre. Aber nun bin ich ruhig; denn seines Vaters Schatten steht ewig zwischen Euch. Nun bin ich ruhig.

Sidonie erblaßte, daß ihr Vater mit dem blutigen Schatten des Ermordeten triumphiren konnte; aber sie hatte nicht mehr verloren als vorher; denn sie war fest entschlossen, das Weib des Sohnes von dem Ermordeten nicht zu werden. Es ist Blut zwischen mir und ihm, sagte sie sanft weinend, da sie in ihrem Zimmer allein war.

Die alte Freundschaft.

Der Minister wurde zum Fürsten geholt. Er fand den Fürsten nicht selbst, aber den schriftlichen Befehl des Fürsten, beiliegende Papiere durchzusehen, und dem unschuldigen Herrn von Dillingen, Ehre, Adel und Vermögen in einem öffentlichen Erkenntniß zurückzugeben. Der Minister

erschrak bis ins Innere seiner Seele. Er warf sich über die Papiere mit einer schmerzlich frohen Hast her. Er fand Alexanders Erzählung, die alles auseinander setzte, die Papiere des in Italien ermordeten Helfershelfers von Glauchen, alle Papiere von Dillingen, die man bei seiner Gefangennehmung in Verwahrung genommen hatte, von denen Glauchen den größten Theil, den er untergeschlagen hatte, erst jetzt ausgeliefert hatte.

Der Minister las, und hier erst fand er die rührenden Beweise von Dillingens treuer Freundschaft gegen ihn, in den Briefen an den General, in den Zusätzen, die Dillingen zu den Briefen, die er von dem Minister erhielt, gemacht hatte. Er fand auch in den ausgelieferten Papieren alle Papiere und Urkunden, die Dillingens alten, hohen Adel bewiesen. Er las mit Schaudern seine eigenen Billets, die Dillingen dahin gebracht hatten, das Staatsgeheimniß bekannt zu machen. Er sah die Unschuld seines Freundes, und an wie

kleinen Fäden sein Verderben gehangen, und wie er selbst, er ihn in den Abgrund gestürzt, worin er untergegangen war.

Er stützte lange das schwere Haupt, und legte oft die zitternde Hand auf Dillingens Namen. Dann schrieb er in kräftigem Tone Dillingens Rechtfertigungs- und Unschulds-Erkenntniß. Er unterschrieb seinen Namen und seine Würde.

Zum letztenmale habe ich so unterschrieben, sagte er mit einem höheren Stolz, als ihn je seine hohe Würde hatte geben können. Dann kam der Fürst. Sind Sie fertig? fragte er.

Ja, ich bin fertig! sagte er, mit Allem, und ich lege in dieser schmerzlichsten Minute meines Lebens mein Amt in meines Fürsten Hände zurück.

Nein, nein, lieber Graf, Sie trifft keine Spur des Verdachts. Nein! Ihre Redlichkeit kenne ich. Sie waren betrogen.

Das war, Eure Durchlaucht. Und von wem? und gegen wen? Ich fühle, ich wäre Ihres Vertrauens nie würdig gegewesen, wenn ich mein Amt noch einen Tag länger verwalten wollte. Ich würde von jetzt an keinem Menschen mehr trauen. Ich würde nicht den Muth haben, ein Urtheil zu unterzeichnen. Ein Minister muß haben Vertrauen, und Glück. Ich habe von dem allen nichts mehr. Ich bitte in dem Gefühle meines unersetzlichen Unglücks um meine Entlassung.

Der Fürst gab sich alle Mühe den Minister zu bewegen zu bleiben; aber vergebens. Der Minister sagte: ich habe keinen Glauben an eine gütige Vorsehung. Glauben Sie mir, mein gnädigster Herr, ich könnte von jetzt an der Tyrann ihres Volks werden; denn auf meinem Herzen liegt eine große Schuld der gebrochenen Freundschaft. Ich will seine Tochter aufsuchen, bis ich sie finde, und finde ich sie nicht, so will ich noch einmal: o Verhängniß! rufen, und das müde Haupt ins Grab legen. Der Minister ging.

Der Fürst ließ Glauchens Sohn holen. Er übergab ihm die Papiere für den jungen Dillingen. Sie sehen, Glauchen, sagte er: ich habe den guten Willen wieder gut zu machen. Ich hoffe, der Sohn soll glücklich seyn.

Alexander lächelte mitleidig, den Kopf schüttelnd. Sie scheinen zu zweifeln?

Fürsten kennen die Pfeile des Unglücks nicht, die wie Weberschiffe das Gewebe des Lebens durchfliegen. Die Ehre wird hergestellt, wie sie verloren wurde, der Reichthum zurück gegeben. Aber der Pfeil des Bösewichts hat das Innere zerrissen, und dahin reicht die Hand der menschlichen Allmacht nicht.

Ich bitte Sie, vertrauen Sie mir, was noch fehlt. Ich bitte Sie.

Was ewig fehlen wird; daß Dillingen Glauchens Tochter liebt, daß sie ihn liebt, daß der blutige Mord des Vaters wie der Feuerspeiende Vesuv zwischen die beiden Herzen gewälzt ist, das löst nur der Tod.

Ich gebe Ihnen mein Wort, Glauchen soll seine Einwilligung geben.

O Ja! Wer gäbe das nicht? O könnte der Jüngling einwilligen, könnte des Mädchens Herz die Einwilligung des Geliebten erlangen ohne tausendmal zu zerbrechen, so könnten sie noch mehr; so könnte er sich das Blut des Vaters mit heißen Küssen der Tochter bezahlen lassen, mit der Begierden flüchtigen Lust. Wozu bedürfte es denn der Sense des Todes, diesen Knoten zu lösen? Ist die Ehre und die Schwüre erkauflich, so falle das Leben zusammen, wie ein morsches Haus. Aber was ists dann? Wenn die Ehre nimmt, so giebt sie auch. Das Leben läuft mit seinen Schmerzen wie ein flüchtiger Feind davon! die Ehre steht wie der Freund am Grabe noch da, und gießt den Balsam der Freude über das brechende Herz.

Der Fürst, ohne den jungen Menschen recht zu verstehen, sagte keck: sagen Sie ihm nichts. Ich will es ihm zuerst sagen, wenn er zurück ist.

Alexander nahm seine Papiere und dahin ging er. Er kam zu Dillingen. Da mein Bruder: der Fürst erkennt deines Vaters Unschuld feierlich an. Du hast deine Güter wieder. Ich habe den Mörder deines Vaters gestürzt. Und ich habe nun eine Bitte an dich, deren Gewährung ich meiner Schwester schon zugesagt habe.

Deiner Schwester?

Ja, meiner Schwester, Sidonien. Ich bin der Sohn von deines Vaters Mörder. Namen, dachte ich sonst, Wilhelm! Namen, Possen! Sachen sind nur heilig. Aber ich stand da vor meinem Vater mit einer so wunderseltsamen, fremden, jammervollen und überwältigenden Empfindung, wie ich niemals in meinem Leben gestanden habe, ob wohl ich zuweilen auf Stellen stand, wo nicht oft Menschen stehen, und jedesmal wußte ich, was ich wollte, was ich durfte, was ich konnte. Vor dem Namen Vater hingegen, denn mehr als ein Namen war es nicht; denn er stieß mich weg — stand ich, und wußte

nicht, was ich wollte, was ich dürfte, was ich könnte.

Auf dem Hinwege, Wilhelm, dachte ich, wenn mir ein Sohn entgegen spränge, und ruhte auch auf seinem Seyn eine sündige Minute, wie ich ihn an mein Herz, in mein Herz drücken würde. Das hatte mich denn recht in eine freudige Erwartung gebracht. Kurz, ich stand da unschuldig, und doch vor dem Stuhl eines mächtigen Richters. Mein Vater aber wieß mich von seinem Stuhl, und beschied mich am jüngsten Tage wieder vor dem Stuhl des Vatersnehmers, und ich denke, denn auch der Vaterliebe.

Sieh, Wilhelm staune du mich nur recht an! ich staune auch! das Wörtchen Vater hat mir einen neuen Sinn gegeben, wie wenn dem Blinden die Unermeßlichkeit, und das Licht, und die Regenbogen der Farben, und das schönste der Natur, das liebende Antlitz der Braut in Einem Augenblicke mit dem Gesicht gegeben wird. So war mirs, da ich sein Antlitz sah.

Mir wars, als wollte eine geheime Macht mich auf die Knie werfen, vor dem Vaterangesicht. Es war, als zöge ein Strom von Liebe aus seiner Brust in meine. Mir wurde weinerlich, und hätte er mich nicht weggestoßen, so — Ich ging, stieß auf meine Schwester —

Sidonien?

Sidonien — und obwohl die ihre Arme um des Bruders Hals schloß, obwohl der Schwester Herz an meinem schlug und eine unendliche Liebe ihre Flügel ausdehnend zum Fluge in die Himmel, in meinem Herzen sich bewegte: so hätte ich doch das alles für einen kleinen lächelnden Blick der Liebe auf dem erstarrten, versteinerten Gesichte des Vaters gegeben. Ich glaube, ich träte noch hundertmal vor das unbarmherzige Angesicht, ich könnte, wenn ich wüßte einen Strahl von Liebe aus den Augen hervor zuholen. O dann müßte ich an das Herz fallen, in dessen Blute meines in Liebe schlägt, und riefe denn mit der Stimme der Liebe: o um Gottes Barmherzigkeit,

herzigkeit, Vater, liebe mich, und er stieße mich fort! — Nein! nein! ich will nicht an seiner Verdammniß schuld seyn.

Ich bitte dich, liebster Alexander, deine Schwester? —

Ja, und da sie unter Liebe zerschmolz, und Thränen und der Name Bruder aus Aug und Lippen hervor drangen, und ich nichts dagegen zu geben hatte. Denn mein Herz war voll Schmerz und voll vergeblicher Wünsche einer andern Liebe als ihrer: da versprach ich ihr ihres Vaters Leben. Das versprach ich der Tochter. Jetzt, Wilhelm, fodert der Sohn von dir des Vaters Leben! damit er weiß, daß sein Sohn vor seinen Augen stand. Versprich mirs! Schenke des Vaters Leben dem Sohne, der Schwester, und du hast Liebe und Freundschaft bezahlt, Wilhelm!

Wilhelm besann sich lange; dann sagte er heftig schluchzend: nimm es, nimm es, Alexander, das theure Geschenk! das Leben deines Vaters. Sie hielten sich lange

umarmt. Und dieser Kuß, rief Wilhelm, versiegele deinen Mund und meinen, wie das Siegel des Todes; ich nenne deinen Vater nie wieder. Du nennst deine Schwester nie wieder.

Recht so, Wilhelm. Nach dem Tode muß ein Leben seyn, wie ertrügen wir sonst dieses. Aber der Tod erst soll mir den Mund versiegeln. Ich will den Namen und die Idee Vater so lange drehen, bis ich vor nichts Fremden mehr in mir, und dabei zu erschrecken habe. Vater, Sohn — Sohn, Vater! Mein Daseyn bin ich ihm schuldig. Da hast du eine Welt, die fortschreitet, auf und ab, durchs Grab in die Ewigkeit treiben die Wurzeln. O warum gab mir das Gesicht des Vaters keinen Blick? Aber laß uns gehen. Ich fühle, mir ist nur wohl in seiner Nähe. Ich muß des Himmelreichs demantene Pforte sprengen, die mich von meines Vaters Herzen trennt, und müßt ich sterben. Komm, laß uns gehen!

Sie flogen in die Hauptstadt.

Der Fürst, der Sohn, die Tochter, die Geliebte.

Dillingen ging zu dem Fürsten. Herr von Dillingen, sagte er, was ich that, war nichts als Gerechtigkeit, die ich dem verachtetsten Verbrecher schuldig bin. Was ich lieber möchte, ich könnte Sie mit Ihrem Geschick versöhnen. Sie lieben Glauchens Tochter.

Wir sind für immer geschieden, o glauben Sie mir das.

Wenn auch Ihr Muth groß genug ist, Dillingen, den Schmerz der Liebe ein ganzes Leben zu ertragen, ist es denn großmüthig, den Muth des Mädchens, das Leben eines Mädchens nach Ihrem zu messen? Ihre Liebe ist der fruchtbare Boden, worin der Eichbaum ihres Lebens stärker und schöner emporwächst; des Mädchens Liebe ist die Blumenerde, in dem kleinen Asch, den die Wurzel des langen Schmerzes auseinander treibt. Ist das großmüthig,

dem Leben dieses weichen Mädchens diesen großen Schmerz zu geben? Sie können für die Geliebte sterben, sagt mir dieses finstre Schweigen. Das ist so schwer nicht, denk ich; aber durch den Geliebten sterben, ist ein zehnfacher Tod.

Sie antworten nicht? Es ist eine schöne, ritterliche Großmuth, dem Andenken des ermordeten Vaters die Geliebte zu opfern. Es ist genug, sie gehabt zu haben.

Was ich gehabt habe, habe ich nie gehabt! fiel Alexander ein.

Auch Sie helfen die wiedergefundene Schwester ermorden, Herr von Glauchen.

Nein! nein! Aber ich will nicht, daß er verführt werden soll. Nicht die Liebe soll ihn verführen, nicht das Wort. Er soll sich frei emporrichten, als stände er hinter dem Grabe, und denken, was Recht ist, und fassen, was Recht ist. Der Allmächtige hat Verzeihung für die mächtige

Leidenschaft; aber der Mann soll sie seinem eigenen Herzen nicht verzeihen. Seine Liebe ist vergänglich; aber die Reue nicht.

Ich kann nicht, Alexander! rief Wilhelm, sich in seines Freundes Arme werfend, ich kann nicht. Mein Entschluß hat keine Worte, keine Rechtfertigung. Aber ich darf nicht! Meines Vaters Seegen fällt nimmer auf diese Verbindung. Nein, ich liebe sie zu sehr; ich müßte verzweifeln, wenn sie, wenn Sidonie, ach, wenn deine Schwester, Alexander, die Gestalt der unversöhnlichen Furie tragend, mir zuriefe: du hast deines Vaters Blut nicht geehrt. Das würde sie, o! das müßte sie, und wenn sie mich liebte, wie nie ein Weib liebte, sie müßte es, weil sie mich verachten müßte. Denn sprich, Alexander, in dessen Augen ich Thränen sehe, so erweicht bist du: Hätte ich ihren Vater ermordet, sprich, hätte sie mir dann ihre Hand gegeben?

Nimmermehr! nimmermehr! nimmermehr!

Du hast entschieden, ich hatte lange schon so entschieden! Nimmermehr! Mag der Schmerz seine Opfer nehmen, die Reue soll es nicht, nicht die Rache, nicht die Verachtung. Die Liebe darf nicht entweiht werden. Es ist vorbei! auf immer!

Der Fürst lächelte, aber er mußte sich ergeben. Er entließ die Jünglinge, deren Festigkeit er dennoch ehren mußte.

Der Fürst ließ noch einen Versuch durch eine Hofdame, die Sidonie sehr zärtlich liebte, bei Sidonien selbst machen.

Ja, es ist so, wie du erzählst, liebste Amalie! sagte Sidonie sanft, ich habe dir es und allen Menschen verschwiegen, denn die Zukunft stand ja neben mir, wie ein Harpokrates, den Finger auf dem Munde, aber, liebe, süße Amalie, was wollt Ihr den alle, du und der Fürst, der sehr gnädig ist? Sieh, ich träumte ja auch einmal, ich könnte den hassenden Männern die Versöhnung in einem Myrthenkranze bringen, und in diesem mädchenhaften Traume gab

ich ihm meine Hand, und mein Herz, und so wuchs in meinem Herzen die Liebe an dem Lebensbaume der Tugend desto stärker empor.

— — —

O meine Liebesträume standen noch lange in meiner Seele, wie die Abendröthe noch in der dunkeln Nacht lange hängt. Der Haß meines Vaters war es nicht, der mich ungläubig machte an meinen Friedenshoffnungen. Haß läßt sich versöhnen. Ich hätte an dem Vaterherzen gerissen, bis es mein wurde; nicht sein Brief, obwohl er mir alle Hoffnungen nahm. Ich meinte, mein Vater hätte den Schuldigen nur verfolgt, nicht den Unschuldigen ermordet. Das erfuhr ich, und da, liebe Amalie, da versank auf einmal die kleine Abendröthe in die dunkle Nacht; da verlöschte eine blutige Gestalt alle Sterne an meinem Himmel, alle Träume in meine Seele.

Was wollt Ihr denn? Wäre es möglich, daß er diese Hand von dem Blute seines Vaters besprützt —

Deine Hand, Sidonie?

Meine Hand, oder von dem Blute meines Vaters beseelt, ergreifen konnte in der Liebe irren Wahnsinn: so — Wie, ist des Unheils noch nicht genug? soll ich eine Verbindung feiern, bei der blutige Gespenster die Fackeln tragen? unter deren Feier, unter deren frevelhaften Feier vergossenes Blut um Rache schreit.

O wenn er geht, so möcht ich rufen: o verzieh bis zur Abendröthe! Bleib bis der Morgen wieder herauf kommt! Bleib bis der Stern untergeht; aber dann steht stumm an meiner Seite das Menschen trennende Schicksal, und winkt mir und ihm zu scheiden mit dem eisernen Finger, damit nicht die Zeit ein neues Weh gebähren möchte. Wir zogen die zitternden Hände auseinander, und des Schicksals sanftre Stimme rief: in der Ferne könnt Ihr Euch lieben. Wir lächelten einander zu, und schieden auf ewig.

Wie, du Arme, du hast ihn gesprochen?

So sah ich ihn immer, und darum laß uns enden, Amalie! Der Fürst mußte sich ergeben.

Sidoniens Bruder ging leise zu seinem Vater ins Zimmer. Er stand aufrecht, aber nicht stolz vor dem Vater, der auf und dann wieder nieder sah. Vater, im Grabe fallen die Stacheln des Hasses von dem Menschen ab. Wenn das Grab Träume hat, was du nicht weißt, ob das Grab nicht mehr hat als Träume, so erscheine dir die Gestalt deines Sohnes und meiner Mutter in sanftem Lächeln, und eine himmlische Stimme rufe dazwischen: dir sei vergeben!

Geh, geh Betrüger! rief der Vater, und der Sohn ging stumm und ohne Vorwurf.

Aber in des Vaters Busen erhob sich ein unruhiges Wallen, und er bedeckte das finstre Auge.

Der Sohn flog stumm an den Busen der Schwester, dann an das treue Herz des Freundes, das ihn nicht mißverstand.

Nein, rief er, ich sehe sein Auge nicht wieder, mein Freund, denn ich werfe ja Skorpionen in meines Vaters Herz.

Die Wallfahrt.

Der ehemalige Minister setzte sich still in seinen Wagen, und fuhr der Schweiz zu, alle Briefe Dillingens bei sich habend. Er kam in Geroldswil an, und hörte, was Henri gehört hatte, nichts weiter. Aber er hörte von den Landleuten, wie glücklich, wie still und wohlthätig die Familie gelebt hätte.

Er las vor dem Hause, was Dillingen gehört hatte, noch einmal seine Briefe. Er stieß auf einen, der auf einmal seinen Entschluß bestimmte. Wenn dir — dieses waren Dillingens Worte — wenn dir

das Leben schwer ist, so reise mit auf ein oder zwei Jahre in mein Vaterland. Ich will dir am südlichen Ufer des Wallenstädter Sees ein Thal zeigen, wild und romantisch wie unsre Jugend, schön und unschuldig, wie das Paradies. Dort in der schönen Einsamkeit stähle dich wieder für deine Geschäfte. Ich begleite dich mit meinen Kindern, um ihnen den Ort zu zeigen, wohin sie fliehen müssen, wenn sie der Welt müde sind!

Der Minister hatte die Idee sogar ausführen wollen. Dieser Brief fiel ihm aufs Herz. Wie? wenn Ida und mein Neffe hieher geflohen wären. Er machte sich sogleich auf den Weg, und jenseits des Züricher Sees drang er in die Wildniß ein, durch welche die rauhen Pfade an den See führen. Er fand an dem Ufer des Sees die schönsten, einsamsten Thäler; aber vergebens fragte er nach einer Familie, die seit drei Jahren hieher eingewandert war. Nachdem er das Paradies durchzogen hatte, wo Dillingen mit ihm wohnen soll-

te, und nichts gefunden, da trat er seufzend den Rückweg an; aber ein Gewitter hatte den Weg am See dem Fußgänger sogar zerstört. Wenn ihr durch das Oberthal gehen wollt, sagten ihm die Arbeiter, die am Wege arbeiteten. Ihr folgt dem betretenen Pfade, und werdet Landleute finden, die Euch aufnehmen und den Weg zeigen.

Nach Müllihorn sollten seine Maulthiere, seine Leute und sein Gepäck gehen, sobald es möglich wäre; er ging allein den Weg ins Oberthal, den kleinen steilen Pfad. Unter hohen Buchen sah er eine Schweizerhütte, und vor der Hütte ein junges, schönes Weib, mit zwei Kindern, eins an ihrer Brust, eins zu ihren Füßen spielend, mit Blumen, mit der Mutter, und dann wilder mit zwei jungen Ziegen.

Gott grüß Euch, Herr! sagte die Frau. Hat Euch doch der steile Weg ermüdet! Ruht Euch! Ich bringe Euch Milch oder Melser Ausbruch, den schönsten Wein zu Lande.

Ihr seid nicht von hier, junge Frau? fragte der Minister schnell und bewegt.

Errathet ihr das an meiner Sprache? Auch bin ich aus Basel, wenn ihr da bekannt seid, weit von hier das Gebirg hinab über den Züricher See, und weiter an der Welschen Gränze. So weit bin ich von Haus. Ich werde es nimmer wiedersehen.

Was lockte Euch so weit von Hause?

Die Liebe, Herr, sagte die junge Frau lächelnd, und das Vertrauen auf Gott. Auch haben mich beide nicht betrogen. Ihr seht, wie glücklich ich bin. Sie drückte dem Säuglinge einen heißen Kuß auf die rothe Wange.

Wie heißt Euer Mann?

Eggi, Herr! Eggi! Die Vorsehung führte ihn mit dem Glarner Bundeshaufen bei den Unruhen an der Gränze nach Basel. Er war fein von Sitten, denn er hatte ein Jahr in Frankreich gedient. Er wurde in meiner Mutter Haus gelegt.

Mareili, sprach er nach drei Tagen, ich glaube Gott hat mich in deiner Mutter Haus geführt. Du bist fromm und fein und fleißig. Wenn du an Gott glaubst und an treue Liebe, so führ ich dich heraus in mein Haus.

Ich glaubte, Herr; aber ich wies ihn an meine Mutter. Die fragte nach der Weise seiner Heimath, ob die Frauen gut gehalten würden. Und er versprach, mich gut zu halten, und hielten alle Männer die Frauen böse; wenn sein Vater anders einwilligte. Ich wünschte, sein Vater möchte willigen; aber ich sagte es ihm nicht, bis der Vater kam und fröhlich ja sagte. Da empfingen wir Gottes Ehesegen in der Kirche, und ich zog mit den beiden Männern fröhlich in die Fremde. Es hat mich noch nicht einmal gereut. Aber wohinaus denkt Ihr, Herr?

Nach Müllihorn, junge Frau.

Das letzte Gewitter hat die Wege verdorben. In acht Tagen, sagen sie unten,

sei nicht Weg und Steg. Bleibt hier bis die Männer kommen, die führen Euch die sichern Wege durchs Gebirg. Sie sind gestern ins Lindthal gegangen bei dem Bergsturz, den Unglücklichen zu helfen. Ich denke, wenn die Noth nicht übertrieben ist, sie sollen heut oder morgen zurückkommen. Ich habe meine Leute mit Lebensmitteln hingeschickt, alles was ich hatte, auf Saumthieren, für die Verunglückten. Aber für Euch soll Rath werden, Herr.

Rasch sprang das junge Weib auf, legte das schlafende Kind in die Wiege, setzte den Knaben dabei, und hieß ihn still, still seyn, wie seine schlafende Schwester, und das Feuer leuchtete auf dem Gastfreien Heerde.

Wohlschmeckendes Essen stand auf dem Tisch und Melser Wein, und Kuchen, den die Frau gebacken, und die Frau war unschuldig und rein, und freundlich wie der helle Himmel, und sie erzählte dem erstaunten Minister, wie glücklich sie alle wären, wie sie es noch mehr zu werden hofften, und

warum sie es wären. Und sie zeigte ihm in den einfachsten Worten die Quelle alles Unglücks, alles Leidens auf der Erde in dem Mehrseinwollen des Menschen, als er seyn kann, gerade wie der kleine dort, der, wenn der Mond herauf kommt, die kleinen Hände ausstreckt und: haben! haben! ruft und weint, wenn die Mutter ihn nicht herab ziehen kann.

Wie kommen Sie zu dieser Weisheit, junge Frau?

Glaubt ihr denn, Herr, ich höre nicht zu, wenn mein Schwiegervater, der in der Welt lange gelebt und erfahren hat, Gutes und Böses, und den Mond hat haben wollen, so gut wie mein Kleiner, und wenn mein Mann erzählt, der noch zuweilen wohl nach dem Monde greift — da höre ich und frage, um klug zu werden; denn ich soll da die Kinder zu Menschen erziehen, weil ich ihre Mutter bin. Die beiden Männer lesen mir vor; denn, Herr, wir sind hier im Gebirg die Reichsten. Wir haben also Zeit zu allem Guten, Schönen und

Wah-

Wahren, was in dem menschlichen Herzen und in den Büchern steht, und unsre Leute hören die beiden Männer reden wie ich, und wir und alle unsre Leute nehmen zu an Glück und Wahrheit.

Ich bleibe bei Euch, liebe, junge Frau, bis Eure Männer kommen. Wenn Ihr doch einen Boten hättet, der ein Paar Zeilen an meine Leute hinunter brächte. Sie schickte freundlich hinab. Der Minister erhielt Kleider, seine Leute hatten Befehl, unten ihn zu erwarten. Mit jeder Stunde gerieth der Minister immer in ein höheres Erstaunen; denn das selige Herz der jungen Frau warf immer mehr Strahlen des Glücks und der Tugend von sich aus. Sie beschrieb ihm ihr Leben im Sommer und im Winter, und der Minister rief: wenn nirgends das Glück wohnt auf der Erde, so wohnt es hier, hier, wo die Liebe und die Tugend wohnt.

Ihr habt doch die Hauptsache vergessen, Herr! denn das Glück? ach, wie bald

kann das zerfallen! Denkt doch nur, meine Kinder sind sterblich, mein Mann ist es, mein Vater! O mein Gott, setzte sie mit gefaltenen Händen hinzu, sei uns gnädig! Seht, Herr, wenn ich eins von den allen verlöre — die Liebe würde ja den Schmerz noch schärfer machen, und die Tugend bitterer, wenn das Vertrauen auf den barmherzigen Gott nicht in unsern Herzen wohnte. Gottes Hand würde mich in meinem Schmerze aufrecht halten.

Sie nahm ihr Kind auf, ging hinaus und — fröhlich kam sie wieder. Sie hatte gebetet. Sie gestand es.

Am andern Morgen kamen die Saumthiere mit den Leuten zurück. Der Knecht sagte: Der Herr läßt Euch sagen, Frau, Ihr solltet senden, was Ihr habt. Das Unglück ist groß, größer als Ihr denkt. Da ließ die Frau ihren Säugling schreien, und warf nur im Vorüberlaufen einen lächelnden Blick auf ihn, und sie belud die Thiere mit Mehl, Brodt, Wein. Sie sandte

alles Geld, was sie hatte. Sie packte alle Kleider ein, sie sandte alle Betten weg. Eilt! rief sie und kommt bald zurück. Ich sende indeß nach Wallenstädt nach mehr.

O, rief sie, da die Leute weg waren; der beste für die Unglücklichen ist doch mein Vater, mein Mann. Meines Vaters Rath, und meines Mannes schöner Eifer. Ich bin eine glückliche Frau, obwohl mein Herz blutet. Sie schickte nach Wallenstädt, sie betrieb alles. Sie hatte nicht einen Menschen mehr im Hause.

Ihr müßt vorlieb nehmen, Herr, sagte sie einen Napf mit Milch auf den Tisch setzend: Unter dem Unglücke vergaß ich meinen Gast. Ich habe alles weggesandt. Milch ist das, was ich noch habe, und diese Flasche Wein, die ich noch fand, für Euch!

Und hat Euer Vater auch das lebendige Vertrauen auf Gott, liebe Frau?

Gewiß! Gewiß, wie hätte er sonst den schwersten Kummer tragen können, den Gott auflegt.

Welchen?

Er verlor eine geliebte, fromme Frau in der Blüthe der Jugend. Er verlor — hier hielt sie inne.

Fahrt doch fort!

Er verlor einen Freund, den er liebte, und den ihm das Grab nicht wiedergeben kann; denn er wurde treulos. Seht, das kann er nicht vergessen; denn er liebt ihn noch, der ihn haßt, der ihn mit bitterer Feindschaft verfolgte. Der Freund ist dem Manne, was der Mutter ein Kind. Er kann den Schmerz nicht überwinden. Seht, in der frohen Jugend äzten sie sich einer dem andern ihre Namen auf das Herz, und treulos! doch!

Der Minister erblaßte. Doch begriff er sich, denn Dillingen war ja todt. Das Gespräch wurde abgebrochen, denn der Bote kam von Wallenstädt zurück.

Äzte den Namen auf das Herz und doch treulos? so seufzte es in des Mini-

sters Seele. Er betrachtete die junge Frau, wie sie zurück kam. War er denn treulos? fragte er. War er nicht betrogen? Hatte nicht die Verläumdung —

Ach, Herr, wenn Ihr wüßtet, wie er ihn verfolgte, wie er ihn — sie schluchzte — um seinen ehrlichen Namen brachte, ins Gefängniß stieß, fast in den Tod — O, ruft er oft: wenn nur dieser Buchstabe erlöschen wollte, dieses S.!

Da riß der Minister die Weste auf, schreiend: barmherziger Gott! wo bin ich? Ist er nicht todt? Sieh hier seinen Namen auf meinem Herzen! Er ists! Er muß es seyn! Dillingen! Dillingen!

Ida erblaßte, ihrer Schuld sich bewußt; denn von ihren Lippen war das furchtbare Geheimniß gekommen. Es war der Minister, ihres geliebten Mannes mächtiger, hassender, beleidigter Oheim. Sie kniete vor ihn, und rief: o erbarmt Euch dieses unschuldigen Kindes! Seht,

o seht, nun bin ich die unglücklichste Mutter, die unglücklichste Frau.

Nein, ich war nicht treulos! rief er, ohne sie zu hören. Ein Unmensch hatte uns betrogen. O führe mich, führe mich zu ihm. Ich bin sein Freund! Er wird mir verzeihen. Ihn, ihn habe ich gefunden! Gütiger Himmel! Aber wo finde ich meinen Neffen? O rede, rede edle Frau, weiß er nichts von Ida, von seiner Tochter.

Ich bins, ich bin die unglückliche Ida. Mein Mann ist Ihr Neffe.

Du? Er? O Himmel! Träume ich denn? Was habe ich denn verstanden. Er hob den Knaben vom Boden an sein Herz: o mein geliebter Enkel! O dieses Kind will ich ihm entgegen tragen, dem beleidigten Freunde. Sein lächelndes Gesicht soll den Ort bedecken, wo der beleidigte Name des Freundes steht. Sage, o sage Ida, wird er mir verzeihen?

O er liebt Sie noch, gnädiger Herr. Er —

Sage Vater! O sage tausend mal Vater, meine Tochter, meine Ida! Liebt er mich noch?

Er trauerte nicht so über den verlornen Sohn, als über den verlornen Freund.

Gott! aber wie lebt er? wie hat er das Leben gerettet.

Da schwieg freilich Ida; den ehrlichen Wachtmeister verrieth sie nicht.

Der Minister drang darauf, den Augenblick zu gehen. Ida machte einige Anstalten. Dann ging sie, ihre Tochter an ihre Brust gedrückt, den Knaben trug ein junges Mädchen.

Auf dem halben Wege blieb Ida, die nun alles wußte, ihres Vaters Rechtfertigung, ihres Bruders Dasein, zurück, ihr Kind zu stillen. Der Minister ging allein vorwärts an dem trüben Lind hinauf. Da schritt eine hohe Gestalt daher, und der Minister erkannte seinen Jugendfreund.

Dillingen! rief er, und entblößte die Brust und den Namen: kannst du mir nicht verzeihen, so — hier ist dein Name und mein Herz. Triff beides!

Dillingen erschrak; aber in dem Augenblick, da er den Namen und das Herz seines Freundes sah, war aller Verdacht verschwunden. Er fiel an das Herz des alten Freundes. Sie hielten sich so lange umarmt, bis von der einen Seite Ida, von der andern der Baron Staig kam, dem Ida mit flüchtigen Worten die Begebenheit und ihre Hoffnungen berichtete.

Er kniete mit Ida und seinen beiden Kindern vor dem Minister, daß dessen Blick, da er sich endlich von der Brust seines Freundes aufrichtete, sogleich auf seinen Neffen fiel. Meine Kinder, sagte der Minister, sich stolz emporrichtend, und legte segnend beide Hände auf seiner Kinder Stirnen: ich segne Euch, und nehme aus Eurer Hand, mehr als ich Euch geben kann, meinen Enkel, den Grafen Seedorf!

Dillingen lächelte ein Wenig, aber er sagte nichts, als: wie fandest du mich, liebster Freund?

Die Hand der gütigen Vorsehung leitete mich und einer deiner Briefe.

Gewiß die gütige Vorsehung, liebster Bruder, und kein hartes, blindes Verhängniß. O nun verliere ich dich nicht wieder. Wie erfuhrst du, daß ich lebte?

Von der Gräfin, deiner Tochter. Hier lächelte Ida ein wenig; aber sie sagte nichts als: Gott that alles!

Aber wie lebst du Dillingen? wer hat dich gerettet?

Des Generals edles Herz, sein Segen, Gott, die Vorsicht! O fasse es endlich, Seedorf, daß es eine Vorsehung giebt und kein blindes Verhängniß. Doch ich verstehe noch nichts. Wie kam alles? So rede doch.

Der Minister erzählte, und übergab Dillingen das Erkenntniß des Fürsten über

seine Unschuld, die Rückerstattung seiner Güter mit allem Schadenersatz.

O ihr Unglücklichen im Lindthal! Nun bin ich wieder reich. Sieh, Freund, ich hatte mich heute zum armen Manne gegeben. Die Vorsehung giebt mir und den Unglücklichen. Wo ist mein Sohn?

Er hat deine Güter in Besitz genommen. Ich habe ihn nicht gesehen. Er glaubte dich todt, wie wir alle.

Jetzt wurde alles gegenseitig erhellt; da sagte Dillingen, und nun, Seedorf! da unser Leben hinter uns liegt, und wir uns wiedergefunden haben — oder hast du noch Mißtrauen?

Der Minister lächelte. Ich will dir alles sagen, Dillingen, und alles vergeben, denn du allein kanntest ja deinen Stand. Hattest du nicht deine Tochter für meinen Neffen bestimmt? Mußte er dich nicht finden in der Schweiz, da er zu mir reiste?

O wenn wird mein Name in deinem Herzen stehen? Er erzählte ihm alles.

Kannst du mir denn alles verzeihen, Dillingen?

Alles! denn ich liebe dich ja. Aber so sieh, wie von dem Augenblicke an, da ich den General fand, dich, die segnende Hand der Vorsehung über unser Leben hing.

Ueber deinem, Dillingen. Ach über meinen hing eine dunkele Gewitterwolke, die —

Hier ging Dillingen mit seinem Freunde abwärts. Dann fuhr Dillingen fort — eine Gewitterwolke, die dein Mißtrauen gegen deinen Vater, gegen deinen Freund, dein hoher Sinn alles dir selbst zu danken, selbst deine Tugend unabhängig von dem Glauben an Gott, über dein Haupt versendete. Hing denn nicht diese Wolke auch über meinem Leben? Hatte ich nicht den Freund verloren? und stehe ich nicht hier, o gütige Vorsicht! — wieder versöhnt an seinem Herzen, von dem mich nichts, nichts wieder losreißen soll.

Nichts! nichts! Hier bleibe ich mit dir zusammen, hier in diesem einsamen Thal, unter meinen Kindern, unter meinen Enkeln.

Wir wollen sehen, Seedorf. Zuerst müssen wir nach der Hauptstadt, dem Fürsten zu danken und dem großmüthigen Retter meines Lebens, und zusehen, was die lange Zeit aus meinem Sohn gemacht hat. Aber bei einander leben wir, alter, treuer Freund!

Und du sollst das Wort: hartes Verhängniß! nicht wieder von meinen Lippen hören.

Und nicht des Mißtrauens gefurchte Stirn wieder an dir sehen.

Sie gingen zurück nach Dillingens Wohnung. Von der Abreise war noch nicht die Rede; denn Dillingen mußte noch den unglücklichen Einwohner des verschütteten Lindthals helfen. So oft der Minister mit seinem Neffen redete, war es mit der Majestät des Oheims, und des Mini-

sters sogar. Er nannte ihn noch immer: mein Neffe! aber nach vierzehn Tagen hatte Ida, die er liebe Gräfin nannte, sein ganzes Herz so zu eigen gewonnen, daß die Felsenrinde des Anstandes von seinem Herzen abfiel. Er nannte sie Ida, er nannte sie: liebste Tochter; er gab ihr die spielenden Namen seiner immer wachsenden Liebe und seines Vertrauens.

Sein Enkel hatte seinen Sitz auf seinen Knien und Ida vertraute dem Minister die Wiege ihrer Tochter an, wenn sie fort mußte. Erstaunlich! sagte der stolze Mann lächelnd und halb verschämt: daß ich, der ich sonst ein ganzes Land regierte, hier an der Wiege meiner Enkelin sitze, das Kind in den Schlaf singe, und mich nicht zu Tode schäme? sogar, ich gestehe es, Dillingen, ein Vergnügen darin finde, was ich selten gefunden habe.

Das macht, du bist auf dem Wege glücklich zu werden. Ein Volk sanft zu betten und es sorgenlos schlafen lassen, ist

etwas Großes, o das Höchste! Ein Kind einzulullen, ist etwas Liebliches; und wenn du das recht von Herzen verstehst, so sollst du mir wieder Minister werden.

Wahrhaftig, ich fange an zu fühlen, obgleich ich ein guter Minister war, es fehlte mir nur an Liebe, an diesen Kleinigkeiten, die du hast, um auch ein glücklicher Minister zu seyn.

Ida fing an, den Minister zu beherrschen, und so dauerte es nicht lange, da nannte der Oheim den Neffen erst Gustav, dann mein Sohn, und endlich mit Ida's Schmeichelnamen Stäveli. Da reisten sie ab in die Residenz; denn jetzt, sagte Dillingen, ist er bekehrt und glücklich.

Das Ende.

Alles in der Residenz war ruhig geworden, wenn nicht ruhig doch still, nur

der Fürst nicht und Alexander. Sidonie schaute still hinaus durch die Sterne, nicht nach einer Zeit, wo ihr Herz mit ihrer Liebe still stehen sollte, sondern nach der Zeit, wo ihre Liebe ewig seyn würde, weil sie göttlich und jetzt unglücklich war. Wilhelm schaute hinaus wie ein Mann nach irgend einem Unglück, nach einer großen That, welche die zerrissenen Saiten seiner Seele wieder aufziehen könnte. Glauchen lag still wie ein Raubthier in seinem Käfigt. Er hätte sogar Buße gethan, wenn er hätte dadurch seine Stelle am Throne wieder einnehmen können. Ja, es kamen ihm sogar menschliche Gedanken, ohnedieß, in die Brust. Des Sohnes Worte hatten ihn gerührt. Der Sohn selbst.

Hätte er ihn nicht gestürzt, er hätte ihn anerkannt. Er sah von da auf alle Wege, die zum Throne und zur Versöhnung mit dem Fürsten führten. Er fand sie auf einmal alle verschlossen; denn er hätte nicht einen von seinen Freunden verschont, wenn

er ihn hätte bei dem Fürsten stürzen können. Er hatte seiner Tochter Schwur; aber er glaubte nicht daran, und befahl gar der Fürst, so war gar nichts zu thun, als demüthig gehorchen. Daß der Fürst es wollte, hatte ihm Henri berichtet.

Der Fürst wollte durchaus Dillingen und Sidonien verbinden. Er begriff nicht, wie menschlich beider Entschluß war, unglücklich zu seyn, obgleich Alexander ihm mit der Geschichte aller Völker bewies, daß es in dem menschlichen Herzen so seyn müsse, damit Menschenblut heilig wäre, und Alexander nun gar suchte wieder in die freie Welt zu kommen, wenn ihn nicht drei Ketten zurückgehalten hätten, die er alle drei nicht zerreißen konnte. Er war in dem Walde, wo er die Jagd gelernt hatte, und die erste Liebe, umhergeschweift, und er hatte das Mädchen, das er liebte, wiedergesehen, und — obgleich er fluchte wie ein Lazaroni — so mußte er sich doch darin ergeben, das Mädchen war schöner wie eine Venezianerin, edler gebaut, wie eine

eine Römerin, und blaß und traurig dazu, als trauerte sie um die erste Liebe.

Ich will beim Teufel Herr in meinem Hause seyn! rief er, und dachte an alle große und kleine Dinge in der Welt, um nicht an das Mädchen zu denken. Das ging; denn er war ein Despot. Aber sein Herz äffte ihn doch. Denn im Traum hatte er das Mädchen an seiner Brust, und das Entzücken aus dem Traum zitterte den ganzen Tag in seiner Seele nach. Wer weiß, rief er, ob ich nicht im Traum gar lebe? Aber Herr, Herr will ich seyn! Der Traum sei Leben, oder das Leben Traum.

Aber er hatte nicht nur die Geliebte, sondern auch den Vater gefunden, und er war eben so närrisch mit diesem Funde daran. Der Fürst hatte ihm seine Vermittelung angeboten. Ungeduldig sagte er: ich will den Vater; ich will die Liebe. Ich mag mit der Titelkammer nichts zu schaffen haben. Die Welt mag Bastard

zu mir sagen; aber er soll einmal Sohn zu mir sagen, damit ich ihm danken kann, daß ich bin!

Das war es nicht. Der heilige Name Vater, Sohn, keimte in seinem Herzen in einem neuen Gefühle, daß er den Menschen angehöre, auf. Sein Fuß und seine Seele wurzelten in dem Vaterlande fest. Er wollte die Arme um den Vaterhals schlingen, um nicht wieder in das wilde, öde Leben hinausgestoßen zu werden. Schon mit jeder Umarmung seiner Schwester wurde er milder. Er versprach ihr halb und halb, bei ihr zu bleiben. Bei dir! bei ihm! Euch beide hat die Natur in mein Herz gegeben!

Sein Vater wollte ihn nicht erkennen, die Geliebte wollte er nicht erkennen. Er wäre davon gerannt; aber Wilhelm hielt ihn mit den leisen Worten: willst du mich auch verlassen, mein Freund?

Was willst du hier? An der bittern Wurzel käuen, und sehen, ob dir der Teu-

fel nicht ein Hinterthürchen offen gelassen, wodurch du zu deinem Wunsche einkriechen kannst. Denn Gott und die Natur hat dir jene Thür verschlossen. Du hast eine Schwester zu suchen, deine Ida — o hätte ich eine Schwester zu suchen, ich wollte wie die Pilger die heilige Treppe in Rom knieend hinaufsteigen, knieend durch die ganze Erde gehen. Auf, unter dem blauen Himmel —

Du liebst nicht, Alexander.

Du! du! Kurz, ich kanns nicht sehen, wie du hier, lieber siech kränkelst, mit dem Schwerdte, das dich durchbohrt, unterhandelst, und schwächer bist als meine Schwester. Ich mag es nicht sehen, wie dein Kummer, nicht ihr eigener, Sidonien das Herz bricht. Ich kanns nicht sehen, daß mein Vater mich zum drittenmale verstößt, nicht mehr sehen, wie das vergossene Blut wie eine drohende Furie vor ihm steht und ihm den letzten Trost, den muthigen Sohn raubt. Denn darum verstößt er mich. Zwischen dir und Sido-

nien ist Blut, zwischen mir und ihm ein heilloses Verbrechen. Ich ehre ihn dennoch, und darum muß ich fort. Und damit du alles weißt, ich muß fort, damit ich nicht wie ein Narr das Spiel alberner Träume werde. Gegen das Unglück habe ich einen Panzer, und kann mich eines Traums nicht erwehren. Laß uns deine Schwester suchen. Und gieb sie mir zum Weibe, damit einer von uns mit Ehren in das Leben einwurzelt. Komm!

Das ergriff Dillingen mit Gewalt. Er schlug ein, und Alexander nahm von seiner Schwester Abschied. Mit ihren Thränen, mit eigenen der geheimen Liebe, der Bruderliebe, trat er vor seinen Vater. Ich reise von hier, Vater! sagte er. Ich dachte, der Segen meines Vaters sollte mich begleiten. Ich gehe in eine Welt voll Noth, voll Ungewißheit.

Der Vater schwieg lange. Dann sagte er: ich habe keinen Segen. Das weißt du ja. Aber Geld bedarfst du, das gebe ich dir.

Verstoßen! und nun auf immer! dein Sohn scheidet. Er ging. Da schlug des Vaters Herz gewaltig, und eine Thräne drang brennend durch das steinerne Herz ins Auge. Habe ich denn einen Segen für ihn, dessen Mutter — — So segne ihn — — Gott! Er ging erschüttert in sein Schlafzimmer.

Im Zurückgehen sah Alexander des Ministers Wagen vor seiner Thür halten. Er wußte, daß er Dillingens Schwester gesucht hatte. Er trat den Aussteigenden nach auf die Flur, zu fragen. Da sank der Baron Staig zu seiner Mütter Füßen, und Thränen stürzten aus aller Augen. Da rief der Minister: das ist seine Frau, Schwester; Ihres Sohnes Frau, die Schweizerin, Ida, und Schwester, Schwester! denn des Glücks ist kein Ende, das sind Ihre Enkel, meine Enkel! Und dieses ist der Mann, um den ich so lange trauerte, der Ermordete, und aus dem Grabe erstandene Freund meines Lebens, Dillingen. Der alte Wachtmeister des

Generals rettete ihn. Man gab ihn für todt aus. Er entfloh in die Schweiz. Ich fand ihn. Er bleibt bei mir.

Allgewaltiges Schicksal! rief die Donnerstimme Alexanders, ich bete dich an! und so warf er sich an Dillingens Brust. Du lebst? du lebst? o allmächtige Weltregierung! Gott! Und stürzt die Last des siebenfachen Wehs auf mein Haupt; ich zweifle nicht wieder. O mein Vater! o meine Schwester!

So wankte er zur Thür hinaus, tappend wie ein Blinder. Die Freude hatte ihn betäubt.

Wer war das? fragte Dillingen bestürzt.

Gustavs Mutter sagte: Der Freund Ihres Sohnes, Herr von Dillingen. Sie liefen ihm nach; aber er war fort. Er stürzte schon in seines Vaters Zimmer. Er umklammerte seine Knie, laut jauchzend: er lebt! Vater, er lebt! die gräßliche

Schuld ist gelöst. Er lebt. Dillingen lebt. Er entkam von der Festung. Er ist hier, der Minister hat ihn mitgebracht! Nun, nun, Vater, schlage getrost dein Auge wieder zum Himmel! Nun hat deine von Blut rein gewaschene Hand einen Segen für deinen Sohn. Verzeihe mir, Vater, in dieser Minute, wo ein Engel deine Schuld verlöscht hat.

Die Stimme der Liebe, des Entzükkens, der Wahrheit drang in des Vaters Seele. Er legte die zitternde Hand auf des Sohnes Haupt, und sagte: Sohn, Verzeihung!

Es war eine himmlische Minute, die einzige, in Glauchens Leben. Ihre Entzückungen verließen ihn nie ganz nachher, und den Sohn machte sie ganz glücklich. Vor der Thür hielt der Wagen, Sidonie wollte nach dem Gute fahren. Eben kam sie, und ihr Bruder stürzte aus des Vaters Zimmer. Er ist mein Vater, Sidonie. Ich habe seinen Segen! komm, du

Getreue! komm, der schönsten Stunde deines Lebens entgegen!

Wohin?

Zu ihm, zu Dillingen! an seine Brust! Sie erblaßte. Aber er umfaßte sie, setzte sie in den Wagen, sich neben ihr, und befahl dem Kutscher, wohin er fahren sollte. Sie sah ängstlich auf. Er sagte ihr: Dillingens Vater lebt. Er erzählte, und erzählte so lange die Fahrt dauerte.

Er hob sie aus dem Wagen. Er trug sie zu Wilhelm ins Zimmer. Hier, Wilhelm, hier ist sie! deine Braut! meine Schwester! O könnt ichs mit Einem Worte sagen. Dein Vater lebt! und das hohe Entzücken der Freude erstickte alle Fragen nach dem Wie, obwohl es Alexander hundertmal erzählte, denn Sidonie und Wilhelm standen Brust an Brust, und die Minuten flogen wie Morgenröthen an den Seligen weg, und wurden zu noch seligern Stunden, bis die Thür sich öffnete und der Vater und die Schwester Ida,

und alle eintraten, und die Seligen vom Himmel wendeten die Blicke auf den Haufen Menschen, die selig waren wie sie, und dennoch sterblich.

Und am andern Morgen sagte Wilhelm: mein Bruder, bist du nun auch glücklich? Was waren deine Träume?

Ein Glück, wie deins! Und ich fühls, ich fühls, ich muß es ergreifen, damit ich dein Bruder bleibe, und meines Vaters Sohn! damit ich fest stehe im Leben.

Er schwang sich auf sein Pferd, und dahin flog er dem Walde zu; aber er mußte sich doch einigemale der Oberförsterin Bericht von der Trauer des Mädchens um den raschen Flüchtling widerholen; der Bastard fiel ihm wieder ein. Er zog sein Pferd nach dem Dickicht, wo er die Geliebte zuerst gesehen, und wo sie immer saß seit sie wußte, er war wieder hier.

Ach wie schön erröthete sie, da sie ihn sah, in dieser hohen Gestalt des Mannes. Sie schlug das Auge nieder, da er vor sie trat. Feinsliebchen, hob er muthig an, und betrachtete das reine, schuldlose Auge, und den Mund, der den Anfang des Weinens in ein liebendes Lächeln verhüllen wollte. Er wußte nicht mehr, wie er dem Herzen noch den kleinsten Schmerz auflegen konnte. Aber er mußte; aber das, schwur er leise und wendete die Augen von ihren an den blauen Himmel: das soll der letzte Schmerz sein, den ich hier auf das Herz lege! Feinsliebchen, hob er wieder an: ich möchte lieber gar nichts sagen, wenn ich dich ansehe. Aber ich habe geschworen, mit dir zu reden, und muß Wort halten. Denn auch die Schwüre habe ich gehalten, die Schwüre meiner Liebe, ob du gleich nicht einen Schwur gehalten hast deiner Liebe.

Alexander, ich habe sie wohl halten müssen, in Thränen, Reue und Schmerz.

Ich bin über die Alpen, über den Rhein, über das Meer gezogen, und habe nichts geliebt als dich.

Ich habe hier gesessen, Alexander, sechs Jahre; und habe um den wilden Mann geweint.

Ich habe die schönsten Mädchen gesehen, und blieb dir treu.

Ich habe keinen Mann angesehen. Ich konnte nicht vor Liebe und Thränen.

Hast du, treue, liebe, goldene Seele? Hast du?

Frag die Holzschläger: ich habe hier geduldig deine Lieder gesungen, und gedacht: o er kommt wieder!

Da bin ich Feinsliebchen. Schlag ein! Sie schlug ein mit einem Freudengeschrei. Aber einen Namen habe ich noch immer nicht. Ich bin noch immer ein Bastard.

Quäle mich nicht, Alexander. Sei was du willst, nur liebe mich, und vergieb mir.

So komm! komm! komm gleich! Sie stutzte. Jetzt gleich? fragte sie.

Ich liebe dich, über alles. Für Alles fodere ich alles. Jetzt gleich!

O du wilder Mensch, sagte sie ihm die Hand reichend.

Wild bin ich; aber treu! wild, aber ehrlich! wild, aber gut!

Wohin führst du mich, guter Alexander. Ich gehe mit dir. Denn meine Tante zu Hause will mich an einen Fremden verheirathen, weil er reich ist.

Ich bin arm, Mädchen. Aber ich will dich in diesem frohen, treuen Herzen tragen. Geh mit mir!

Er gab ihr seine Hand. Mit der andern zog er das Pferd. So kamen sie in

der Stadt an. Sieh recht um dich, Geliebte, sagte er. Hier wohnst du mit mir. Denn ich habe einen Vater gefunden, eine Schwester, einen Freund, und ein treues Weib. Und für dich auch einen Namen, Frau von Glauchen.

O habe mich nur gefunden, Alexander! mich nur!

Dich, und darum die andern auch; denn mit dir will ich ins Leben wurzeln, und hier schwöre ich dir, ich will deinen Herzen nie einen Schmerz geben! Ich habe alle meine Schwüre gehalten.

Er hielt vor des Ministers Pallaste. Da flog ihm Sidonie und Wilhelm entgegen, und Alexander sagte: hier bringe ich dir eine Schwester Sidonie, und liebkosend führte Sidonie die neue Schwester in den Saal. Ach die demüthige verbarg das erröthete Gesicht an den Busen der Schwester, und dann an Alexanders Brust.

3128

Glauchen hatte in die Verheirathung seiner Tochter gewilligt. Aber er selbst war auf seinem Gute. Der Sohn sah ihn noch, und er bewilligte auch seine Verbindung.

Die beiden Paare wurden eingesegnet. Der Minister rief am späten Abend im Arme seines Freundes: o gütige Vorsicht!

9.98
CHBINDEREI
ERMEIER
nzstrasse 2
6 Rottenburg
n 08781 / 5 50
Bucheinbände nach RAL RG 495

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Ida von Kiburg oder das Verhängniß

Berlin 1816

P.o.germ. 783 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113329-3